Die

Sparsamkeit.

Von

Samuel Smiles,

Verfasser des „Charakter“.

Deutsche autorisirte Ausgabe von Dr. Moritz Busch.

Leipzig.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1876

„Sei sparsam, doch nicht gierig. Daher geben,
Daß Nothdurft, Ehr' und daß Dein Freund genug.
Kein Filz war brav je. Schaff', daß Du zu leben,
Dann leb' und brauch' es, andernfalls ist's Lug,
  Daß Du's verdient. Denn der Gebrauch allein
  Macht Geld nicht zum verachtenswerthen Stein."

Georg Herbert.

„Um Frau Fortunens gold'ne Gunst
  Mußt Du Dich fleißig rühren
Und Geld mit jeder List und Kunst,
  Die Ehr' erlaubt, heimführen.
Nicht, um es zu verscharr'n und nicht
  Es Schranzenvolk zu geben,
Nein, weil es Dir das Recht verspricht,
  Als freier Mann zu leben."

Robert Burns.

Vorwort.

Dieses Buch soll eine Fortsetzung zu „Selbsthülfe“ und „Charakter“ sein. Ja es hätte als Einleitung zu diesen Bänden erscheinen können; denn Sparsamkeit ist die Basis der Selbsthülfe und die Grundlage von Vielem, was am Charakter trefflich ist.

Der Verfasser hat bereits auf den Gebrauch und Mißbrauch des Geldes Bezug genommen, aber die Lection ist werth, wiederholt und dringlicher vorgetragen zu werden. Wie er bereits bemerkt hat, sind einige der schönsten Eigenschaften der menschlichen Natur nahe mit dem rechten Gebrauche des Geldes verwandt, so zum Beispiel die Freigebigkeit, die Rechtschaffenheit, die Gerechtigkeit und die Selbstverleugnung und ebenso die mehr praktischen

Tugenden der Haushaltungskunst und der Vorsorglichkeit. Andererseits sehen wir ihre Gegensätze, Geiz, Betrug, Ungerechtigkeit und Selbstsucht, sich an den Menschen zeigen, die in ungebührlicher Weise den Gewinn lieben, und die Laster des gedankenlosen in den Tag hinein Lebens, der Verschwendung und Unvorsorglichkeit auf Seiten Derer, welche die ihnen anvertrauten Mittel mißbrauchen oder falsch gebrauchen.

Sir Henry Taylor hat bemerkt, daß „der Fleiß Interesse an seinen eigenen Früchten nehmen muß, und Gott verordnet hat, daß die große Masse der Menschheit von diesem Interesse bewogen sein und ihre tägliche Arbeit dadurch versüßt sehen soll“. Die Gewinne und Ersparnisse des Fleißes sollten einem über bloßes Gewinnen und Sparen hinausgehenden Zwecke dienen. Wir arbeiten und streben nicht für uns selbst allein, sondern zum Besten Derer, die von uns abhängen. Der Fleiß muß wissen, wie zu verdienen, wie zu verthun und wie zu sparen ist. Der Mensch, welcher wie der Apostel Paulus weiß, wo zu sparen, und wie in Fülle zu leben ist, besitzt ein großes Wissen.

Jedermann ist verpflichtet, zu thun, was er kann, um seine Stellung in der Gesellschaft zu heben und sich seine Unabhängigkeit zu sichern. Zu diesem Zwecke muß er von seinen Mitteln sparen, um in seiner Lage unabhängig zu sein. Fleiß setzt die Menschen in den Stand, sich ihr Brot zu

verdienen; er sollte sie auch in den Stand setzen, leben zu lernen. Unabhängigkeit kann nur durch Vorsorglichkeit, Klugheit, Genügsamkeit und Selbstverleugnung begründet werden. Um freigebig sein zu können, müssen die Menschen sich selbst verleugnen. Das Wesen der freigebigen Großmuth ist Selbstaufopferung.

Der Zweck dieses Buches geht auf Anleitung der Menschen zur Verwendung ihrer Mittel für würdige Ziele, damit sie dieselben nicht mit Befriedigung selbstischer Begierden vergeuden. Vielen Feinden ist bei Erreichung dieses Zweckes entgegen zu treten: der Trägheit, der Gedankenlosigkeit, der Eitelkeit, der Lasterhaftigkeit, der Unmäßigkeit. Die letzte ist die schlimmste von allen. Zahlreiche Fälle im Verlaufe des folgenden Buches zeigen, daß eine der besten Methoden, den Fluch der Trunksucht zu mildern, der ist, Jung und Alt anzuleiten, die Tugend der Sparsamkeit zu üben.

Schon vor Jahren war ein großer Theil dieses Buches geschrieben und Einiges davon veröffentlicht, aber ein Anfall von Lähmung, welcher den Verfasser nöthigte, das Schreiben für einige Zeit aufzugeben, hat sein Erscheinen bis jetzt aufgehalten. Vieles von neuerdings empfangenen Mittheilungen schuldet er den Herren Edward Croßley, Mayor von Halifax, Edward Akroyd in Halifax, George Chetwynd vom General-Postamt, S. A. Nichols in Over Darwen, Jeremiah Head in Midd-

lesborough, Charles W. Sikes in Huddersfield und zahlreichen anderen Correspondenten in Durham, Renfrewshire, Yorkshire, Lancashire, Staffordshire und South Wales.

Der Verfasser hofft, daß das Buch sich als nützlich und hülfreich in Bezug auf den Zweck erweisen wird, der damit ins Auge gefaßt wurde.

London, im November 1875.

Inhaltsverzeichniß.

Viertes Kapitel.

Mittel zum Sparen.

Fünftes Kapitel.

Beispiele von Sparsamkeit.

Sechstes Kapitel.

Methode der Sparsamkeit.

Siebentes Kapitel.

Wirthschaftlichkeit in der Versicherung des Lebens.

Achtes Kapitel.

Sparbanken.

Eine Fabel.

Ein Graspferd, halb todt vor Kälte und Hunger, kam, als der Winter herannahte, an einen gut mit Nahrung versehenen Bienenstock und bat die Bienen demüthig, ihm in seiner Noth mit ein paar Tropfen Honig beizuspringen.

Eine der Bienen fragte es, wie es seine Zeit den ganzen Sommer über verbracht, und warum es nicht wie sie einen Vorrath von Nahrung zurückgelegt habe?

„Wahrhaftig", sagte das Graspferd, „ich habe meine Zeit sehr lustig mit Trinken, Tanzen und Singen verbracht und nicht ein einzig Mal an den Winter gedacht."

„Unser Lebensplan ist sehr anders", sagte die Biene; „wir arbeiten im Sommer emsig, um für die Jahreszeit Nahrung zurückzulegen, wo wir, wie wir voraussehen, derselben bedürfen werden; aber Die, welche im Sommer nichts thun, als daß sie trinken, tanzen und singen, müssen sich darauf gefaßt machen, im Winter zu verhungern."

Sparsamkeit.

Erstes Kapitel.

Fleiß.

„Nicht was ich habe, sondern was ich schaffe ist mein Reich.“ Carlyle.

„Schaffender Fleiß ist das einzige Capital, welches ein Volk bereichert und das nationale Gedeihen und Wohlbefinden ausbreitet. In aller Arbeit liegt Gewinn, sagt Salomo. Was ist die Wissenschaft der Volkswirthschaft, als eine langweilige Predigt über diesen Text.“

Samuel Laing.

„Gott sorgt für die guten Dinge der Welt, damit sie der Nothdurft der Natur dienen, durch die Arbeiten des Ackermannes, das Geschick und Bemühen des Handwerkers und durch die Wagnisse und den Unternehmungsgeist des Kaufmanns ... Der träge Mensch ist gleich Einem, der todt ist, gleichgültig gegen den Wechsel und die Nothwendigkeiten der Welt, und er lebt nur, um seine Zeit zu verbringen und die Früchte der Erde zu essen; wie ein Wurm oder Wolf sterben sie und gehen zu Grunde, wenn ihre Zeit kommt, und in der Zwischenzeit taugen sie zu nichts.“

Jeremy Taylor.

„Für Stoff zum Bau, den Ihr errichtet,
Könnt Ihr getrost der Zeit vertrau'n;
Denn unser Heut und Gestern schichtet
Die Blöcke ja, womit wir bau'n.“

Longfellow.

Das Sparen begann mit der Gesittung. Es begann, als die Menschen es nothwendig fanden, ebenso für den morgenden Tag wie für den

heutigen zu sorgen. Es begann lange bevor das Geld erfunden wurde.

Sparen bedeutet, im Privatleben haushälterisch verfahren. Es schließt das Zusammenhalten seiner Sachen in häuslichen Angelegenheiten und ebenso die Ordnung und Leitung einer Familie ein.

Während die Haushaltungskunst der Privatleute den Zweck verfolgt, den Einzelnen Wohlbefinden zu schaffen und es zu fördern, geht der Zweck der Volkswirthschaft dahin, den Reichthum der Nationen zu schaffen und zu steigern.

Privatreichthum und öffentlicher Reichthum haben denselben Ursprung. Reichthum wird durch Arbeit erworben, er wird durch Ersparnisse und Aufhäufungen bewahrt, und er wird durch Fleiß und Ausdauer vermehrt.

Die Ersparnisse der Einzelnen sind es, welche den Reichthum — mit anderen Worten, das Wohlbefinden — jeder Nation ausmachen. Auf der andern Seite ist es der verschwenderische Sinn der Einzelnen, welcher die Verarmung der Staaten herbeiführt. Hiernach kann jeder sparsame Mensch als ein öffentlicher Wohlthäter und jeder nicht sparsame Mensch als ein öffentlicher Feind betrachtet werden.

Darüber, daß man im Privatleben haushälterisch zu Werke gehen müsse, kann keine Meinungsverschiedenheit herrschen. Jedermann giebt dies zu und empfiehlt es. Aber in Betreff der Volkswirth-

schaft gehen die Ansichten vielfach auseinander — zum Beispiel hinsichtlich der Vertheilung des Capitals, der Häufung von Vermögen, der Zufälle bei der Besteuerung, der Armengesetzgebung und anderer Gegenstände — auf welche wir nicht einzugehen gesonnen sind. Das Thema der Haushaltungskunst im Privatleben, der Sparsamkeit, ist für sich allein ganz genügend, die Seiten dieses Buches in Anspruch zu nehmen.

Haushälterisches Verfahren ist nicht ein natürlicher Trieb, sondern ein Gewächs der Erfahrung, des Beispiels und der Ueberlegung. Es ist auch das Ergebniß der Erziehung und der Verstandesbildung. Nur wenn Menschen klug werden und zu denken anfangen, geschieht es, daß sie mäßig und bescheiden in ihren Ansprüchen werden. Daher ist das beste Mittel, Männer und Frauen haushälterisch zu machen, das, sie klug zu machen.

Liederlichkeit ist dem Menschen viel natürlicher als haushälterisches Wesen. Der Wilde ist der größte Verschwender; denn er denkt nicht an die Zukunft, nicht an den morgenden Tag. Der vorhistorische Mensch hob nichts auf. Er lebte in Höhlen oder Erdlöchern, die mit Zweigen bedeckt waren. Er lebte von Muschelthieren, die er am Seestrand auflas, oder von Hagebutten und Mehlbeeren, die er in den Wäldern sammelte. Er tödtete Thiere mit Steinen. Er lauerte ihnen auf oder hetzte sie, ihnen zu Fuße folgend, bis sie hin-

fielen. Dann lernte er Steine als Werkzeuge brauchen und machte davon Pfeil- und Speerspitzen, wobei er seine Arbeit vortheilhaft verwendete, und worauf er Vögel und andere Thiere rascher tödtete.

Der Wilde der Urzeit wußte nichts von Ackerbau. Erst in vergleichsweise neuer Zeit geschah es, daß Menschen Samenkörner zur Nahrung sammelten und einen Theil davon zur Aussaat für die Ernte des nächsten Jahres aufhoben. Als Mineralien entdeckt wurden und man das Feuer auf sie anwendete und die Mineralien zu Metall zerschmolzen wurden, that der Mensch einen unermeßlichen Schritt nach vorwärts. Er konnte jetzt harte Werkzeuge anfertigen, Steine bemeißeln, Häuser bauen und dazu fortschreiten, daß er durch unermüdeten Fleiß die mannigfaltigen Mittel und Wege ersann, die zur Gesittung führen.

Der Anwohner des Oceans brannte ein Loch in einen gefällten Baum, ließ den Stamm vom Stapel laufen, ging in ihm auf die See hinaus und fing sich Fische zur Nahrung. Der ausgehöhlte Baum wurde ein Boot, das von eisernen Nägeln zusammengehalten wurde. Das Boot wurde eine Galeere, ein Vollschiff, ein Raddampfer, ein Schraubendampfer, und die Welt war geöffnet für die Ansiedelung und die Gesittung.

Der Mensch würde als Wilder fortgelebt haben, wenn nicht die Ergebnisse der nützlichen Arbeiten

derer gewesen wären, die ihm vorausgingen. Der Boden wurde von ihnen in Besitz genommen und in der Weise behandelt, daß er Nahrung zum Gebrauch für Menschen hervorbrachte. Sie erfanden Werkzeuge und Gewebe, und wir ernten die nützlichen Ergebnisse. Sie entdeckten Kunst und Wissenschaft, und wir sind die Erben der nützlichen Erfolge ihrer Arbeiten.

Die ganze Natur lehrt, daß nichts Gutes, was einst zu Stande gebracht worden ist, ganz und gar vergeht. Die Lebenden werden stets an die begrabenen Millionen erinnert, die vor ihnen gewirkt und gewonnen haben. Die Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit, die sich an den Gebäuden und Bildhauerarbeiten der lange verloren gewesenen Städte Ninive, Babylon und Troja zeigte, ist bis auf die gegenwärtige Zeit gelangt. Im Haushalt der Natur geht keines Menschen Bemühen ganz und gar verloren. Irgend ein Ueberrest nützlicher Wirkung fährt fort, wo nicht den Einzelnen, doch das Geschlecht zu belohnen.

Der bloße materielle Reichthum, der von unseren Vorvätern auf uns vererbt worden ist, bildet nur einen unbedeutenden Theil der Summe unserer Erbschaft. Unser Geburtsrecht besteht aus etwas weit Unvergänglicherm. Es besteht aus der Summe nützlicher Wirkungen menschlichen Geschicks und menschlicher Arbeit. Diese Wirkungen werden nicht durch Gelehrsamkeit, sondern durch

Lehre und Beispiel übertragen. Das eine Geschlecht war der Lehrer des folgenden, und so erhalten sich noch in unseren Tagen Kunst und Kunstfertigkeit, die Kunde von der Anwendung von Maschinen und Materialien. Die Arbeiten und Anstrengungen früherer Geschlechter wurden auf diese Art vom Vater auf den Sohn übertragen, und sie bilden noch jetzt das natürliche Erbtheil der menschlichen Race — eins der wichtigsten Werkzeuge der Gesittung.

Unser Geburtsrecht besteht also in den nützlichen Wirkungen der Arbeiten unserer Vorfahren, aber wir können uns ihrer nicht erfreuen, wenn wir selbst nicht am Werke theilnehmen. Alle müssen arbeiten, entweder mit der Hand oder mit dem Kopfe. Ohne Arbeit ist das Leben werthlos, es wird dann ein reiner Zustand sittlicher Schlafsucht. Wir meinen nicht lediglich physische Arbeit. Es giebt eine Fülle anderer Arbeit: die Arbeit des Handelns und Ausdauerns, der Geduld in Prüfungen, der unternehmenden Menschenliebe, die Arbeit, welche Wahrheit und Gesittung verbreitet, das Leiden vermindert, den Armen ihre Last erleichtert, den Schwachen beisteht und sie in den Stand setzt, sich selbst zu helfen.

„Ein edles Herz“, sagt Barrow, „wird es mit Verachtung ablehnen, wie eine Drohne von anderer Leute Arbeit zu leben, wie das Ungeziefer seine Nahrung aus der öffentlichen Kornkammer zu steh-

len, oder wie ein Haifisch auf die Jagd nach kleineren Fischen zu gehen; es wird vielmehr über seine Verpflichtungen, im Kleinen und Einzelnen sich um Andere zu sorgen und zu bemühen, durch beträchtliche Dienstleistungen und Wohlthaten gegen das Publicum hinausgehen; denn es giebt keinerlei Beruf, vom Scepter bis zum Spaten herab, dessen Betrieb mit gutem Erfolg, mit Ehren, mit Befriedigung nicht viel Arbeit des Kopfes oder der Hände oder beider zugleich erforderte."

Die Arbeit ist nicht nur eine Nothwendigkeit, sondern auch eine Freude. Was sonst ein Fluch sein würde, wird durch die Einrichtung unseres physischen Systems ein Segen. Unser Leben ist in einigen Beziehungen ein Kampf mit der Natur, aber es ist in anderen auch ein Zusammenwirken mit der Natur. Die Sonne, die Luft und die Erde entziehen uns unablässig Theile unserer Lebenskraft. Daher essen und trinken wir der Ernährung und kleiden wir uns der Erwärmung halber.

Die Natur arbeitet mit uns zusammen. Sie liefert uns die Erde, in die wir Furchen ziehen, sie läßt die Samenkörner wachsen und reifen, die wir säen und einsammeln. Sie liefert, mit Beihülfe der Menschenhand, die Wolle, die wir verspinnen, und die Nahrung, die wir essen. Und es sollte nie außer Acht gelassen werden, daß, wie reich oder arm wir auch sein mögen, Alles, was

wir essen, Alles, womit wir bekleidet sind, Alles, was uns Obdach gewährt, vom Palast bis zur Hütte herab, das Ergebniß der Arbeit ist.

Die Menschen arbeiten einander zur wechselseitigen Erhaltung Aller in die Hände. Der Ackersmann bearbeitet den Grund und Boden und sorgt für Nahrung, der Fabrikant webt Gewebe, welche der Schneider und die Nähterin zu Kleidern gestalten, der Maurer und der Ziegeldecker bauen die Häuser, in denen wir uns des Familienlebens erfreuen. Eine Menge von Arbeitern tragen also bei und helfen das allgemeine Ergebniß zu schaffen.

Arbeit und Geschick auf die gemeinsten Dinge übertragen, verleihen ihnen sofort einen hohen Werth. Die Arbeit ist das eigentliche Leben der Menschheit; nehme man sie hinweg, verbanne man sie, und das Geschlecht Adam's wird sofort vom Tode betroffen werden. „Der da nicht arbeiten will", sagt der Apostel Paulus, „soll auch nicht essen", und der Apostel rühmt sich, mit eigenen Händen gearbeitet zu haben, und war Niemand zur Last gefallen.

Es giebt eine wohlbekannte Geschichte von einem alten Bauer, der, als er auf seinem Sterbebette lag, seine drei trägen Söhne zu sich rief, um ihnen ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen. „Meine Söhne", sagte er, „ein großer Schatz liegt verborgen in dem Ackergute, das ich im Begriffe bin, Euch zu hinterlassen." Der alte Mann rang nach

Luft. „Wo ist er verborgen?“ riefen die Söhne in einem Athem. „Ich bin dabei es Euch zu sagen“, erwiderte der Alte, „Ihr werdet darnach graben müssen an“ — hier versagte ihm der Athem, bevor er das wichtige Geheimniß mittheilen konnte, und er starb. Sofort machten die Söhne sich an die Arbeit, um mit Spaten und Karst die lange vernachlässigten Felder umzuwühlen, und sie wendeten jede Scholle und jeden Erdkloß auf dem Gute um. Sie entdeckten keinen Schatz, aber sie lernten arbeiten, und als die Felder besäet wurden und die Ernte kam, siehe da war infolge der gründlichen Durcharbeitung, die sie erfahren hatten, der Ertrag ein ganz erstaunlicher. Da geschah es, daß sie den im Gute verborgenen Schatz entdeckten, den ihr weiser alter Vater ihnen zu heben gerathen hatte.

Die Arbeit ist zu gleicher Zeit eine Last, eine Strafe, eine Ehre und ein Vergnügen. Sie kann als gleichbedeutend mit Armuth aufgefaßt werden, aber es ist auch etwas Herrliches an ihr. Sie bezeugt zu gleicher Zeit unsere natürlichen Wünsche und unsere mannigfaltigen Bedürfnisse. Was wäre der Mensch, was wäre das Leben, was wäre die Gesittung ohne Arbeit? Alles, was groß am Menschen ist, kommt vom Arbeiten — Größe in der Kunst, in der Literatur, in der Wissenschaft. Das Wissen — „der Flügel, mit dem wir zum Himmel emporfliegen“ — wird lediglich durch Arbeit

erworben. Das Genie ist nur die Fähigkeit, intensiv zu arbeiten, es ist die Kraft, große und andauernde Anstrengungen zu machen. Die Arbeit mag eine Strafe sein, aber es ist in Wahrheit eine glorreiche. Es ist Gottesdienst, Pflichterfüllung, Lobgesang und Unsterblichkeit — für Die, welche nach den höchsten Zielen und mit den reinsten Absichten arbeiten.

Es giebt Viele, welche über das Gesetz der Arbeit, unter dem wir leben, murren und klagen, indem sie nicht bedenken, daß der Gehorsam gegen dasselbe nicht nur im Einklange mit dem göttlichen Willen steht, sondern auch nothwendig ist zur Entwickelung des Geistes und zu vollem Genusse und Gebrauche unserer gemeinsamen Natur. Von allen unglücklichen Menschen sind sicherlich die unbeschäftigten, Die, deren Leben nutzlos verstreicht, die nichts zu thun, als für Befriedigung ihrer Sinnlichkeit zu sorgen haben, die unglücklichsten. Sind solche Menschen nicht die klagsüchtigsten, elendesten und unbefriedigtsten von allen, fortwährend in einem Zustande des Gelangweiltseins, ebenso nutzlos für sich als für Andere — eine reine Belästigung für die Erde, die, wenn sie von hinnen genommen werden, von Niemand vermißt, von Niemand bedauert werden? In der That, ein sehr unglückliches und unedles Loos ist das Loos der Müßiggänger!

Welche Menschen haben der Welt so viel vor=

wärts geholfen als die arbeitenden, die Menschen, welche aus Nöthigung oder aus freier Wahl zu arbeiten hatten? Alles, was wir Fortschritt nennen — Gesittung, Wohlbefinden und Gedeihen — hängt von emsig angewendetem Fleiße ab, von der Pflege eines Gerstenhalms bis hinauf zu der Erbauung eines Dampfschiffs — vom Steppen eines Kragens bis hinauf zu „der Statue, die die Welt bezaubert".

In gleicher Weise sind alle nützlichen und schönen Gedanken der Ausfluß von Arbeit, Studium, Beobachtung, Forschung, fleißiger Ausarbeitung. Die edelste Dichtung kann nicht ausgeführt werden und in ihren nie ersterbenden Strophen in alle Zukunft hinein erklingen ohne ausdauernde und sorgfältige Arbeit. Kein großes Werk ist je „in einem Zuge" vollbracht worden. Es ist das Ergebniß wiederholter Anstrengungen und oft ebenso häufigen Mißlingens. Die eine Generation beginnt, und eine andere setzt das Werk fort — wobei die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammen arbeitet. So begann der Parthenon mit einer Lehmhütte, das jüngste Gericht mit einigen Kritzeleien im Sande. Es ist dasselbe mit den Einzelnen des Menschengeschlechts, sie beginnen mit Anstrengungen, die zu Mißgeburten führen, aber vermittelst ausdauernden Strebens mit erfolgreichen Ausgängen endigen.

Die Geschichte des menschlichen Fleißes bleibt

sich im Charakter der Beispiele, die sie zeigt, gleich. Fleiß setzt den ärmsten Mann in den Stand, sich Ehre, wo nicht Auszeichnung, zu erwerben. Die größten Namen in der Geschichte der Kunst, Literatur und Wissenschaft sind die von hartarbeitenden Menschen. Ein Maschinenbauer gab uns die Dampfmaschine, ein Barbier die Spinnmaschine, ein Weber die Bastard-Spinnmaschine, ein Schachtarbeiter vervollkommnete die Locomotive — und Arbeiter aller Grade haben, einer nach dem andern zu den Triumphen mechanischer Kunstfertigkeit beigetragen.

Unter dem Arbeiter verstehen wir nicht blos den Menschen, der mit seinen Muskeln und Sehnen arbeitet. Ein Pferd kann das auch thun. Sondern Derjenige ist in hervorragendem Sinne der Arbeiter, welcher auch mit seinem Gehirn arbeitet, und dessen physisches System unter dem Einflusse seiner höheren Fähigkeiten steht. Der Mensch, welcher ein Bild malt, welcher ein Buch schreibt, welcher ein Gesetz macht, welcher ein Gedicht schafft, ist ein Arbeiter der höchsten Ordnung — nicht so nothwendig zur physischen Erhaltung der Menschengemeinschaft als der Pflüger oder der Hirt, aber nicht weniger wichtig, insofern er für die Gesellschaft ihre höchste geistige Nahrung beschafft.

Nachdem wir so viel über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Arbeit gesagt haben, wollen

wir sehen, welcher Gebrauch von den Vortheilen gemacht wird, die wir von derselben ziehen können. Es ist klar, daß der Mensch ohne die Aufspeicherung von Ersparnissen, die unsere Vorfahren gemacht haben — Ersparnisse an Geschick, Kunstfertigkeit, Erfindung und geistiger Bildung — ein Wilder geblieben sein würde.

Die Ersparnisse der Welt sind es, welche die Gesittung der Welt geschaffen haben. Ersparnisse sind das Ergebniß von Arbeit, und es geschieht nur, wenn Arbeiter zu sparen beginnen, daß die Ergebnisse der Gesittung sich zu häufen anfangen. Wir haben gesagt, daß die Sparsamkeit die Gesittung hervorgerufen habe. Die Sparsamkeit erzeugt Capital, und das Capital ist das aufbewahrte Ergebniß von Arbeit. Der Capitalist ist lediglich ein Mensch, welcher Das, was durch Arbeit verdient worden ist, nicht ganz verthut.

Aber die Sparsamkeit ist kein natürlicher Trieb. Sie ist ein Grundantrieb des Verhaltens, den man sich erst erwerben muß. Sie schließt Selbstverleugnung ein — das Abstehen vom gegenwärtigen Genusse zu Gunsten der Zukunft — die Unterordnung der thierischen Begierde unter die Vernunft, die Voraussicht und die Klugheit. Sie arbeitet für heute, sorgt aber auch für den morgenden Tag. Sie legt das Capital, das sie erspart hat, an und trifft Fürsorge für die Zukunft.

„Das Recht des Menschen, die Zukunft zu

sehen", sagt Edward Denison, „welches ihm von der Vernunft verliehen wird, hat die Pflicht zur Gefährtin, für diese Zukunft zu sorgen, und unsere Sprache bezeugt diese Wahrheit, indem sie, um die Thätigkeit zur Verhütung zukünftigen Mangels auszudrücken, sich eines Wortes bedient, welches in seinem ursprünglichen Sinne nur ein passives Vorauswissen desselben einschließt. So oft wir von der Tugend der Voraussicht sprechen, nehmen wir an, daß im Voraus benachrichtigt auch im Voraus gerüstet ist. Die Zukunft zu wissen ist keine Tugend, aber sich auf sie vorzubereiten ist die größte aller Tugenden."

Aber ein großer Theil der Menschen sorgt nicht für die Zukunft. Sie erinnern sich nicht an die Vergangenheit. Sie denken nur an die Gegenwart. Sie heben Nichts auf. Sie verthun Alles, was sie verdienen. Sie kümmern sich nicht um ihre eigene Zukunft und nicht um die Zukunft ihrer Familie. Sie mögen hohen Lohn erwerben, essen aber Alles, was sie verdienen, auf und vertrinken es. Solche Leute sind fortwährend arm und schweben am Rande des Mangels.

Ebenso verhält es sich mit manchen Völkern. Die Völker, die Alles verbrauchen, was sie erzeugen, ohne einen Vorrath zu künftigem Erzeugen übrig zu lassen, haben kein Capital. Wie Einzelne, die nicht sparen, leben sie von der Hand in den Mund und sind immer arm und elend. Völ-

ker, welche kein Capital haben, besitzen auch keinen Handel. Sie haben nichts aufgespeichert, worüber sie verfügen, was sie abgeben könnten; so haben sie keine Schiffe, keine Seeleute, keine Docks, keine Häfen, keine Canäle und keine Eisenbahnen. Sparsamer Fleiß ist die Wurzel der Gesittung der Welt.

Blicken wir auf Spanien. Dort bringt der reichste Boden am wenigsten hervor. An den Ufern des Guadalquivir, wo einst zwölftausend Dörfer existirten, sind heutzutage nicht achthundert, und dieselben sind voll von Bettlern. Ein spanisches Sprichwort sagt: „El cielo y suelo es bueno, el entresuelo malo“ — der Himmel und der Erdboden ist gut, nur das zwischen beiden Liegende ist schlecht. Beharrliche Anstrengung oder geduldige Arbeit ist für den Spanier etwas Unerträgliches. Halb aus Trägheit und halb aus Stolz kann er sich nicht zur Arbeit bequemen. Ein Spanier wird erröthen vor dem Arbeiten, er wird nicht erröthen vor dem Betteln“*).

Auf diese Weise besteht die menschliche Gesellschaft vorzüglich aus zwei Classen, den Sparern und den Verschwendern, den Vorsorglichen und

---

*) Eugène Poitou, „Spanien und sein Volk“. S. 184 und 188.

den Nichtvorsorglichen, den Haushälterischen und den Nichthaushälterischen, Denen, die etwas haben und den Habenichtsen.

Die Menschen, welche mit den Mitteln der Arbeit haushälterisch umgehen, werden Besitzer von Capital, welches wieder Arbeit in Bewegung setzt. Das Capital häuft sich in ihren Händen, und sie beschäftigen andere Arbeiter, für sie zu arbeiten. So beginnen Handel und Verkehr.

Die Sparsamen bauen Häuser, Waarenspeicher und Mühlen. Sie versehen Fabriken mit Werkzeugen und Maschinen. Sie bauen Schiffe und senden sie nach den verschiedenen Häfen der Welt aus. Sie schießen ihr Capital zusammen und bauen Eisenbahnen, Häfen und Docks. Sie eröffnen Kohlen-, Eisen- und Kupferbergwerke und errichten Pumpwerke, um sie vom Wasser frei zu halten. Sie beschäftigen Arbeiter, um die Bergwerke zu bearbeiten, und geben so Anlaß zur Entstehung eines unermeßlichen Betrags an Beschäftigung.

Alles Dieses ist das Ergebniß von Sparsamkeit. Es ist das Ergebniß einer Denkart, welche das Geld zu Rathe hält und es zu nützlichen Zwecken verwendet. Der, welcher nicht spart, hat keinen Antheil am Fortschritte der Welt. Er verthut Alles, was er in die Hand bekommt, und kann Niemand Hülfe gewähren. Einerlei, wie viel Geld

er erwirbt, seine Stellung ist in keiner Hinsicht eine geachtete. Er bewirthschaftet keine seiner Hülfsquellen. Er ruft stets nach Hülfe. Er ist in der That der geborene Knecht und Sklave des Sparsamen.

Zweites Kapitel.

Gewohnheiten des Sparsamen.

„Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen." Goethe.

„Die meisten Menschen arbeiten für die Gegenwart, nur einige für die Zukunft. Die Klugen arbeiten für beide — für die Zukunft in der Gegenwart und für die Gegenwart in der Zukunft." Guesses at Truth.

„Das Geheimniß aller Erfolge besteht darin, daß man weiß, wie man sich selbst verleugnet ... Wenn man nur erst lernt, sich selbst zu zügeln, so ist das die beste Erziehung. Beweise mir, daß Du Dich selbst unter Aufsicht zu halten vermagst, und ich will sagen, daß Du ein Mann von Erziehung bist, und ohne dieses ist alle andere Erziehung so ziemlich zu nichts nütze."

Frau Oliphant.

„Alle Welt schreit: Wo ist der Mann, der uns retten will? Wir brauchen einen Mann! — Seht Euch doch nicht so weit nach diesem Manne um, Ihr habt ihn nahe bei der Hand. Dieser Mann — Ihr seid es, ich bin es, Jeder von uns ist es... Wie man einen Mann aus sich machen kann? Nichts schwerer, wenn Eins nicht weiß, wie man es wollen muß, nichts leichter, wenn man es will." Alexander Dumas.

Genügendes Auskommen und behagliches Leben liegen im Bereich der meisten Menschen, wenn sie nur die geeigneten Wege einschlagen wollten, sich

das zu sichern und es zu genießen. Leute, welche für ihre Arbeit gut bezahlt werden, könnten ebenfalls Capitalisten werden und ihren gebührenden Antheil am Fortschritte und der Wohlfahrt der Welt gewinnen. Aber nur, wenn sie sich der Arbeit, der Thatkraft, Ehrenhaftigkeit und Sparsamkeit befleißigen, können sie ihre eigene Stellung oder die ihrer Classe bessern.

Die bürgerliche Gesellschaft leidet gegenwärtig viel mehr durch Geldverschwendung als durch Geldmangel. Es ist leichter, Geld zu verdienen, als zu lernen, wie man es richtig verwendet. Nicht Das, was Jemand erwirbt, bildet seinen Reichthum, sondern seine Art, es zu verthun und es zusammenzuhalten. Und wenn Jemand durch seine Arbeit mehr erlangt, als zu seinen persönlichen Bedürfnissen und denen seiner Familie ausreicht, und einen kleinen Vorrath von Ersparnissen beiseitelegen kann, so besitzt er ohne Frage die Elemente gesellschaftlichen Wohlbefindens. Die Ersparnisse mögen sich auf wenig belaufen, aber sie werden genügen, um ihn unabhängig zu machen.

Es ist kein Grund vorhanden, daß der gutbezahlte Arbeiter von heutzutage nicht einen kleinen Vorrath von Capital zurücklegen sollte. Es erfordert lediglich Selbstverleugnung und haushälterisches Wesen. In der That, die hervorragendsten Industriellen unserer Tage bestehen meistentheils aus Leuten, die unmittelbar der untersten Classe

der Arbeiter entsprungen sind. Die Anhäufung von Erfahrung und Geschicklichkeit ist es, welche den Unterschied zwischen dem Arbeiter und dem Nichtarbeiter bildet, und es hängt von dem Arbeiter selbst ab, ob er sein Capital sparen oder verschwenden will. Wenn er es spart, so wird er stets finden, daß er hinreichend viele Gelegenheiten hat, es vortheilhaft und nützlich anzulegen.

„Als ich neulich in Lancashire unten war", sagte Herr Cobden zu seinen Mitbürgern in Midhurst, „besuchte ich in Gesellschaft einiger anderen Herren eine Fabrik, und diese Fabrik gehörte einem Manne, dessen wirklichen Namen ich nicht erwähnen, sondern den ich für meinen jetzigen Zweck Herrn Smith nennen will. Wenn diese Fabrik im Gange war, konnten in ihr nicht weniger als drei- oder viertausend Personen beschäftigt sein, und es waren siebenhundert Dampfwebstühle unter einem Dache. Als wir weggingen, klopfte einer der Freunde, die mich begleiteten, dem Besitzer der Fabrik auf die Schulter und sagte mit der männlichen Vertraulichkeit, welche das Volk in Lancashire auszeichnet: „Herr Smith war vor fünfundzwanzig Jahren selbst ein Arbeiter, und er verdankt dies Alles einzig und allein seinem eigenen Fleiße und seiner eigenen anspruchslosen Lebensweise". Worauf Herr Smith sogleich in derselben offenherzigen und gutgelaunten Weise erwiderte: „Nein, ich verdanke es nicht Alles mir selbst; ich

heirathete eine Frau mit Vermögen; denn sie verdiente, wie ich sie heirathete, als Weberin am Dampfwebstuhle neun Schillinge sechs Pence die Woche".

Sparsames Umgehen mit der Zeit steht dem sparsamen Umgehen mit dem Gelde gleich. Franklin sagte: „Zeit ist Geld". Wenn Jemand Geld zu verdienen wünscht, so kann es durch gehörigen Gebrauch der Zeit geschehen. Aber die Zeit kann auch mit der Verrichtung vieler guten und edlen Handlungen verbracht werden. Sie kann verwendet werden auf das Lernen, das Studiren, auf Kunst, Wissenschaft und Literatur. Es kann auf systematische Weise Zeit erspart werden. Unter System verstehen wir hier eine Einrichtung, mit der gewisse Ziele so erreicht werden sollen, daß bei der Verfolgung derselben keine Zeit verloren geht. Jeder Geschäftsmann muß systematisch und ordnungsgemäß verfahren. Ebenso jede Hausfrau. Es muß ein Platz da sein für jedes Ding, und jedes Ding muß sich an seinem Platze befinden. Es muß ferner für Alles eine gewisse Zeit festgesetzt sein, und Alles muß zu seiner rechten Zeit gethan werden.

Wir brauchen nicht zu zeigen, daß haushälterisches Verfahren nützlich ist. Niemand stellt in Abrede, daß die Tugend der Sparsamkeit sich üben läßt. Wir sehen zahlreiche Beispiele davon. Was viele Leute bereits gethan haben, können andere

Leute auch thun. Auch ist Sparsamkeit keine Tugend, die Schmerz bereitet. Im Gegentheil, sie setzt uns in den Stand, vieler Verachtung und mancherlei Unwürdigkeiten aus dem Wege zu gehen. Sie verlangt von uns Selbstverleugnung, keineswegs aber ein Absehen von jedem passenden Vergnügen. Sie verschafft uns viel rechtschaffene Freuden, deren verschwenderisches Treiben und Ausschweifung uns berauben.

Möge Niemand sagen, er könne nicht sparen. Es giebt nur wenige Personen, die es nicht zu Stande bringen, wöchentlich einige Schillinge zurückzulegen. In zwanzig Jahren würden drei wöchentlich ersparte Schillinge die Summe von zweihundertundvierzig Pfund geben, und in zehn weiteren Jahren würde dieselbe mit Hinzurechnung der Zinsen vierhundertundzwanzig Pfund betragen. Einige mögen sagen, daß sie auch nicht einmal annähernd so viel sparen können. Gut, so beginnt mit zwei Schillingen, mit einem Schilling, mit einem Sixpence-Stück*). Beginnt mit irgend etwas, aber auf alle Fälle macht einen Anfang. Sechs Pence wöchentlich in die Sparcasse getragen, werden sich, nachdem zwanzig Jahre lang so fortgefahren worden ist, auf vierzig und nach zehn

*) Für Leser, denen die englische Geldrechnung unbekannt sein sollte, sei bemerkt, daß ein Schilling = einer Mark, ein Sixpence-Stück = fünfzig Pfennigen, ein Pfund = 20 Mark ist. D. Uebers.

weiteren Jahren auf siebzig Pfund belaufen. Es ist die Gewohnheit des Sparens und der Selbstverleugnung, was sich bilden muß.

Die Sparsamkeit erfordert keinen ungewöhnlichen Muth, keinen außerordentlichen Verstand, keine übermenschliche Tugend. Sie erfordert lediglich gesunden Menschenverstand und die Kraft, selbstsüchtigen Genüssen zu widerstehen. In der That, die Sparsamkeit ist nur gesunder Menschenverstand, der in Alltagsdingen seine Wirksamkeit entfaltet. Sie bedarf keines glühenden Entschlusses, sondern ein klein wenig geduldige Selbstverleugnung genügt. Beginnen! heißt ihr Motto. Je mehr die Gewohnheit des Sparens geübt wird, um so leichter wird sie, und um so eher entschädigt sie den sich selbst Verleugnenden für die Opfer, die sie auferlegt hat.

Man kann die Frage aufwerfen: Ist es einem Manne, der für geringen Lohn arbeitet, möglich, irgend etwas zu erübrigen und es in eine Sparcasse zu legen, wenn er jeden Penny für den Unterhalt seiner Familie bedarf? Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß dies wirklich von vielen fleißigen und nüchternen Leuten geschieht, daß sie wirklich sich überwinden und ihren dürftigen Ueberverdienst in Sparcassen und andere Aufnahmestellen für die Ersparnisse armer Leute legen. Und wenn Einige dies thun können, so können es unter ähnlich gestalteten Umständen Alle thun — ohne

sich eines wahren Vergnügens oder eines wirklichen Genusses zu berauben.

Wie ungemein selbstsüchtig ist es doch für Jeden, der gute Bezahlung für seine Leistungen empfängt, Alles für sich selbst zu verwenden — oder, wenn er eine Familie hat, seinen ganzen Verdienst Woche für Woche zu verthun und nichts zurückzulegen! Wenn wir hören, daß ein Mann, der einen guten Gehalt gehabt hat, gestorben ist und nichts hinterlassen hat — daß er seine Frau und seine Kinder mittellos zurückgelassen hat — sie dem Zufall überlassen hat, irgendwie zu leben oder umzukommen — so können wir das nur als das selbstsüchtigste Absehen von aller Sparsamkeit betrachten. Und doch wird vergleichsweise wenig an solche Fälle gedacht. Vielleicht geht der Hut herum. Unterzeichnungen zum Besten der Hinterlassenen können etwas einbringen, vielleicht aber auch nichts, und die zu Grunde gerichteten Reste der unglücklichen Familie versinken in Armuth und Mangel.

Und doch würde die einfachste Klugheit in großer Ausdehnung diesem Ausgange entgegengetreten sein. Die Kürzung irgend eines sinnlichen und selbstsüchtigen Genusses — eines Glases Bier oder eines Stückes Kautabak — würde einen Mann im Verlaufe der Jahre in den Stand setzen, etwas für Andere zu sparen, statt es auf sich selbst zu verschwenden. Es ist in der That die unbedingte Pflicht auch des ärmsten Mannes, sei es

auch in noch so geringem Maße möglich, Vorsorge zu treffen für den Unterhalt seiner selbst und seiner Familie in Zeiten der Krankheit und Hülflosigkeit, die oft über die Menschen kommen, wenn sie eine solche Heimsuchung am Wenigsten erwarten.

Verhältnißmäßig wenige Menschen können reich sein; aber die meisten haben es in ihrer Gewalt, durch Fleiß und Wirthschaftlichkeit sich so viel zu erwerben, als ihren persönlichen Bedürfnissen genügt. Sie können sogar zu Besitzern von Ersparnissen werden, die hinreichen, um sie vor Mangel und Armuth in ihren alten Tagen zu sichern. Es ist jedoch nicht so sehr der Mangel an Gelegenheit als der Mangel an Willen welcher dem haushälterischen Verfahren in den Weg tritt. Leute mögen unablässig mit Hand und Kopf arbeiten, aber sie können sich enthalten, zu leichtfertig das Verdiente zu verthun und zu gut zu leben.

Die Mehrheit der Menschen zieht den Genuß des Vergnügens der Uebung der Selbstverleugnung vor. Bei der Masse der Menschen ist das Thier obenauf. Sie verthun oft Alles, was sie verdienen. Aber nicht blos die Arbeiterclasse ist's, in der wir Verschwendern begegnen. Wir hören von Leuten, die Jahre hindurch Hunderte von Pfunden verdient und verthan haben und jetzt, wo sie plötzlich sterben, ihren Kindern keinen Penny hinterlassen. Jedermann weiß von solchen Fällen.

Bei ihrem Tode gehört selbst das Gefäß und Geräth des Hauses, in dem sie gewohnt haben, anderen Leuten. Es wird verkauft, um die Kosten ihres Begräbnisses zu bestreiten und die Schulden zu bezahlen, die sie während ihres verschwenderischen Lebens gemacht haben.

Das Geld repräsentirt eine Menge von Gegenständen ohne Werth oder ohne wirklichen Nutzen; aber es repräsentirt auch etwas viel Kostbareres, und das ist die Unabhängigkeit. In diesem Lichte ist es von großer sittlicher Bedeutung.

Als eine Bürgschaft für Unabhängigkeit erscheint die bescheidene und plebejische Eigenschaft der Wirthschaftlichkeit sofort geadelt und zu dem Range einer der verdienstlichsten aller Tugenden erhoben. „Niemals behandle man Geldangelegenheiten mit Leichtsinn", sagte Bulwer; „Geld ist Charakter." Einige von den besten Eigenschaften des Menschen beruhen auf dem rechten Gebrauche des Geldes — solche z. B. wie seine Großmuth, sein Wohlwollen, seine Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Voraussicht. Viele seiner schlimmsten Eigenschaften haben ihren Grund in dem schlechten Gebrauche des Geldes — solche z. B. wie Geldgier, Geiz, Ungerechtigkeit, Ausschweifung und Mangel an Vorsorge.

Keine Menschenclasse brachte je etwas Tüchtiges zu Stande, die nur von der Hand in den Mund lebte. Leute, die Alles verthun, was sie erwerben, hängen immer am Rande des Mangels.

Sie müssen nothwendigerweise schwach und ohnmächtig sein — die Sklaven von Zeit und Umständen. Sie bewirken, daß sie arm bleiben. Sie büßen die Achtung vor sich selbst ebenso ein wie die Achtung Anderer. Es ist unmöglich für sie, frei und unabhängig zu sein. Nicht sparsam zu sein genügt, um Jemand alles männlichen Geistes und aller männlichen Tüchtigkeit zu berauben.

Aber ein Mann, der sich etwas erspart hat, einerlei, wie wenig es sei, befindet sich in einer andern Lage. Das kleine Capital, das er zurückgelegt hat, ist stets eine Machtquelle. Er ist nicht mehr das Spiel der Zeit und des Schicksals. Er kann der Welt kühn ins Gesicht blicken. Er ist in gewissem Maße sein eigener Herr. Er kann seine eigenen Bedingungen dictiren. Man kann ihn weder erkaufen noch verkaufen. Er kann mit Heiterkeit einem Alter voll Behaglichkeit und Glück entgegensehen.

Wenn die Menschen klug und überlegsam werden, werden sie gewöhnlich vorsorglich und mäßig. Ein unüberlegsamer Mensch verthut sein Gut gleich dem Wilden, sobald er es in die Hände bekommt, er denkt nicht an den morgenden Tag, an die Zeit der Noth oder an die Ansprüche Derer, die er von sich abhängig gemacht hat. Aber ein kluger Mann denkt an die Zukunft, er rüstet sich zu rechter Zeit für den bösen Tag, der über ihn und seine Familie kommen kann, und er trifft

sorgsam Vorkehrungen für Die, welche ihm nahe stehen und ihm theuer sind.

Was für eine ernste Verantwortlichkeit übernimmt der Mann, welcher heirathet! Nicht Viele denken ernstlich an diese Verantwortlichkeit. Vielleicht ist das weise so geordnet. Denn viel ernstliches Nachdenken könnte damit endigen, daß man dem ehelichen Leben und seinen Verantwortlichkeiten aus dem Wege ginge. Aber, einmal verheirathet, sollte ein Mann sich sofort entschließen, daß, soweit es auf seine eigenen Anstrengungen ankäme, der Mangel nie die Schwelle seiner Häuslichkeit überschreiten solle, und daß seine Kinder für den Fall, daß er vom Schauplatz des Lebens und der Arbeit weggenommen würde, nicht als eine Last für die bürgerliche Gesellschaft zurückbleiben sollen.

Wirthschaftlichkeit mit diesem Zwecke ist eine wichtige Pflicht. Ohne Wirthschaftlichkeit kann Niemand gerecht, — Niemand rechtschaffen sein. Unvorsorglichkeit ist Grausamkeit gegen Weib und Kinder, auch wenn die Grausamkeit von der Unwissenheit herstammt. Ein Vater verthut seinen Ueberschuß an Mitteln mit Trinken, indem er für wenig sorgt und nichts zurücklegt, und stirbt dann und hinterläßt seine mittellose Familie als Opfer seines ganzen Lebens. Kann irgend eine Form der Grausamkeit noch über diese hinausgehen? Und doch wird dieser leichtfertige Weg in jeder

Classe der Gesellschaft von sehr Vielen verfolgt. Die mittleren und die oberen Classen haben ebensoviel Schuld wie die unteren. Sie leben über ihre Mittel hinaus. Sie leben ausschweifend. Sie streben nach Glanz und Flitter, nach gehaltlosen Freuden und Genüssen. Sie kämpfen und ringen, reich zu werden, damit sie die Mittel zum Verthun haben — damit sie schwere Weine trinken und gute Diners geben können.

Als Herr Hume vor einigen Jahren im Unterhause sagte, daß die Lebensweise in England in jeder Hinsicht aus einem zu hohen Tone ginge, folgte seiner Bemerkung „lautes Gelächter". Aber seine Aeußerung war vollkommen wahr. Sie ist heutzutage noch weit wahrer, als sie damals war. Denkende Leute glauben, daß man jetzt zu schnell lebt, daß wir mit Hochdruck leben. Kurz, wir leben verschwenderisch, wir leben besser, als unsere Mittel es gestatten. Wir werfen unsern Verdienst weg und werfen ihm oft unser Leben nach.

Viele Menschen sind ganz eifrig und emsig im Geldverdienen, wissen aber nicht, wie sie es zu Rathe halten — oder wie sie es verthun sollen. Sie haben genug Fleiß und Geschick, um das Eine zu thun, aber es mangelt ihnen an der nothwendigen Klugheit, um auch das Andere zu thun. Zeitweilig ergreift uns die Leidenschaft, die nach Genuß verlangt, und wir geben ihr ohne Rücksicht auf die Folgen nach. Und doch mag es lediglich

die Folge von Vergeßlichkeit sein und leicht im Zaume gehalten werden können von Willensfestigkeit und dem thatkräftigen Entschlusse, die gelegentlichen Ursachen zu Aufwand in Zukunft zu meiden.

Die Gewohnheit des Sparens entsteht meistentheils aus dem Wunsche, unsere gesellschaftliche Lage zu verbessern und ebenso Denen, die von uns abhängen, eine bessere Stellung zu verschaffen. Sie entschlägt sich alles dessen, was nicht wesentlich ist, und vermeidet alle und jede Lebensweise, welche verschwenderisch und ausschweifend ist. Ein Kauf für den niedrigsten Preis wird theuer sein, wenn es sich um Etwas Ueberflüssiges handelt. Kleine Ausgaben führen zu großen. Ankauf von Dingen, die wir nicht brauchen, gewöhnt uns bald an Verschwendung in anderen Beziehungen.

Cicero sagt: „Die Sucht zum Kaufen nicht zu haben, heißt eine Rente besitzen. Viele werden von der Gewohnheit des Wohlfeilkaufens fortgerissen. Hier ist Etwas wunderbar billig zu haben; laßt es uns kaufen!“ — „Haben Sie irgendwelche Verwendung dafür?“ — „Nein, gegenwärtig nicht, aber gewiß wird es uns einmal von Nutzen sein.“ In dieser Weise wird vielfach gekauft. Einige kaufen altes Porzellan — soviel, daß man einen Porzellanladen damit ausstatten könnte. Andere kaufen alte Bilder — alte Möbel — alte Weine — lauter höchst wohlfeile Einkäufe! Es würde

nicht viel Schaden im Einkaufe dieser alten Dinge liegen, wenn sie nicht so oft auf Kosten der Gläubiger des Kenners und Liebhabers gekauft würden. Horace Walpole sagte einmal: „Ich hoffe, daß es keine Auction wieder giebt; denn ich habe keinen Zoll Raum und keinen Heller mehr übrig".

Die Menschen müssen in der Jugend und in den mittleren Jahren die Mittel beschaffen, die nöthig sind, wenn sie ihre alten Tage angenehm und glücklich verleben wollen. Es kann nichts Traurigeres geben, als einen alten Mann, der den größten Theil seines Lebens mit gutbezahlter Arbeit hingebracht hat, zu der Nothwendigkeit herabgekommen zu sehen, sich sein Brot zu erbetteln und sich gänzlich auf das Mitleid seiner Nachbarn oder auf die Mildthätigkeit von Fremden zu verlassen. Eine Betrachtung dieser Art sollte die Menschen schon in frühen Jahren des Lebens mit dem Entschlusse erfüllen, zum Besten ihrer selbst und ihrer Familie in späterer Zeit zu arbeiten und zu sparen.

In der That sollte in der Jugend Sparsamkeit geübt werden, und im Alter sollten die Menschen freigebig mit ihrem Besitze umgehen, doch immer so, daß sie nicht über ihr Einkommen hinausgingen. Der junge Mann hat eine weite Zukunft vor sich, während welcher er die Grundsätze der Wirthschaftlichkeit befolgen kann, während der

Andere dem Ende seiner Laufbahn sich nähert und nichts mit sich aus der Welt nehmen kann.

Das ist jedoch nicht das gewöhnliche Verfahren. Der junge Mann verthut das Geld ganz so mit vollen Händen wie sein Vater, und oft noch rücksichtsloser als dieser, der dem Ende seiner Laufbahn nahe steht, oder er wünscht wenigstens, es so verthun zu können. Er beginnt das Leben da wo sein Vater das lustige Leben sein ließ. Er verthut mehr als sein Vater verthat, als er so alt wie er war, und sieht sich bald bis an die Ohren in Schulden stecken. Um seine unaufhörlichen Bedürfnisse zu befriedigen, nimmt er zu gewissenlosen Mitteln und unerlaubtem Erwerb seine Zuflucht. Er versucht, rasch Geld zu machen, er speculirt, wagt sich im Handel über sein Vermögen hinaus und sieht sich schnell auf den Sand gesetzt. So erwirbt er sich allerdings Erfahrung, aber dieselbe ist nicht das Ergebniß von Guthandeln, sondern von Uebelhandeln.

Sokrates empfiehlt Familienvätern, das Verfahren ihrer sparsamen Nachbarn zu beobachten — derjenigen, welche ihre Mittel auf die vortheilhafteste Weise verwenden — und von ihrem Beispiele Nutzen zu ziehen. Die Sparsamkeit ist wesentlich praktisch und kann am besten durch Thatsachen gelehrt werden. Zwei Menschen verdienen, sagen wir, jeder fünf Schillinge täglich. Sie befinden sich, was das Familienleben und die Ausgaben be-

trifft, ganz in denselben Verhältnissen. Und doch sagt der Eine, er könne nicht sparen, und thut dies auch nicht, während der Andere sagt, er könne sparen, seine Ersparnisse regelmäßig in einer Sparcasse niederlegt und schließlich Capitalist wird.

Samuel Johnson kannte die Bedrängniß der Armuth vollständig. Er unterzeichnete sich einst als „Impransus“, d. h. als Jemand, der nicht zu Mittag gespeist hat. Er war mit Savage durch die Straßen gewandert, ohne zu wissen, wo er diese Nacht sein Haupt niederlegen solle. Johnson vergaß die Armuth, in der er seine Jugend verlebt hatte, niemals, und er rieth seinen Freunden und Lesern stets, dieselbe zu vermeiden. Wie Cicero behauptete er, daß die beste Quelle des Wohlbefindens die Wirthschaftlichkeit sei. Er nannte sie die Tochter der Vorsicht, die Schwester der Enthaltsamkeit und die Mutter der Freiheit.

„Die Armuth“, sagte er, „entzieht uns so viele Mittel zum Gutesthun und erzeugt so viel Unfähigkeit, dem natürlichen und sittlichen Bösen Widerstand zu leisten, daß sie mit Anwendung aller tugendhaften Mittel vermieden werden muß. Entschließt Euch daher, nicht arm zu sein; was ihr auch habt, verthut weniger. Mäßigkeit ist nicht blos die Grundlage der Ruhe, sondern auch des Wohlthuns. Niemand kann Andern Gutes thun, der selbst Hülfe braucht, wir müssen genug haben, bevor wir etwas übrig haben.“

Und an einer andern Stelle sagt er: „Die Armuth ist eine große Feindin des menschlichen Glückes. Sie vernichtet unzweifelhaft die Freiheit, und sie bewirkt, daß gewisse Tugenden sich nicht üben lassen und andere schwer fallen . . . Alle, denen aus irgend welchem Grunde der Mangel schrecklich ist, sollten die Verpflichtung fühlen, die sparsamen Grundsätze unserer weisen Vorfahren kennen zu lernen und die heilsamen Künste sich zu erwerben, mit denen man seine Ausgaben einschränkt; denn ohne ein wirthschaftliches Verfahren kann Niemand reich werden, und mit demselben kann Niemand arm sein."

Wo die Wirthschaftlichkeit als eine Sache betrachtet wird, die geübt werden muß, wird sie nie als eine Last empfunden werden, und Die, welche es zuvor nicht bemerkt haben, werden erstaunt sein, zu finden, wie viel einige wenige allwöchentlich beiseitegelegte Pence oder Schillinge beitragen können, um uns sittliche Hebung, geistige Bildung und persönliche Unabhängigkeit zu verschaffen.

Es liegt eine gewisse Würde in jedem Versuche, wirthschaftlich zu verfahren. Schon die Uebung der Sparsamkeit hat einen bessernden Einfluß. Sie legt Selbstverleugnung auf und theilt dem Charakter Stärke mit. Sie hat ein wohlgeregeltes Gemüth zur Folge. Sie erzieht zur Mäßigkeit. Sie ist auf Vorsorglichkeit gegründet. Sie macht die Vorsicht zum vorherrschenden Cha-

rakterzuge. Sie verleiht der Tugend die Herrschaft über das Sichgehenlassen. Vor Allem aber verschafft sie Behagen, vertreibt die Sorge und zerstreut viele Verdrießlichkeiten und Beängstigungen, die andernfalls an uns nagen könnten.

Einige werden sagen: „Es ist nicht zu machen, es läßt sich nicht thun". Aber Jedermann kann etwas thun. „Es geht nicht", ist der Ruin von Einzelnen und ganzen Völkern. In der That, es giebt kein leereres Gerede, als zu sagen: „Es geht nicht". Nehmen wir ein Beispiel. Ein Glas Bier täglich ergiebt jährlich fünfundvierzig Schillinge. Diese Summe wird hinreichen, um damit das Leben eines Menschen zu hundertunddreißig Pfund, zahlbar nach dem Tode desselben, zu versichern. Oder, in eine Sparcasse gelegt, würde sie nach Verlauf von zwanzig Jahren sich auf hundert Pfund belaufen. Aber Viele trinken ein halbes Dutzend Gläser Bier täglich, und diese Masse von Bier würde, nicht getrunken, nach Verlauf jener Zeit der Summe von sechshundert Pfund gleichkommen. Der Mann, der täglich neun Pence für geistige Getränke ausgiebt, verschwendet in fünfzig Jahren beinahe zweitausend Pfund.

Ein Meister empfahl einem seiner Arbeiter, „etwas für einen trüben Tag beiseite zu legen". Kurz nachher fragte der Meister den Mann, wie viel er zurückgelegt habe. „Meiner Treu, nichts", erwiderte dieser; „ich that, was Sie mich thun

hießen, aber es war gestern sehr trübe, und so ging Alles flöten in der Schenke."

Daß ein Mann sich und seine Familie ohne die Hülfe Anderer ernähre, verlangt sein Gefühl der Selbstachtung. Jeder tüchtige, sich selbst helfende Mann sollte sich selbst achten. Seine persönlichen Neigungen, Liebhabereien, Erfahrungen, Hoffnungen und Befürchtungen, — wie wichtig sind sie ihm, wenn auch von geringer Bedeutung für Andere. Sie wirken auf sein Glück, sein tägliches Leben und sein ganzes Dasein als Mensch ein. Er kann sich deshalb nicht anders als interessirt, tief interessirt bei Allem fühlen, was ihn betrifft.

Um gerecht zu sein, muß man nicht nur fleißig an sich, sondern auch an die Pflichten denken, die man Andern schuldet. Man muß sich sein Ziel nicht zu tief stecken, sondern die Menschen als „ein wenig tiefer als die Engel" gestellt betrachten. Möge er an seine hohe Bestimmung denken — an die ewigen Interessen, an denen er Antheil hat — an den großen Plan der Natur und der Vorsehung — an den Geist, mit dem er begabt ist — an die Fähigkeit zum Lieben, die in ihn gelegt wurde — an die Heimath auf Erden, die ihm verliehen worden ist, und er wird aufhören, gering von sich zu denken. Das ärmste menschliche Wesen ist der Mittelpunkt von zwei Ewigkeiten — und der Schöpfer überschattet Alle.

Möge daher Jedermann Achtung vor sich selbst haben — vor seinem Leibe, seinem Geiste, seinem Charakter. Selbstachtung, die ihren Ursprung in der Selbstliebe hat, treibt zu dem ersten Schritte der Besserung an. Sie stachelt den Menschen an, sich zu erheben, aufwärts zu blicken, seinen Geist zu entwickeln, seine Lage zu verbessern. Selbstachtung ist die Wurzel der meisten Tugenden — der Reinheit, der Keuschheit, der Ehrerbietigkeit, der Ehrlichkeit, der Nüchternheit. Gering von sich zu denken, heißt sinken, bisweilen einen Abhang hinunter steigen, auf dessen Boden die Schande liegt.

Jedermann kann sich bis zu einem gewissen Umfange helfen. Wir sind nicht bloße Strohhalme, in eine Strömung geworfen, um deren Lauf zu bezeichnen, sondern im Besitze der Freiheit des Handelns, begabt mit der Kraft, sich gegen die Wellen zu stemmen und uns über sie zu erheben, indem Jeder von uns selbst seinen Weg bezeichnet. Jeder von uns kann sich in der Wagschale des sittlichen Seins erheben. Wir können reine Gedanken hegen. Wir können gute Handlungen vollbringen. Wir können nüchtern und mäßig leben. Wir können Vorsorge treffen für schlimme Tage. Wir können gute Bücher lesen, weisen Lehrern unser Ohr leihen und uns unter die göttlichsten Einflüsse auf Erden stellen. Wir können mit un=

serm Leben die höchsten Zwecke verfolgen und dabei die höchsten Ziele vor Augen haben.

„Die Selbstliebe und die Liebe zur menschlichen Gesellschaft sind Eins und Dasselbe", sagt einer unserer Dichter. Der Mensch, der sich selbst bessert, bessert die Welt. Er fügt der Masse einen ferneren wahren Menschen hinzu. Und da die Masse aus Einzelnen besteht, liegt es auf der Hand, daß, wenn Jeder sich besserte, das Ergebniß die Besserung des Ganzen sein würde. Der gesellschaftliche Fortschritt ist die Folge des Fortschritts der Einzelnen. Das Ganze kann nicht rein sein, wofern die Einzelnen, die es ausmachen, nicht rein sind. Die Gesellschaft im Großen und Ganzen ist nur die Widerspiegelung der Verhältnisse der Einzelnen. Alles dies ist nur die Wiederholung einer unleugbaren Alltagswahrheit, aber Alltagswahrheiten müssen häufig wiederholt werden, wenn sie ihren vollen Eindruck machen sollen.

Ferner aber ist ein Mensch, der sich selbst auf einen höhern Standpunkt gebracht hat, besser befähigt, Die auf einen höhern Standpunkt zu bringen, welche mit ihm in Berührung kommen. Er hat mehr Gewalt. Sein Gesichtskreis hat sich erweitert. Er sieht deutlicher die Mängel in dem Zustande Anderer, die beseitigt werden könnten. Er kann eine kräftigere Hülfe leisten bei der Erhebung derselben in eine bessere Lage. Er hat seine Pflicht aus eigener Kraft erfüllt und kann

mit mehr Ansehen Andere ermahnen, daß es nothwendig sei, die gleiche Pflicht gegen sich zu erfüllen. Wie kann Jemand an das Werk der Hebung der Gesellschaft gehen, der selbst noch im Schmutze der Nachgiebigkeit gegen seine üblen Neigungen dahin watet? Wie kann er Nüchternheit und Reinlichkeit lehren, wenn er selbst ein Trunkenbold und ein Schmutzfinke ist? „Arzt, hilf dir selber!“ ist die Antwort seiner Nachbarn.

Die Summe und der Kern unserer Bemerkungen ist Folgendes: Bei allen einzelnen Umgestaltungen und Verbesserungen, die wir wünschen, müssen wir mit uns selbst beginnen. Wir müssen unser Evangelium durch unser eigenes Leben predigen. Wir müssen durch unser eigenes Beispiel lehren. Wenn wir Andere veredeln wollen, müssen wir uns selbst veredeln. Jedermann kann die Ergebnisse an seiner eigenen Person zeigen. Er kann mit der Selbstachtung beginnen.

Die Ungewißheit des Lebens ist ein starker Antrieb zur Vorsorge für böse Tage. Diese Vorsorge ist sowohl eine sittliche und gesellschaftliche, als eine religiöse Pflicht. „Wer da nicht für das Seine und vorzüglich für die Angehörigen seines Hauses Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger.“

Es giebt eine ergreifende Stelle in Addison's „Gesicht Mirza's“, in welcher das Leben mit einem Gange über eine Brücke von hundert Bogen ver-

glichen wird. Eine schwarze Wolke hängt über jeder von den beiden Enden der Brücke. Am Eingange zu ihr sind dicht an einander verborgen Fallgruben angebracht, durch welche Massen von Menschen verschwinden, sobald sie die Füße auf die Brücke gesetzt haben. Diese Gruben werden seltener, wenn man sich der Mitte nähert, sie verschwinden allmählich, bis endlich nur einige wenige Menschen die ferner liegende Hälfte erreichen, und nachdem auch diese durch die Gruben hinabgefallen sind, wird die Brücke am äußersten Ende jenseits vollkommen leer. Diese Schilderung Addison's entspricht den Beobachtungen, die man in Betreff der Dauer des menschlichen Lebens gemacht hat.

So ist von hunderttausend Menschen, die in diesem Lande geboren werden, festgestellt, daß ein Viertel derselben stirbt, bevor es sein fünftes Jahr erreicht hat, und die Hälfte derselben, bevor sie zu ihrem fünfzigsten Jahre gelangt ist. Eintausend und einhundert von Jenen erreichen ihr neunzigstes Jahr. Sechzehn pflegen das hundertste zu erleben, und nur zwei Personen von den hunderttausend erreichen — wie die letzten Barken eines unzählbaren Zuges — das weitvorgerückte und hülflose Alter von hundertundfünf Jahren.

Zwei Dinge springen sehr deutlich in die Augen: Die Ungewißheit in Bezug auf die Stunde des Todes bei dem Einzelnen und andererseits die

Regelmäßigkeit und Stetigkeit der Umstände, welche die Dauer des menschlichen Lebens im Durchschnitt beeinflussen. Es ist eine bestimmte Thatsache, daß das durchschnittliche Leben aller in diesem Lande geborenen Personen sich nicht weiter als auf fünfundvierzig Jahre erstreckt. Dies ist durch eine sehr große Anzahl von Beobachtungen des menschlichen Lebens und seiner Dauer bewiesen worden.

Gleich ausgedehnte Beobachtungen sind in Betreff der durchschnittlichen Zahl der Personen verschiedenen Alters angestellt worden, die alljährlich sterben. Es ist stets die Zahl der Versuche, was das Gesetz der Wahrscheinlichkeit giebt. Auf solche Beobachtungen hin gründet der Registrator seine Sterblichkeitsschätzungen in Betreff jeder gegebenen Lebensperiode. Der Registrator sagt uns, daß er von den Gesetzen der Sterblichkeit geleitet worden ist. Nun aber müssen die Ergebnisse sehr regelmäßig wiederkehren, um den Registrator zu rechtfertigen, wenn er davon spricht, daß die Sterblichkeit von Gesetzen beherrscht werde. Und doch verhält es sich so.

In der That, es will fast scheinen, daß es nichts der Art wie Zufall in der Welt giebt. Der Mensch lebt und stirbt im Einklang mit einem Gesetze. Ein Sperling, der vom Dache fällt, gehorcht dabei einem Gesetze. Ja, es giebt Dinge in den gewöhnlichen Vorgängen des Lebens, von denen man meinen sollte, sie wären das bloße

Ergebniß des Zufalls, von denen aber festgestellt ist, daß sie von merkwürdiger Genauigkeit sind, wenn man sie in Masse betrachtet. So zum Beispiel bleibt die Zahl der Briefe, die der Post ohne Adresse übergeben werden, die Zahl der Briefe, die falsch adressirt sind, die Zahl der Geld enthaltenden, die Zahl der ungestempelten im Verhältniß zu der Zahl der Briefe, welche mit der Post versandt werden, von Jahr zu Jahr nahezu dieselbe.

Nun ist es die Aufgabe des Menschen, die Gesetze der Gesundheit verstehen zu lernen und sich gegen ihre Folgen zu rüsten — zum Beispiel im Falle von Krankheiten, Unfällen und vorzeitigem Tode. Wir können den Folgen einer Uebertretung der Naturgesetze nicht entgehen, obwohl wir es gut gemeint haben mögen. Wir müssen gut gehandelt haben. Der Schöpfer ändert seine Gesetze nicht ab, um sie unserer Unwissenheit anzupassen. Er hat uns mit Verstand begabt, so daß wir sie verstehen und nach ihnen handeln können; andernfalls müssen wir die Folgen in unausbleiblichem Schmerz und unumgänglichem Kummer tragen.

Oft hören wir das Geschrei sich erheben: „Will Niemand uns helfen?“ Es ist ein muthloses, hoffnungsloses Geschrei. Es ist oft ein Geschrei von empörender Gemeinheit, vorzüglich wenn es von solchen Leuten ausgeht, die sich mit ein wenig

Nüchternheit, Selbstverleugnung und Sparsamkeit leicht selbst helfen könnten.

Viele Leute haben noch zu lernen, daß die Tugend, das Wissen, die Freiheit und das Gedeihen aus ihnen selbst entspringen müssen. Die Gesetzgebung kann sehr wenig für sie thun: sie kann sie nicht nüchtern, verständig und so machen, daß sie sich wohlbefinden. Die Grundursachen des Elends der meisten Menschen haben ihren Sitz an Stellen, die weit abliegen von allen Parlamentsbeschlüssen.

Der Verschwender lacht über die Gesetzgebung. Der Trunkenbold trotzt ihr und maßt sich das Recht an, sich der Voraussicht und Selbstverleugnung zu entschlagen — er schiebt dabei Andern die Schuld zu, wenn er schließlich sich elend befindet. Die Pöbelredner, welche die Massen um sich sammeln, schießen sehr weit daneben, wenn sie, statt die sich um sie drängenden Zuhörer auf die Gewohnheiten der Genügsamkeit, Mäßigkeit und Selbstbildung hinzuweisen, dieselben ermuthigen, bei dem Geschrei: „Will Niemand uns helfen!" zu verbleiben.

Bei dem Schrei wird Einem übel zu Muthe. Er zeigt grobe Unwissenheit in Betreff der ersten Elemente persönlichen Wohlbefindens. Die Hülfe liegt in den Menschen selbst. Sie wurden geboren, sich selbst zu helfen und sich selbst emporzubringen. Sie müssen ihre Rettung selbst bewirken. Die ärm-

sten Leute haben das gethan, warum sollte es nicht Jedermann thun? Der tapfere, aufstrebende Mann siegt immer.

Die Zahl der gutbezahlten Arbeiter, die leicht sparen und zurücklegen und damit zur Hebung ihres sittlichen Wohlbefindens, ihrer Achtbarkeit und Unabhängigkeit, und ihrer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft beizutragen im Stande wären, hat sich in unserm Lande sehr vermehrt. Sie sind aber unvorsorglich und verschwenderisch in einem Maße, welches sich nicht weniger schadenbringend für ihr persönliches Glück und ihr häusliches Behagen erweist, als es für die Gesellschaft schädlich ist, von der sie einen so wichtigen Theil bilden.

In „gedeihlichen Zeiten" verthun sie ihren Verdienst leichtfertig*), und wenn verdienstlose Zeiten kommen, sitzen sie sofort bis an den Hals im Elend. Das Geld wird nicht gebraucht, sondern gemißbraucht, und wo Leute, die gute Löhne bekommen, Vorsorge für das Alter oder die Bedürfnisse einer wachsenden Familie treffen sollten, nähren sie nur in zu vielen Fällen Thorheiten, Ausschweifungen und Laster. Möge Niemand sagen, daß dies ein

*) Wie in England, so bei uns. Als die Berliner Steinträger 1872 täglich der Mann drei bis vier Thaler verdienten, tranken sie auf dem Bau Champagner und fuhren von der Arbeit in Droschken nach Hause.

D. Uebers.

übertriebenes Bild sei. Es genügt, sich in irgend einer Gegend umzusehen, um zu gewahren, wie viel verthan und wie wenig gespart wird, ein wie großer Theil des Verdienstes in die Bierschenke und wie wenig davon in die Sparcasse oder in sonst eine wohlthätige Anstalt fließt.

„Gedeihliche Zeiten“ sind sehr oft die am wenigsten gedeihlichen von allen Zeiten. In gedeihlichen Zeiten arbeiten die Fabriken die volle Zeit, Männer, Weiber und Kinder bekommen hohe Löhne, Speicher werden geleert und gefüllt, Waaren werden hergestellt und ausgeführt, Karren voll Producte fahren die Straßen entlang, ungeheure Güterzüge laufen auf den Eisenbahnen hin, und schwerbeladene Schiffe verlassen unsere Ufer jeden Tag, um nach fremden Häfen abzufahren, die voll von den Erzeugnissen unseres Gewerbfleißes sind. Jedermann scheint reicher und glücklicher werden zu sollen. Aber wir denken nicht daran, ob jene Männer und Weiber dabei klüger, besser erzogen, weniger nachgiebig gegen ihre sinnlichen Triebe, mehr religiös gesinnt werden oder für irgendwelche höheren Zwecke leben, als die Befriedigung ihrer thierischen Begierden.

Wenn dieses scheinbare Gedeihen einer näheren Prüfung unterzogen wird, so wird man finden, daß der Aufwand sich in allen Richtungen gesteigert hat. Man fordert höhere Löhne, und die höheren Löhne werden, wenn man sie erlangt, so

rasch verthan, als man sie verdient hat. Es bilden sich Gewohnheiten der Unmäßigkeit aus, und wenn sie sich einmal gebildet haben, werden sie beibehalten. Die Steigerung der Löhne wird, statt in Ersparnissen angelegt zu werden, meistentheils mit Trinken verthan.

So kommt einer Bevölkerung, wenn sie gedankenlos und unvorsorglich ist, keine Art materiellen Gedeihens zugute. Wofern sie nicht an die Zukunft denken und wirthschaftlich verfahren, werden sie sich abwechselnd in einem Zustande von „Hunger und Vollsein bis zum Platzen" befinden. Wenn Handel und Gewerbe stocken, wie das gewöhnlich nach besonders flotten Zeiten der Fall ist, so werden sie sich nicht mit dem Gedanken trösten können, was sie hätten sparen können, wenn ihnen jemals in den Sinn gekommen wäre, daß die „gedeihlichen Zeiten" sich als nicht andauernd erweisen könnten.

Während gedeihlicher Zeiten wird regelmäßig blauer Montag gemacht. Die Feier dieses Tages wiederholt sich jede Woche. „Wo sind denn alle Arbeiter?" sagte ein Baumeister zu seinem Polier, als er unter seinen Bauleuten die Runde machte, — „dieser Bau muß rasch gefördert und eingedeckt werden, so lange das schöne Wetter fortdauert." — „Je nun, Herr", erwiderte der Polier, „heute haben wir Montag, und sie haben noch nicht all ihr Geld verjubelt." Dechant Boyd

äußerte in einer Predigt, die er zu Exeter zum Besten der Hospitäler in Devonshire hielt, die Ansicht, daß der jährliche Verlust für die in den Wollenwaarenfabriken, dem Baumwollengeschäft, dem Maurer- und Ziegeldeckergewerbe beschäftigten Arbeiter, den der „faule Montag" herbeiführe, sich auf mehr als sieben Millionen Pfund belaufe.

Wenn die Hauptbestimmung des Menschen in der Fabrikation von Tuch, Seidenstoffen, Baumwollenwaaren, Eisenwaaren, Spielzeug und Töpferwaaren bestünde, wenn sie darin bestünde, daß er auf dem wohlfeilsten Markte kaufte und auf dem theuersten verkaufte, daß er Land bestellte, Getreide baute und Vieh mästete, daß er für den bloßen Geldprofit lebte und ihn, jenachdem die Sache läge, aufhäufte oder verthäte, so könnten wir uns zu unserm Nationalwohlstande gratuliren. Aber ist dies denn die Hauptbestimmung des Menschen? Hat er denn nicht neben muskulösen Organen auch geistige Fähigkeiten, Neigungen und Sympathien? Hat sein Gemüth und Herz nicht gewisse Ansprüche, ganz ebenso wie sein Mund und sein Rücken? Hat er nicht ebensowohl eine Seele wie einen Magen? Und sollte nicht das „Gedeihen" ebensowohl die Besserung und die Wohlfahrt seines sittlichen und intellectuellen Wesens als die seiner Knochen und Muskeln einschließen?

Bloßes Geld ist kein Anzeichen von Gedeihen. Die Natur eines Menschen kann dabei dieselbe bleiben. Sie kann sogar mehr verhunzt und verbildet werden, während er seinen Aufwand verdoppelt oder Procent auf Procent jährlich zu dem häuft, was er zusammengespart hat. Ganz dasselbe ist bei der großen Masse der Fall. Das Wachsen ihres Verdienstes kann sie lediglich mit mehr Mitteln zur Befriedigung ihrer thierischen Begierden versehen, wofern ihr Charakter nicht Schritt hält mit ihrem Fortschritt in physischen Dingen. Man verdopple den Verdienst eines unerzogenen, übermäßig arbeitenden Menschen in einer Zeit, wo die Geschäfte flott gehen, und was wird das Ergebniß sein? Einfach, daß man ihn mit den Mitteln versehen hat, mehr zu essen und zu trinken! So wird nicht einmal das materielle Wohlsein der Bevölkerung durch jenen Zustand der Dinge gesichert, welcher von den Nationalökonomen als „Nationalwohlstand" bezeichnet wird. Und so lange als die sittlichen Elemente der Frage ignorirt werden, läuft diese Art von „Wohlstand", wie wir glauben, viel mehr darauf hinaus, schädliche, als gute Ergebnisse zu erzeugen. Wissen und Tugend allein können dem Leben eines Menschen Würde verleihen, und das Anwachsen solcher Eigenschaften in einer Nation sind die einzigen wahren Merkzeichen ihres wirklichen Gedeihens, nicht aber die unendliche Anfertigung und der unermeßliche

Verkauf von bedruckter Baumwolle, von Spielwaaren, Eisenwaaren und Töpfergeschirr.

Der Bischof von Manchester bezog sich in einer von ihm am Erntefeste bei Preston gehaltenen Predigt auf einen Brief, den er von einem Geistlichen im Süden Englands bekommen hatte, welcher, nachdem er seine Freude ausgedrückt, daß die landwirthschaftlichen Arbeiter höhere Löhne erhielten, darüber klagte, „daß gegenwärtig die einzige Folge, die er zu entdecken vermöge, die sei, daß sehr viel mehr Bier vertilgt werde. Wenn dies der Gebrauch wäre, den wir von unserm Wohlstande machten, so könnten wir denselben kaum einen Segen nennen, für den wir ein Recht oder einen Grund hätten, Gott zu danken. Das wahre Gedeihen der Nation bestünde nicht so sehr in dem Umstande, daß die Nation an Reichthum zunähme — obwohl Reichthum ein nothwendiges Zubehör zum Gedeihen sei — sondern daß sie an Tugend zunähme, und daß eine gleichmäßigere Vertheilung von Wohlbefinden, Zufriedenheit und der Dinge dieser irdischen Welt stattfände".

Indem wir die vorstehenden Bemerkungen machen, befürworten wir nicht im Mindesten die Bildung geiziger, filziger Gewohnheiten; denn wir hassen den Filz, den Pfennigfuchser, den Geizhals. Alles, wofür wir kämpfen, ist, daß die Menschen Vorsorge für die Zukunft treffen — daß sie während guter Zeiten Vorsorge für die denselben bei-

nahe unabänderlich folgenden schlechten treffen — daß sie einen Vorrath von Ersparnissen als einen Damm gegen den Mangel zurücklegen und sich eines kleinen Fonds versichern sollen, der sie in ihren alten Tagen erhalten, ihnen Selbstachtung verschaffen und zu ihrem persönlichen Behagen und ihrem gesellschaftlichen Wohlbefinden beitragen kann. Die Sparsamkeit steht in gar keiner Verbindung mit dem Geize, dem Wucher, der Habgier oder der Selbstsucht. Sie ist vielmehr das gerade Gegentheil von allen diesen widerlichen Neigungen. Sie bedeutet Wirthschaftlichkeit, die den Zweck verfolgt, dem Betreffenden Unabhängigkeit zu verschaffen. Die Sparsamkeit verlangt, daß das Geld gebraucht und nicht mißbraucht werde — daß es ehrlich erworben und haushälterisch verwendet werde —

„Nicht, um es zu verscharr'n, und nicht
Es Schranzenvolk zu geben,
Nein, weil es mir das Recht verspricht,
Als freier Mann zu leben."

Drittes Kapitel.

Unvorsorglichkeit.

„Der Mann, der Weib und Kind besitzt, hat dem Geschicke Geiseln gegeben." Lord Bacon.

„Unter allen Verhältnissen und Bedingungen liegt das Wohlbefinden in der Gewalt Derjenigen, die Gewalt über sich selbst haben."
J. J. Gurney.

„Wo ist ihr gesunder Menschenverstand? Ach, welche Unklugheit! Frühe Heirathen, viele Kinder, Almosen und das Armenhaus!.. Sie werden geboren, sie sind elend, sie sterben ... In keinem fremden Lande, auch wenn es viel weniger Civilisation aufweist, als England, giebt es dieselbe Unvorsichtigkeit." Lord Lytton.

„Niemand unterdrückt Dich, o freier und unabhängiger Staatsbürger, aber unterdrückt Dich nicht dieser dumme Bierkrug? Kein Sohn Adam's kann Dich kommen und gehen heißen, nur dieser abgeschmackte Krug voll schweren Nasses kann und thut das. Du bist der Knecht, nicht Cedric des Sachsen, sondern Deiner eigenen thierischen Begierden und dieses verfluchten Napfs voll geistiger Getränke. Und Du prahlst mit Deiner Freiheit, Du vollständiger Dummkopf!" Carlyle.

„Niemalen öffentliche Noth entstund
Aus eigner Ursach; Gottes Plagen haben
In Flecken unsrer Menschenart den Grund.
Die Flamme, die den Menschen elend macht,
Wird von ihm selbst ernährt und angefacht."
Daniell.

England ist eins der reichsten Länder der Welt. Unsere Kaufleute sind unternehmend, unsere Fabrikanten rührig, unsere Handarbeiter tüchtige

fleißige Leute. Es ist eine Anhäufung von Reichthum im Lande, der vergangene Zeiten nichts Aehnliches an die Seite stellen können. Die Bank ist gestopft voll von Gold. Nie war mehr Nahrung im Reiche, nie gab es mehr Geld. Unsere Fabrikerzeugnisse nehmen kein Ende; denn die Dampfmaschine wird nie müde. Und doch giebt es trotz alles dieses Reichthums eine ungeheure Menge von Armuth. Dicht neben dem Reichthum der Nationen schreitet düster das Elend der Nationen hin — luxuriöses Behagen ruht auf dem dunklen Untergrunde jammervoller Zustände.

Berichte, die dem Parlament erstattet wurden, haben wieder und immer wieder uns das Elend enthüllt, welches gewisse Theile unserer Arbeiterbevölkerung zu erdulden haben. Sie haben die Leute geschildert, die in Fabriken, Werkstätten, Bergwerken und Ziegelstreichereien sowie bei den Arbeiten der Landwirthschaft beschäftigt sind. Wir haben die Uebelstände ihrer Lage durch die Gesetzgebung zu bekämpfen versucht, aber sie scheinen unser zu spotten. Die, welche in Armuth versinken, werden ernährt, aber sie bleiben Arme. Die, welche sie ernähren, fühlen kein Mitleid, und Die, welche ernährt werden, erwidern dies nicht durch Dankbarkeit. Es giebt keine Bande der Sympathie zwischen den Gebern und den Empfängern. So stehen die Besitzenden und die Habenichtse, die Wohlhabenden und die Dürftigen an den beiden

äußersten Enden der gesellschaftlichen Stufenleiter, und ein weiter Abgrund gähnt für immer zwischen ihnen.

Unter rohen und wilden Menschen ist der Zustand der Armuth überall einer und derselbe. Vorausgesetzt, daß die sinnlichen Begierden befriedigt werden, wird er kaum als Leiden empfunden. Wo die Sklaverei herrscht, ist der Mangel wenig bekannt; denn es liegt im Interesse des Herrn, den Sklaven in arbeitsfähigem Zustande zu erhalten, und der Arbeitgeber trägt gemeiniglich Sorge, daß die thierischen Bedürfnisse des Arbeiters befriedigt werden. Erst wenn die Gesellschaft zum Zustande der Gesittung und Freiheit gelangt und der Mensch in Mitbewerbung mit Seinesgleichen eintritt, kommt er dahin, dem Mangel ausgesetzt zu sein und erlebt er sociales Elend. Wo die Gesittung, wie in unserm Vaterlande, ihren Gipfelpunkt erreicht hat und große Anhäufungen von Reichthum stattgefunden haben, wird das Elend der mittellosen Classen nur durch das Behagen und die Ueppigkeit verschärft, mit denen es in unmittelbare Berührung gebracht ist.

Viel von dem vorhandenen Elende wird verursacht durch Selbstsucht — durch die Begierde, Reichthum aufzuhäufen auf der einen Seite und durch Unvorsorglichkeit auf der andern. Die Aufhäufung von Reichthum ist zum Hauptwunsche und zur Hauptleidenschaft unseres Zeitalters ge-

worden. Der Reichthum der Völker und nicht das Glück der Völker ist das vorzüglichste Ziel. Wir studiren die Volkswirthschaft und lassen die Wirthschaftlichkeit der Einzelnen selbst sehen, wie sie zurecht kommt. Beachtung von „Nummer Eins" ist der vorherrschende Grundsatz. Große Profite werden als das höchste Gut angesehen, gleichviel, wie sie erreicht werden oder mit welchem Opfer. Das Geld ist unser Gott, „der Teufel hole Den, welcher der Hinterste ist", unser Motto. Die Geister der Finsterniß herrschen an oberster Stelle —

„Mammon ist's, der sie führt,
Mammon, der unter allen Geistern, die
Vom Himmel fielen, der ist, der sein Haupt
Am wenigsten erhoben trägt."

Blicken wir auf die ärmeren Classen — was ist inmitten unserer sogenannten Gesittung aus ihnen geworden? Ein ungeheurer Theil derselben bleibt vollständig ungesittet. Obwohl sie in einem christlichen Lande leben, ist das Christenthum nie zu ihnen gedrungen. Sie sind so wenig gesittet und so wenig Christen als die Trinobanten bei der Landung Julius Cäsar's vor neunzehnhundert Jahren. Und doch leben diese ungesitteten Menschen mitten unter uns. St. James und St. Giles liegen dicht bei einander. In den Parks Londons kann man sehen, wie der Götze des Goldes angebetet wird, im Ostende von London kann man

sehen, in welche Tiefen menschliches Elend versinken kann.

Sie arbeiten, essen, trinken und schlafen, das macht die Summe ihres Lebens aus. Sie denken nicht daran, für morgen oder für die nächste Woche oder für das nächste Jahr Vorsorge zu treffen. Sie geben sich ihren sinnlichen Begierden hin und kümmern sich nicht im Mindesten um die Zukunft. Der Gedanke an Mißgeschick oder kommende Noth oder Hülflosigkeit, die sich mit den Jahren oder mit Krankheit einstellt, geht ihnen niemals durch den Kopf. In dieser Beziehung gleichen sie den wilden Stämmen, die es nicht besser wissen und nicht schlechter handeln. Wie die nordamerikanischen Indianer erniedrigen sie sich durch die Laster, welche die Gesittung begleiten, machen aber durchaus keinen Gebrauch von ihren Wohlthaten und Vortheilen.

Capitän Parry fand die Eskimos in der Nähe des Nordpols so ungesittet, wie die elenden Geschöpfe, welche die Höhlen der Armuth in unseren großen Städten bewohnen. Sie sorgten natürlich nicht für die Zukunft, denn wie die Wilden im Allgemeinen sparen sie nicht. Ihr ganzes Leben war ein Wechsel zwischen Schmausen und Verhungernwollen. Wenn sie einen Haufen Walfischspeck fanden, so pflegten sie davon so viel zu essen, als sie konnten, und das Uebrige zu verstecken. Und doch machte ihre Unvorsorglichkeit ihnen keinen

Kummer. Selbst wenn sie ganze Tage hindurch ohne Nahrung oder Feuerung gewesen waren, waren sie so lustig und guter Dinge wie gewöhnlich. Nie dachten sie daran, wo sie den nächsten Tag ihre Nahrung und Nothdurft hernehmen sollten. Sparen für die Zukunft bildet keinen Theil der Haushaltung des Wilden.

Man sagt, daß unter gesitteten Völkern die Kälte die Mutter der Genügsamkeit sei. So verdanken die nördlichen Völker Europas einen Theil ihrer gedeihlichen Zustände der Strenge ihres Klimas. Die Kälte nöthigt sie während des Sommers zu sparen, für Nahrung, Feuerung und Kleidung während des Winters zu sorgen. Sie ermuntert zum Häuserbau und wirthschaftlichen Haushalten. Daher ist Deutschland fleißiger als Sicilien, Holland und Belgien fleißiger als Andalusien, Nordamerika und Canada fleißiger als Mexiko.

Als der verstorbene Edward Denison, Parlamentsmitglied für Newark, mit beispielloser Selbstverleugnung einen großen Theil seiner Zeit und Arbeit darauf verwendete, die verhältnißmäßig uncivilisirte Bevölkerung des Ostendes von London für die Gesittung zu gewinnen, war das Erste, was er that, die Erbauung einer eisernen Kirche von zwei Stockwerken, deren unterer Theil als Schulstube und Vorlesungszimmer und zugleich als Club verwendet wurde, wo Männer und

Knaben lesen, sich mit Spielen ergötzen und alles Andere thun konnten, was sie den Schenken fernhalten konnte. „Was in diesem Stadttheile so schlimm ist", sagt Denison, „das ist der gewöhnliche Zustand dieser Masse von Menschenthum, — ihr allenthalben niedriger Bildungsgrad, der Mangel an allem mehr Civilisirenden als ein Leierkasten, wo es sich um Erhebung der Ideen über das tägliche Brot und Bier hinaus handelt, das gänzliche Nichtvorhandensein von Erziehung, die völlige Gleichgültigkeit gegen die Religion nebst den Früchten von dem Allen: Sorglosigkeit, Schmutz und deren Trabanten: Verbrechen und Krankheit... Es giebt Niemanden, der kämpfender Thatkraft vorwärts helfen, strebender Begabung den Weg weisen, oder bei unvermeidlichem Mißgeschick den Fall mildern wollte... Der Geistliche, der als Missionär hier arbeitet", fährt er fort, „ist ein verständiger, rühriger Mann, in dessen Händen das Werk der Erhebung des Volkes zur Gesittung so viel Fortschritte macht, als man erwarten kann. Aber der größte Theil seiner Thatkraft wird davon in Anspruch genommen, daß er den Leuten den Tisch deckt; auch kann kein großer Fortschritt gemacht werden, wo jeder Nerv angespannt werden muß, um die Leute vor völligem Verhungern zu bewahren. Und das geschieht jeden Winter... Wie ungeheuerlich ist es doch, daß im reichsten Lande der Welt große Massen

der Bevölkerung durch eine naturgemäße Operation der Natur alljährlich zum Verhungern, zum Tode verurtheilt sind! Es ist recht schön zu sagen: Wie läßt sich da helfen? Je nun, es war in der Zeit unserer Großväter ja nicht so. Sie waren in vielen Stücken hinter uns zurück, aber es begegnete ihren Blicken nicht jeden Winter das Schauspiel verhungernder Tausende. Die Sache ist die: wir haben das wunderbare Aufblühen, das uns in den letzten zwanzig Jahren gewährt worden ist, hingenommen, ohne an die mit ihm verknüpften Bedingungen zu denken, und ohne uns zu den Anstrengungen und Opfern zu stählen, die ihre Erfüllung fordert."

Und doch sah Herr Denison deutlich, daß, wenn das Volk hinreichend erzogen wäre und man es die Tugend der Sparsamkeit zu üben gelehrt hätte, viel von diesem Elend hätte verhütet werden können. „Die Leute", sagt er an einer andern Stelle, „sind die Schöpfer ihrer Entblößung und ihrer Krankheit. Wahrscheinlich giebt es kaum einen unter den Dürftigsten, der, wenn er nur mäßig genügsam und vorsorglich gewesen wäre, sich nicht in eine Lage zu versetzen vermocht hätte, wo er die periodisch wiederkehrenden Monate, wo Arbeitsmangel oder Krankheit eintritt, welche stets vorkommen müssen, auszuhalten im Stande gewesen sein würde... Ich unterschätze die Schwierigkeit nicht, die es hat, von seinem Wochenverdienst

etwas zurückzulegen, aber ich sage, es ist zu machen. Ein Dockarbeiter könnte, so lange er ein junger, kräftiger, unverheiratheter Mann ist, recht wohl die Hälfte seines Wochenlohnes zurücklegen, und solche Leute sind fast sicher, beständig Beschäftigung zu haben."

Nachdem Herr Denison gezeigt hat, wie auch Verheirathete sparen könnten, fährt er fort: „Das Sparen ist beinahe jedem Menschen möglich, selbst wenn er ganz unten auf der Stufenleiter steht, aber wenn es nur einigermaßen gewöhnlich vorkäme, so würde der Mangel und die Krankheit unserer Stadt sich innerhalb der Grenzen halten lassen, wo sie zu bewältigen sind. Und das wird stattfinden. Ich werde vielleicht nicht mehr so lange leben, daß ich es noch zu sehen bekomme, aber es wird vor Ablauf von zwei Generationen geschehen. Denn unglücklicherweise kann so viel Veränderung ohne die mindeste Besserung in dem geistlichen Zustande der Leute nicht zu Stande gebracht werden. Guten Gesetzen, deren Befolgung mit Energie erzwungen wird, zwangsweise eingeführter Erziehung, ergänzt durch freiwillige Müheleistung Einzelner — die dann ein sehr verkleinertes Feld und viel bessere Aussichten vor sich haben wird — wird es gewiß gelingen, der Masse des Volkes so viel Licht zu geben, daß es genügt, sie im Allgemeinen zu so viel Arbeitsamkeit und Sittlichkeit anzuleiten, als offenbar zu ihrem körperlichen Wohl-

befinden und ihrem Fortkommen im Leben erforderlich ist".

Der Unterschied, welcher in Betreff der Sparsamkeit der englischen Arbeiterclasse und den Bewohnern von Guernsey herrscht, wird von Herrn Denison folgendermaßen geschildert: „Der Unterschied zwischen Armuth und Pauperismus wird uns durch Das, was ich hier sehe, recht schlagend zu Gemüthe geführt. In England haben wir Leute, die üppig leben, so lange sie gute Löhne bekommen, und die dem Kirchspiel-Armenwesen verfallen, sobald diese Löhne stocken. Hier dagegen hängen die Leute von durchaus keiner andern Stütze als sich selbst ab, aber sie leben nach ihrem eigenen freien Entschlusse in einem so genügsamen Stile, daß man bei uns einem Gutsbesitzer, der ihn seinen Köthnern empfehlen wollte, auf der Gasse nachschreien würde, er sei ein Filz. Wir bemitleiden Hodge, der nur einmal die Woche Fleisch und sonst blos Speck und grüne Gemüse auf dem Tische sieht. Die Hauptmahlzeit eines Pächters auf der Insel Guernsey aber besteht aus soupe à la graisse, die, wenn wir's übersetzen, Kraut und Erbsen, gedämpft in ein wenig Bratenfett, ist. Dies ist das tägliche Mittagsessen von Leuten, die vielleicht drei oder vier Kühe, ein oder zwei Schweine und eine Anzahl Hühner besitzen. Aber die Erzeugnisse und das Fleisch dieser Geschöpfe verkaufen sie auf dem Markte, um ihren

Gewinn dann in Ausdehnung ihrer Ländereien oder ihres Viehstapels oder in „Quarters", d. h. in Landrentenbriefen, Urkunden, die auf dem Markte bereitwillig gekauft und verkauft werden, anzulegen".

Herr Denison starb, bevor er viel erreichen konnte. Er war nur im Stande, einen Anfang zu machen. Das aus Unvorsorglichkeit hervorgehende Elend, welches er so tief beklagt, ist noch immer vorhanden, ja, es hat sich sogar weiter ausgebreitet. Es ist nicht lediglich der Handarbeiter, der Alles verthut, was er verdient, sondern es sind auch die Classen über ihm, die nicht dieselbe Entschuldigung der Unwissenheit geltend machen können. Viele von den Classen, die man die „oberen" nennt, sind ebensowenig von Schuld freizusprechen als die „unteren". Sie verschwenden ihre Mittel damit, daß sie den Schein aufrecht erhalten und daß sie Thorheit, Ausschweifung und Laster nähren.

Niemand kann dem englischen Arbeiter den Vorwurf machen, es fehle ihm an Fleiß. Er arbeitet emsiger und geschickter als der Arbeiter irgend eines andern Landes, und er könnte sich innerhalb seiner Verhältnisse behaglicher befinden und unabhängiger sein, wenn er so vorsichtig wäre als er fleißig ist. Aber Unvorsorglichkeit ist bedauerlicherweise der Fehler dieser Menschenclasse. Selbst die am besten bezahlten englischen Arbeiter

gehören, obwohl sie mehr Geld verdienen als im Durchschnitte die Angehörigen gelehrter Berufsarten, infolge ihrer leichtsinnigen Denkart größtentheils den ärmeren Classen an. In Zeiten, wo das Geschäft flott geht, sind sie nicht gewöhnt, Vorsorge für Zeiten zu treffen, wo es schlecht geht, und wenn eine Periode socialer Bedrängniß eintritt, so sieht man sie selten mehr als ein paar Wochen von entschiedenem Mangel entfernt.

So kommt es, daß der geschickte Arbeiter, wofern er nicht zu guten Sitten gewöhnt ist, kein höheres Leben zeigt als das des bloßen Thieres, und der Verdienst gestiegener Löhne wird ihm nur gestiegene Mittel zur Befriedigung seiner roheren Begierden liefern. Herr Chadwick sagt in seinem „Vortrag über Landwirthschaft und Gewerbe“, daß während der sogenannten „Baumwollen-Hungersnoth“ *) „Familien schaarenweise und im elendesten Zustande in die Hülfsanstalten kamen, deren früherer gemeinschaftlicher Lohnverdienst das Einkommen vieler Landgeistlichen überstieg — welches viele einzelne Arbeiter hatten“. In einer Zeit reichlichen Verdienstes schmausen und zechen die Arbeiter, und in einer Zeit der Noth „liegen sie krumm“. Ihr Verdienst, um ihre eigene Aus-

*) Anfangs des vorigen Jahrzehnts, wo der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten die Baumwollenhäfen des Südens geschlossen hatte. D. Uebers.

drucksweise zu brauchen, „kommt durch den Hahn am Fasse herein und geht zum Spundloche wieder hinaus". Wenn die flotte Zeit ein Ende nimmt und sie abgelohnt werden, verlassen sie sich auf den Zufall und die Vorsehung — die Vorsehung des Unvorsichtigen.

Obwohl Handel und Gewerbe unabänderlich ihre Cyklen von guten und schlimmen Jahren haben, wie die fetten und die mageren Kühe in Pharao's Traum — ihr plötzliches Aufblühen und Gedeihen, dem dann wieder Ueberfüllung, panischer Schrecken und Noth folgen, schenken die Gedankenlosen und Verschwenderischen der Erfahrung doch keine Beachtung und treffen keine bessere Vorsorge für die Zukunft. Die Unvorsorglichkeit scheint einer der unverbesserlichsten Fehler zu sein. „In den Fabrikgegenden", sagt Herr Baker in einem neuerdings erstatteten Berichte, „giebt es ganze Gemeinden, wo nicht nur keine Ersparnisse, die der Erwähnung werth wären, vorkommen, sondern die Arbeiter selbst bei Arbeitsmangel vor Verlauf von vierzehn Tagen schon aus Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen dem Hungertode nahe sind." Keine Arbeitseinstellung findet statt, wo die Arbeiter nicht sofort in Entblößung verfallen, ihre Möbeln und ihre Uhren werden zum Pfandleiher geschickt, während klägliche Aufrufe an die Mildthätigen ergehen und zahlreiche Familien auf Almosen angewiesen sind.

Diese zur Gewohnheit gewordene Unvorsorglichkeit — die allerdings viele bewundernswürdige Ausnahmen hat — ist die wahre Ursache der gesellschaftlichen Erniedrigung des Arbeiterstandes. Sie ist auch die reichlich strömende Quelle gesellschaftlichen Elends. Aber das Elend ist ganz und gar die Folge der menschlichen Unwissenheit und Nachlässigkeit gegen sich selbst. Denn obwohl der Schöpfer es so geordnet hat, daß Armuth sein muß, so müssen die Armen nicht nothwendig und ausgemachterweise elend sein. Das Elend ist die Folge sittlicher Ursachen — am gewöhnlichsten die von Lastern und unvorsorglichem Leichtsinn der Einzelnen.

Der Pfarrer Norris sagt, indem er von den Lebensgewohnheiten der gutbezahlten Bergleute und Eisenarbeiter von Süd-Staffordshire spricht: „Unvorsorglichkeit ist ein zu mildes Wort dafür — es ist Leichtsinn; hier sind Jung und Alt, Verheirathet und Ledig ohne Ausnahme und fast eingestandenermaßen liederliche Verschwender. Man sieht, wie dieses leichtsinnige Wesen die edleren Züge ihrer Natur beeinträchtigt und verunstaltet. Ihre Unerschrockenheit im Angesichte der Gefahr nähert sich der Tollkühnheit, ihre Befähigung zu schweren Arbeiten kommt selten zur Anwendung, ausgenommen, wo sie die Zeit einbringen müssen, die sie mit Trägheit und Schwelgerei verloren haben, ihre Bereitwilligkeit, Sammlungen zu ver-

anstalten für ihre kranken und verheiratheten Kameraden, scheint nur der Nothwendigkeit vorherigen Sparens in den Weg treten zu sollen, ja selbst ihr Glaube — und in ihrer Art sind sie ein wunderlich gottesfürchtiges Völkchen, das häufig Betstunden in den Schachten abhält — artet oft in fanatischen Fatalismus aus. Aber weit schmerzlicher und unverkennbarer sieht man ihren Leichtsinn in der abwechselnd eintretenden Ueberfülle und Mittellosigkeit, Zuständen, zwischen denen die ganze Bevölkerung von einem Jahresende zum andern hin- und herzuschwanken scheint. Das verschwenderische Schwelgen in der „Abrechnungsnacht", das Betrunkensein am Sonntage, die Weigerung, am Montage und vielleicht selbst am Dienstage zu arbeiten, und dann die Unsauberkeit ihrer Häuslichkeit gegen den letztern Theil der zwei oder drei Wochen, welche vor dem nächsten Zahltage liegen, ihre Kinder nicht in die Schule geschickt, ihre Weiber und Töchter auf den Grubenschichten, ihr Hausgeräth beim Pfandverleiher, die vollgestopften und kothigen Gäßchen, in denen sie wohnen, ihre Häuser oft vom Dachfirst bis zum Erdgeschoß infolge des Einsinkens des Bodens zerborsten, ohne Wasserabfluß, ohne Lüftungseinrichtungen und ohne Wasserleitung — ein solcher Zustand der Dinge neben Einnahmen, die Behaglichkeit und selbst Wohlstand sichern könnten,

scheint zu beweisen, daß keine Gesetzgebung das Uebel heilen kann.

Wir haben allerdings zahlreiche „Reformen" gehabt. Wir haben den arbeitenden Classen die Steuern auf Getreide, Vieh, Kaffee, Zucker und Lebensmittel überhaupt abgenommen und einen erheblichen Theil der Steuern, die ihnen abgenommen worden sind, den mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft auferlegt. Und doch haben diese Maßregeln in der Lage der Arbeiterbevölkerung nur eine geringe Verbesserung hervorgerufen. Sie haben das Princip der Reform nicht auf sich selbst angewendet. Sie haben nicht daheim begonnen. Und doch ist das Endziel aller Reform die Verbesserung des Zustandes des Einzelnen. Alles, was in der Gesellschaft vom Uebel ist, folgt aus dem, was beim Einzelnen vom Uebel ist. Wenn die Menschen schlecht sind, ist die Gesellschaft schlecht.

Franklin mit seinem scharfblickenden gesunden Menschenverstande bemerkt: „Die Steuern sind allerdings sehr schwer, und wenn die uns von der Regierung auferlegten die einzigen wären, die wir zu zahlen hätten, so könnten wir sie leichter entrichten, aber wir haben viele andere und Einigen von uns viel nachtheiligere. Wir werden ganz ebenso sehr von unserer Trägheit, dreimal so hoch von unserm Hochmuth und viermal so hoch von unserer Thorheit besteuert, und diese Steuern kön-

nen uns von den Commissären durch keine Nachsicht oder Abnahme vermindert oder erlassen werden".

Lord John Russell stellte einst einer Anzahl Arbeitern gegenüber, die ihm zu dem Zwecke aufwarteten, eine Erleichterung in Steuersachen zu erbitten, eine ähnliche Behauptung auf. „Ihr klagt über schwere Steuern", sagt er, „aber bedenkt doch einmal, wie Ihr Euch selbst besteuert. Ihr verzehrt jährlich fünfzig Millionen in geistigen Getränken. Giebt es irgend eine Regierung, die wagen würde, Euch in dieser Ausdehnung zu besteuern? Es liegt in großem Maße in Eurer eigenen Macht, die Steuern zu vermindern und zwar ohne daß Ihr Euch irgendwie an uns wendet."

Klagen darüber, daß die Gesetze schlecht und die Steuern schwer seien, bessern die Sache nicht. Eine aristokratische Regierung und die Tyrannei der Arbeitgeber sind nicht entfernt so nachtheilig als die Tyrannei lasterhafter Begierden. Leicht lassen sich die Menschen durch Paradiren mit ihren elenden Zuständen irreleiten, die doch meistentheils von ihrem freien Willen abhängen, und die sie sich selbst zugezogen haben — die nur die Folgen von Faulheit, Mangel an Sparsamkeit, Unmäßigkeit und schlechter Aufführung sind. Andere zu tadeln wegen Dessen, was wir leiden, behagt unserm Selbstgefühl stets besser als uns selbst anzuklagen. Aber es liegt vollkommen klar zu Tage, daß Leute,

die ohne Plan, ohne Regel, ohne Vorbedacht in den Tag hineinleben — die ihren gesammten Verdienst, ohne etwas für die Zukunft zu sparen, verthun — sich im Voraus unausbleibliche Noth bereiten. Blos für die Gegenwart zu sorgen ist das sichere Mittel, die Zukunft zu opfern. Was ist für Leute zu hoffen, deren einzige Lebensregel die zu sein scheint: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir todt".

Alles das mag sehr hoffnungslos klingen, und doch ist es nicht ganz so. Der reichliche Verdienst der arbeitenden Classen ist ein wichtiger Punkt, von dem ausgegangen werden kann. Die allmähliche Verbreitung der Bildung wird ihnen dazu verhelfen, daß sie ihre Mittel zu bequemem Leben gebrauchen, aber nicht mißbrauchen. Die ausgedehntere Kenntniß des Nutzens der Wirthschaftlichkeit, Genügsamkeit und Sparsamkeit wird ihnen helfen, ihr Leben nüchterner, tugendhafter und gewissenhafter zu verbringen. Herr Denison war der Meinung, daß dies „vor Ablauf von zwei Generationen" erreicht werden würde. Gesellschaftlicher Fortschritt geht stets sehr langsam von statten. Wie außerordentlich zögernd hat sich die Gesittung herausgebildet! Wie allmählich haben ihre humanisirenden Einflüsse auf Erhebung der Volksmassen gewirkt! Es bedarf des Verlaufs von Generationen, bevor ihre Wirkungen auch nur bemerkbar werden; denn eine Generation ist in der Geschichte der Gesittung nur ein Tag. Es hat den

meisten Nationen ganze Zeitalter voll Krieg gekostet, bevor sie sich nur das Recht als Nation zu existiren erobern konnten. Es erforderte vier Jahrhunderte voll Verfolgungen und Märtyrerthum, bevor das Christenthum sich festsetzen konnte, und zwei Jahrhunderte voll Bürgerkriege, um der Reformation den Sieg zu sichern. Die Befreiung der Leibeigenen von feudaler Sclaverei wurde nur durch lange Jahrzehnte voll Elend erreicht. Wie groß ist der Unterschied, wie wohlthuend der Gegensatz zwischen den Tagen, in welchen unsere Urväter in ihrer Kriegsbemalung in die Schlacht stürzten, oder zwischen den näherliegenden Zeiten, als die Gesammtheit des arbeitenden Volkes aus frohnpflichtigen Leibeigenen bestand, die mit dem Grund und Boden, den sie bestellten, gekauft und verkauft wurden, und den Zeiten, in denen wir jetzt leben! Wahrlich, es sollte nicht so schwer sein, den satanischen Einflüssen der Verschwendung, Trunksucht und Unvorsorglichkeit ein Ende zu machen!

Viertes Kapitel.

Mittel zum Sparen.

„Selbstvertrauen und Selbstverleugnung werden dem Menschen lehren, aus seinem eigenen Brunnen zu trinken und sein eigenes süßes Brot zu essen und zu lernen und zu arbeiten, daß er ehrlich seinen Lebensunterhalt erwirbt und sorgfältig die guten Dinge, die ihm anvertraut sind, spart und ausgiebt." Lord Bacon.

„Mein Lieber, darum arbeite; wenn Du es nicht zur Nahrung nöthig haben solltest, so kannst Du es zur Arzenei bedürfen. Es ist heilsam für den Leib und gut für die Seele, es läßt die Frucht der Trägheit nicht aufkommen."
William Penn.

„Der Vater, der seinem Kinde kein Gewerbe lehrt, lehrt ihm, ein Dieb zu werden."
Braminische Schriften.

Diejenigen, welche sagen, daß „es nicht geht", wissen vielleicht nicht, daß viele Angehörige der arbeitenden Classen ein Einkommen haben, welches beträchtlich größer ist als das von Leuten gelehrter Berufsarten.

Das dies der Fall ist, ist keineswegs ein Geheimniß. Es ist in den Blaubüchern veröffent-

licht, es ist vor Ausschüssen des Parlaments erwiesen, es ist von Zeitungen berichtet worden. Jeder Besitzer von Kohlengruben, jeder Eisengießereiinhaber oder Baumwollenspinner wird uns von den hohen Löhnen erzählen, die er seinen Arbeitern zahlt.

Familien, die in der Baumwollenfabrikation beschäftigt sind, können, je nach der Zahl ihrer dabei verwendeten Kinder, über drei Pfund die Woche verdienen*). Ihr Jahreseinkommen wird sich auf diese Weise auf hundertundfünfzig Pfund belaufen — was beträchtlich mehr als das Einkommen vieler Leute von gelehrtem Beruf ist — höher als durchschnittlich die Einkünfte von Landärzten, höher als durchschnittlich die der Geistlichkeit und der Seelsorger aller Religionsgesellschaften, höher als durchschnittlich die der Lehrer an den niederen Schulen und wahrscheinlich höher als durchschnittlich die Einnahmen der Mittel-

*) Eine Berichterstattung über sieben Familien, die von Henry Ashworth in seiner Fabrik zu New Cayley in Lancashire beschäftigt waren, ist in dem Blaubuch „Bericht über die Pariser Ausstellung von 1867, enthaltend die auf die neue Lohnordnung bezüglichen Berichterstattungen" mitgetheilt. Bei den sieben Familien betrug der niedrigste Wochenverdienst 2 Pfd. 14 Schill. 6 Pence, der höchste 3 Pfd. 19 Schill. (also 79 Mark nach deutscher Rechnung).

classe im Vereinigten Königreiche überhaupt sich stellen.

Ein Arbeitgeber in Blackburn theilt uns mit, daß viele Leute über fünf Pfund wöchentlich verdienen — was einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von zweihundertundsechzig Pfund gleichkommt. „Solche Familien", sagt er, „brauchen nicht mehr als drei Pfund die Woche auszugeben. Das Uebrige sollte gespart werden. Aber die meisten von ihnen verthun, nachdem sie für Essen und Kleider gesorgt haben, den Rest mit Trinken und Schwelgen."

Aehnlich steht es mit den Löhnen im Bezirk von Burnley, wo Essen, Trinken und Putz den größern Theil des Verdienstes der Arbeiter verschlingen. In diesem wie in anderen Fabrikdistricten „herrscht die Praxis, daß junge Leute (Fabrikarbeiter) bei ihren Eltern wohnen und essen, vor, und gereicht dem elterlichen Ansehen sehr zum Nachtheile". Ein anderer Berichterstatter sagt: „Die Löhne steigen: während es mehr Geld und mehr Zeit giebt, es zu verthun, nimmt die Nüchternheit nicht zu, namentlich unter den Frauenzimmern".

Die bei der Anfertigung von wollenen Waaren beschäftigten Arbeiter bekommen etwa vierzig Schillinge die Woche, und einige bis zu sechzig Schillinge außer dem Betrag, den ihre Kinder verdienen.

Ein guter Schlosser in einer Maschinenfabrik verdient zwischen fünfunddreißig und fünfundvierzig Schillinge die Woche, und einige derselben erzielen viel höhere Löhne. Multiplicire man diese Zahlen, und man wird finden, daß sie einem jährlichen Einkommen von hundert bis hundertundzwanzig Pfund gleichkommen.

Aber die Steinkohlenbergleute und Eisenhütten-Arbeiter erhalten viel höhere Löhne. Einer der größten Eisenfabrikanten veröffentlichte neulich in den Zeitungen die Namen gewisser bei ihm beschäftigter Steinkohlenbergleute, welche wöchentlich vier bis fünf Pfund erhielten, was einem Jahreseinkommen von hundert bis zweihundert Pfund gleichkommt*).

---

*) Das Parlamentsmitglied Richard Fothergill veröffentlichte einen Brief, aus dem wir folgende Auszüge geben:

„Kein Zweifel — ein solcher Verdienst erscheint Commis und gebildeten Leuten, die, nachdem sie eine kostspielige Erziehung erhalten haben, oft um das liebe Brot ringen müssen, groß; aber es ist demungeachtet ein Verdienst, der strammen Handarbeitern von Rechtswegen zukommt, und ich freue mich, hinzufügen zu können, daß, während alle fleißigen und ordentlichen Kohlenbergleute von guter Gesundheit ebenso gute Löhne verdienen könnten, viele Hunderte im südlichen Wales in der Stille ebenso viel oder noch mehr leisten; ein Beispiel ist ein fleißiger Kohlengräber in meinen Diensten, der mit seinen beiden bei ihm lebenden

Eisenarbeiter bekommen höhere Löhne. Ein Plattenroller verdient mit leichter Mühe seine dreihundert Pfund jährlich*). Die Roller in Fabriken, wo Schienen gemacht werden, verdienen oft viel mehr. In flotten Zeiten haben solche Leute sieben bis zehn Guineen verdient, was einem Jahreseinkommen von drei- bis fünfhundert Pfund (sechs-

Söhnen die letzten zwölf Monate jeden Monat im Durchschnitt einen Verdienst von 30 Pfd. St. gehabt hat.

Ein anderer ordentlicher Kohlenbergmann meiner Bekanntschaft hat, von seinem Sohne unterstützt, während der letzten fünf Monate durchschnittlich über 20 Pfd. St. verdient und vom Ertrag seiner Handarbeit als Kohlenbergmann — denn ich spreche hier nur von Kohlengräbern und Feuerleuten — fünfzehn gute Häuser erbaut, und alle Drohungen unbeachtet lassend, setzt er seine Gewohnheiten stetigen Fleißes fort, wodurch er seiner Familie Unabhängigkeit unter allen Umständen zu sichern hofft."

*) Man vergleiche den Bericht der Herren Fox, Head und Comp. in dem oben erwähnten Blaubuche. Dies war der Lohnsatz zu Middlesborough in Yorkshire. Im südlichen Wales waren die Löhne der Hauptarbeiter, die bei Verfertigung von Eisenwaaren beschäftigt waren, folgende: Arbeiten an den Puddelöfen 9 Schillinge per Tag, erste Heizer in den Schienenfabriken 8 Schill. 9 Pence, zweite Heizer 11 Schill. 7 Pence, Zubereiter 10 Schill. 9 Pence, Roller 13 Schill. 2 Pence oder ein dem gleicher Wochenlohn. — Selbst in der gegenwärtigen Zeit, wo das Geschäft so gedrückt ist, verdienen die Roller in den Eisenwaaren-Fabriken einen durchschnittlichen Lohn von 5 Pfd. St. 10 Schill. (also ungefähr 110 Mark nach deutscher Rechnung) in der Woche.

tausend bis zehntausend Mark nach deutscher Rechnung) gleichkommt. Aber noch mehr: wie die Arbeiter in Baumwollenfabriken lassen sich auch die Eisenarbeiter oft von ihren Söhnen helfen, denen gleichfalls hohe Löhne gezahlt worden sind. So sind die Nebenarbeiter gewöhnlich Knaben von vierzehn Jahren und darüber, die gegen neunzehn Schillinge die Woche verdienen, und die Gehülfen sind die Knaben unter vierzehn Jahren, die ungefähr neun Schillinge wöchentlich bekommen.

Dieser Verdienst übersteigt die durchschnittlichen Einkünfte der Angehörigen gelehrter Berufsarten bei Weitem. Die Schienenroller sind im Stande einen Lohn zu verdienen, welcher der Gage eines Oberstlieutenants bei Ihrer Majestät Garde zu Fuße gleichkommt, Plattenroller stehen sich so gut wie ein Major bei der Infanterie und Zubereiter wie Lieutenants und Adjutanten.

Goldsmith sprach vom Landprediger als „für reich geltend, wenn er jährlich vierzig Pfund einnahm“. Die Einkünfte der Landprediger sind seit den Tagen, wo Goldsmith schrieb, allerdings gestiegen, aber keineswegs in dem Maße, wie die Einnahmen geschickter und ungeschickter Arbeiter. Wenn Prediger nur um des Geldes willen arbeiteten, so würden sie gewiß ihren Beruf ändern und Kohlenbergleute und Eisenarbeiter werden.

Als der Verfasser dieser Schrift vor ein paar

Jahren Renfrewshire besuchte, verdienten die Kohlenbergleute zehn bis vierzehn Schillinge den Tag. Nach einem Volksausdruck „machten sie Geld wie eine Münzmaschine". Um ein Beispiel anzuführen, verdiente ein Vater mit drei Söhnen monatlich sechzig Pfund — was einer gemeinschaftlichen Einnahme von siebenhundert Pfund Sterling jährlich gleichkommt. Der Vater war ein nüchterner, ordentlicher „rüstiger" Mann. So lange es hohe Löhne gab, war er der Erste am Morgen, der in der Grube erschien, und der Letzte, der sie des Nachts verließ. Er verlor in dem einen Jahre 1873 zu 1874 nur fünf Tage, und der Verlust wurde durch Fasttage und Feiertage herbeigeführt. Da er und seine Söhne glaubten, daß die Periode hoher Löhne nicht lange dauern werde, arbeiteten sie so fleißig, als sie nur konnten. Sie legten einen guten Theil des Geldes zurück und kauften mehrere Häuser, während sie sich zugleich zur Einnahme höherer Stellungen vorbereiteten.

In derselben Gegend verdiente ein anderer Kohlenbergmann mit vier Söhnen Löhne ungefähr in demselben Maßstabe, das heißt etwa fünfundsiebzig Pfund monatlich oder neunhundert Pfund das Jahr. Diese Familie kaufte in einem einzigen Jahre fünf Häuser und legte außerdem eine beträchtliche Summe zurück. Die letzte Nachricht, die wir in Betreff derselben hatten, war, daß der Vater Unternehmer geworden war, daß er unge-

fähr sechzig Bergleute und „Reddsmen"*) beschäftigte, und daß er für die Tonne zu Tage geförderter Kohle so und so viel Gratification bekam. Die Söhne sahen darauf, daß ihr Vater nicht zu kurz kam. Sie waren allesammt nüchterne, fleißige und verständige Männer und nahmen viel Interesse an der Bildung und Hebung der Leute in ihrer Nachbarschaft.

Zu derselben Zeit, wo diese beiden Kohlenbergmannsfamilien so gediehen, verhielt es sich mit der Mehrheit ihrer Kameraden bei der Arbeit sehr anders. Diese arbeiteten nur drei Tage in der Woche. Einige verthaten ihren Verdienst in den Schenken, andere unternahmen ein „Whiskey-Ploy" am Seestrande. Zu diesem Zwecke mietheten sie vierzehn Tage vorher alle Gigs, Droschken, Fiaker und sonstige Fuhrwerke. Die Folgen zeigten sich an den Montagen nach diesen Gelagen. Das Gericht hielt in der benachbarten Stadt eine Sitzung, bei welcher eine Menge von Männern und Weibern mit blauen Augen und Löchern in den Köpfen zur Aburtheilung eingebracht wurden. Vor der Zeit der hohen Löhne war das Geschäft in einer Stunde abgethan gewesen, ja bis-

*) „Reddsmen" werden die Arbeiter genannt, welche den Weg für die Bergleute der Kohlenschachte ebnen und aus dem herabfallenden Gestein das Dach bauen, unter dem die Knappschaft vorrückt.

weilen gab es hier nichts zu thun. Aber als sich die Löhne verdoppelten, konnte der Richter kaum in einem Tage durchkommen. Es schien, als ob hohe Löhne mehr Faulheit, mehr Whiskey und mehr Löcher in den Köpfen und Gesichtern bedeuteten.

Das waren unzweifelhaft „Zeiten, wo es flușcht", für die Kohlengräber, welche, wenn sie die erforderliche Selbstüberwindung besessen hätten, sich ein kleines Vermögen hätten erwerben können. Viele von den Leuten, welche die Kohlen zu Tage förderten, blieben drei oder vier Tage die Woche müßig, während Die, welche die Kohlen verbrannten, aus Mangel daran halb verhungerten und erfroren. Die Arbeiter, welche keine Kohlenbergleute waren, werden sich noch lange an diese Periode, als die Zeit der Kohlennoth, erinnern. Während sie noch fortdauerte, ging Lord Elcho hinüber nach Tranent, einem Dorfe in East Lothian — um den Kohlenbergleuten in einer Ansprache wegen ihrer Verschwendung, ihrer Trägheit und ihrer Versuche, sich zur Aufrechthaltung der hohen Kohlenpreise zusammenzuthun, Vorstellungen zu machen.

Er hatte den moralischen Muth — eine Eigenschaft, die in unseren Tagen vielfach mangelt — seinen Wählern einige harte, aber wohlbegründete Wahrheiten zu sagen. Er erörterte vor ihnen die Kohlennoth und ihr Verlangen, dieselbe zu verlängern. Sie arbeiteten drei Tage wöchentlich,

sagte er, und die übrigen Tage faullenzten sie. Einige von ihnen thäten eine Woche oder vierzehn Tage lang nicht die geringste Arbeit, Andere machten das Jahr über wohl hundert Mal eine Schicht hindurch Feierabend. Aber was thäten sie mit dem Gelde, das sie verdienten? Höben sie es für einen schlimmen Tag auf, oder wollten sie sich, wenn die „Zeiten, wo es fluscht", vorüber wären, auf's Almosennehmen zurückziehen? Er fände, daß in einem Falle ein Mann mit seinen beiden Söhnen in vierzehn Tagen sieben Pfund verdiene. „Ich möchte die Schotten sehen", sagte er, „die Bergleute sind — wie die diese glücklichen Zeiten sich zu Nutze machen und durch ihren Fleiß sich aus ihrer gegenwärtigen Lage heraufzuarbeiten versuchen, wie sie Selbsthülfe üben, sich Eigenthum erwerben und möglicherweise selbst Kohlenwerksbesitzer werden würden!"

„Eine Zeitung hat gesagt", fuhr Lord Elcho fort, „daß ein Bergmann Löhne verdient, die der Gage eines Capitains, und daß ein Knabe in den Gruben Löhne verdient, die der Gage eines Lieutenants im Dienst Ihrer Majestät gleichkommen. Ich weiß nur, daß ich einen Knaben habe, welcher, als er in Ihrer Majestät Dienste trat, Fähndrich war, und daß seine Gage — für die er, um sie verdienen zu können, merkt Euch das, nach dem Stellenkauf-System fünfhundert Pfund bezahlt hatte — nicht der Lohn war, den

Ihr jetzt verdient, sondern der Lohn, den Ihr in schlechten Zeiten bekommt, und das waren nur fünf Schillinge für den Tag." Man könnte sagen, daß der Kohlenbergmann beim Verdienen seines Lohnes sein Leben auf's Spiel setzt, aber dasselbe thut der Soldat, und der tapfere Knabe, auf den Lord Elcho sich bezog, verlor später sein Leben während des Feldzugs gegen die Aschanti."

Die Zeiten der hohen Löhne hinterließen keinen sehr guten Eindruck in der Seele des Volkes. Die Preise stiegen, die Sitten sanken, und die Arbeit, die gethan wurde, wurde schlecht gethan. Der Charakter der britischen Arbeiterschaft erlitt eine beträchtliche Verschlechterung. Wir fingen an, uns zu sehr auf das Ausland zu verlassen. Der Handel wurde in großer Ausdehnung vernichtet, und sowohl die Arbeiter als die Arbeitgeber erlitten einen ungeheuren Verlust an Capital. Lord Aberdeen war der Meinung, daß während der neulichen Arbeitseinstellung in Südwales die Arbeiter allein drei Millionen Pfund Sterling eingebüßt hätten. Hundertundzwanzigtausend Arbeiter auf einmal waren bei dieser Gelegenheit zur Unthätigkeit gezwungen, und während der Zeit, wo sie unthätig blieben, gingen jede Woche hundertundfünfzigtausend Pfund Sterling an Löhnen verloren.

Was die Arbeitgeber von dem neuerlichen Aufflackern von „Gedeihlichkeit" denken, kann man sich leicht vorstellen. Aber es mag nicht unnütz sein,

einige von den Angaben von Correspondenten anzuführen. Ein großer Arbeitgeber in Süd-Lancashire sagt: „Die Trunksucht nimmt zu, und Gewaltthätigkeiten gegen die Person werden nicht hinreichend abgeschreckt. Höhere Löhne und Erweiterung des Wahlrechts kamen über das Volk, ehe die Bildung dasselbe auf die Veränderung vorbereitet hatte".

Die Besitzer eines großen Eisenwerks in der Nähe von Newcastle, wo die Leute für das Rollen von Platten und Schienen die höchsten Löhne bekamen, und wo sie jährlich zwischen drei- und vierhundert Pfund verdienten, bemerken: „Mit Ausnahme einiger Fälle fürchten wir, daß die Arbeiter und ihre Familien das Meiste von ihrem Verdienste verthun". Ein anderer Arbeitgeber in Süd-Staffordshire sagt: „In der Mehrheit der Fälle verthun die in den Eisenwerken beschäftigten Leute alle ihre Löhne vor Ende der folgenden Woche. Es giebt natürlich einige Ausnahmen, aber es sind unglücklicher Weise sehr wenige". Wieder ein Anderer im südlichen Wales sagt: „Was die sparsamen Gewohnheiten der Leute betrifft, so ist eine kleine Minderheit ordentlich und auf's Sparen bedacht; sie legen ihr Geld gewöhnlich im Ankauf von kleinen Häusern an. Aber die große Mehrheit der Leute verthut ihr Geld oft, bevor sie es verdient hat, und zwar in der leichtfertigsten Weise. Große Summen werden vertrunken, dies führt zur

Faulheit, und infolge des Trinkens und Faullenzens fehlt es den Werken an Leuten bis gegen die Mittwoch in jeder Woche, wo der größere Theil der am meisten zum Faullenzen Geneigten sich ernüchtert hat. Natürlich arbeiten die Leute regelmäßiger, wenn die Löhne niedrig stehen. Es wird weniger getrunken und überhaupt ist der Zustand des Ortes in jeder Hinsicht, sowohl im moralischen als im physischen Sinne, gesünder".

Ein anderer Beobachter bemerkt, daß die Bergleute in Bilston etwa sechstausend Köpfe zählen, und daß sie jährlich mehr als fünfzigtausend Pfund im Ankauf von Ale und Branntwein verthun. Ihre Unvorsorglichkeit kann man mit Vortheil auf dem Markte von Bilston studiren. Kein anderer Markt ist mit schönerem Geflügel versehen oder im Vergleich mit der Bevölkerungsziffer reichlicher versorgt; und das ist hauptsächlich, wo nicht ganz und gar, für den Verbrauch der arbeitenden Classen; denn die ansässigen Einwohner des Ortes, die nicht unmittelbar mit jenen Classen verknüpft sind, sind schwach an Zahl. Schmutzige und übel aussehende Männer kann man da an Sonnabenden Hühner, Enten und Gänse, die sie zum Abendbrot verspeisen, und in manchen Fällen auf Flaschen gezogenes Porterbier und Wein kaufen sehen. Ja, sie haben so wenig in der Welt für die Zukunft in der Hand, daß, wenn die Werke in der Production Halt machen sollten, sie binnen vierzehn Tagen

schon anfangen würden, das Bischen Hausrath in ihren Hütten und ihre Wäsche zu versetzen, um sich Essen und Trinken zu verschaffen.

Herr Chambers aus Edinburgh macht in seiner Schilderung der arbeitenden Classen in Sunderland folgende Bemerkungen: „Mit tiefem Kummer erwähne ich, daß überall eine und dieselbe Geschichte erzählt wurde. Die Unmäßigkeit herrscht in großer Ausdehnung, gute Löhne werden mit der Befriedigung niederer Begierden verschwendet, man sorgt sich wenig um den nächsten Tag, und das Armenhaus ist schließlich die einzige Zuflucht. Ein Mann, ein geschickter Arbeiter in einer Eisengießerei wurde mir gezeigt als ein Mensch, der Jahre lang einen Lohn von einer Guinae per Tag oder sechs Guineen wöchentlich erhalten; er hatte Alles verthan, meist vertrunken, und war jetzt in eine niedrigere Abtheilung versetzt, wo er nur ein Pfund die Woche verdiente".

Ein anderes Beispiel fällt mir ein. Ein Kaufmannsgehülfe in Blackburn miethete ein Haus für zwanzig Pfund jährlich und überließ die Keller im untern Theile desselben einem Fabrikarbeiter für eine Rente von fünf Pfund das Jahr. Der Kaufmannsgehülfe hatte eine Frau, vier Kinder und eine Magd, der Arbeiter eine Frau und fünf Kinder. Der Kaufmannsgehülfe und seine Familie waren wohlgekleidet, die Kinder besuchten die Schule, und alle gingen Sonntags in die Kirche. Von der

Familie des Arbeiters gingen einige in die Fabrik, einige zum Spiel im Rinnstein, keins aber in die Schule, sie waren schlecht gekleidet, ausgenommen des Sonntags, wo sie sich ihre Kleider vom Pfandleiher holten. Wenn die Sonnabende kamen, so war die Bratpfanne im Keller fast ohne Unterlaß an der Arbeit bis Montags Abends, und so regelmäßig, wie der Donnerstag sich einstellte, wurde auch das Kleiderbündel zum Pfandleiher geschickt. Und doch betrug das Einkommen der Familie aus der obern Classe im höher gelegenen Theile des Hauses jährlich hundert Pfund, und das Einkommen der Familie aus der untern Classe im Keller belief sich auf fünfzig Pfund mehr, das heißt auf jährlich hundertundfünfzig Pfund.

Ein Arbeitgeber in derselben Gegend pflegte zu sagen: „Ich kann mir Lammsbraten, Lachs, junge Enten und grüne Erbsen, neue Kartoffeln, Erdbeeren und dergleichen Sachen nicht eher genehmigen, als bis meine Leute diese Delicatessen der Saison etwa drei oder vier Wochen genossen haben".

Die ungeheuerliche Selbstsucht, Verschwendung und Thorheit dieser reichlich bezahlten Arbeiter ist kaum zu glauben. Man will häufig tadeln, daß die arbeitenden Classen mit dem Ausdrucke „die niederen Stände" bezeichnet werden; aber sie werden stets die „niederen Stände" bleiben, so lange sie eine solche Nachsicht gegen ihre sinnlichen Begierden und eine solche Sorglosigkeit in Betreff

der Zukunft verrathen. In Fällen wie dieser ist die Unvorsorglichkeit nicht blos eine große Sünde und eine Fütterung der Sünde, sondern auch eine große Grausamkeit. Im Fall eines Familienvaters, der Ursache gewesen ist, daß eine Anzahl hülfloser Wesen in die Welt gesetzt worden sind, ist es im höchsten Grade herzlos und selbstsüchtig, Geld auf die Befriedigung seiner Begierden, z. B. nach geistigen Getränken, zu verwenden, die dem Vater nichts nutzt, der Mutter und den Kindern aber durch forterbende schlechte Beispiele eine Menge von Nachtheilen bringt, welche durch Nichts wieder gut zu machen sind. Der Vater wird krank, kann nicht mehr arbeiten, und seine Kinder sind sofort der Subsistenzmittel beraubt. Der leichtsinnige Familienvater hat nicht einmal die Vorsicht gebraucht, in eine Unterstützungscasse zu steuern oder einer Gesellschaft zur Beihülfe in Krankheitsfällen beizutreten, und während er krank ist, werden seine Frau und seine Kinder von nagendem Hunger gepeinigt. Oder er stirbt, und die armen Geschöpfe sind auf die Barmherzigkeit von Fremden oder auf das erbärmlich Wenige angewiesen, was die Armensteuer ergiebt.

Es scheint von wenig Nutzen zu sein, eine Ausdehnung der Rechte für Leute zu predigen, die so schläfrig gleichgültig gegen ihr eigenes Wohlergehen sind — die sich eigentlich gar nichts aus ihrer Hebung machen. Die Freunde der Fleißigen

sollten ihnen getreulich sagen, daß sie Vorsicht, Wirthschaftlichkeit und Selbstverleugnung üben müssen, wenn sie wirklich aus selbstsüchtiger Erniedrigung herausgehoben und zur Würde denkender Wesen erhöht sein wollen. Nur durch Uebung der Grundsätze des Beruhens auf sich selbst können sie Würde, Festigkeit und Ansehen in der Gesellschaft erlangen, nur dadurch können sie den Einfluß und die Macht erlangen, die sie auf der Stufenleiter menschlichen Wohlbefindens emporführen.

Brown, der oxforder Schuhmacher, war der Meinung, daß „ein guter Handwerker der unabhängigste Mann in der Welt sei". Er sollte das wenigstens sein. Er hat immer einen Markt für seine Kunstfertigkeit, und wenn er nur gebührend fleißig, nüchtern und verständig ist, so kann er nützlich, gesund und glücklich sein. Bei einem sparsamen Gebrauch seiner Mittel kann er, wenn er dreißig bis vierzig Schillinge die Woche verdient, sich gehörig kleiden, gut leben und seine Kinder in einer Weise erziehen, die ihm Ehre macht. Hugh Miller hatte, als er noch als Steinhauergesell arbeitete, nie mehr als vierundzwanzig Schillinge wöchentlich, und hier ist das Ergebniß seiner fünfzehnjährigen Erfahrung:

„Lasse man mich sagen — denn es scheint sehr in der Mode zu sein, die Lage der arbeitenden Classe in kläglichen Bildern darzustellen, — daß

ich vom Schlusse des ersten Jahres an, in welchem ich als Gesell arbeitete, bis ich endgültig Abschied nahm von Hammer und Meißel, niemals wußte, was es heißt, keinen Schilling haben, daß meine beiden Oheime, mein Großvater und der Steinmetz, bei dem ich meine Lehrlingszeit abdiente, — lauter Arbeiter — eine ähnliche Erfahrung gehabt hatten, und daß dies auch die Erfahrung meines Vaters war. Ich kann nicht bezweifeln, daß arme Handwerksleute in Ausnahmefällen dem Mangel ausgesetzt sein mögen, aber ich kann ebenso wenig bezweifeln, daß diese Fälle wirklich Ausnahmen sind, und daß viel von Dem, was die Classe leidet, die Folge entweder von Unvorsorglichkeit auf Seiten des gehörig in seinem Handwerke Geübten oder eines liederlichen Lernens im Verlaufe der Lehrlingsjahre ist, das ganz so gewöhnlich wie liederliches Lernen in der Schule vorkommt, und das Diejenigen, die sich ihm hingeben, stets in die unglückliche Lage des Handwerkers zweiten oder dritten Ranges versetzt.

Es ist höchst betrübend, sehen zu müssen, daß so viele von den am Besten bezahlten Arbeitern im Königreiche einen so großen Theil ihres Verdienstes auf Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden verwenden. Viele vertrinken ein Drittel, andere die Hälfte ihres ganzen Verdienstes. Es würde für ungeheuerlich angesehen werden, wenn ein Mann, den das Schicksal unter die gebildeten

Classen versetzt hat, einen solchen Grad von selbstsüchtiger Nachgiebigkeit gegen seine Triebe kundgeben und auch nur den vierten Theil seines Einkommens auf Dinge verwenden wollte, an denen seine Frau und seine Kinder keinen Antheil haben.

Herr Roebuck hat neulich bei einer öffentlichen Versammlung zu Dewsbury in Yorkshire die Frage aufgeworfen: „Warum sollte der Mann, der durch seine mechanische Arbeit jährlich zwei- oder dreihundert Pfund verdient, ein roher, grober, brutaler Mensch sein? Es giebt keinen Grund dazu. Warum sollte er nicht wie ein Mann von Bildung und Manieren sein? Warum sollte sein Haus nicht wie das meine sein? Wenn ich von meiner Arbeit nach Hause gehe, was finde ich da? Ich finde eine heitere Frau — ich finde eine feine, wohlerzogene Frau. Ich habe eine Tochter, welche ebenso ist. Warum sollten Sie zu Hause nicht dieselben glücklichen Einflüsse finden? Ich möchte wissen, warum der Arbeiter, wenn er von seinem Tagewerke nach Hause kommt, seinen Tisch nicht wie den meinen gedeckt, warum er seine Frau nicht wohlgekleidet, reinlich, liebreich, freundlich und seine Tochter nicht ebenso finden sollte... Wir Alle wissen, daß viele Arbeiter, die gute Löhne verdienen, ihr Geld im Bierhause und mit Trunkenheit verthun, statt Weib und Kind zu kleiden. Warum sollten diese Leute ihre Löhne nicht so verwenden, wie ich mein schmales Einkommen ver-

wende, auf geistige Freuden, auf geistige Bestrebungen in Gemeinschaft mit meiner Familie? Warum sollten Arbeiter nicht, nachdem sie ihr Mittagsbrot genossen und Gott für Das, was sie haben, gedankt, ihre Aufmerksamkeit geistigen Genüssen zuwenden, statt auszugehen, um sich in der nächsten besten Schenke einen Rausch zu holen? Verlassen Sie sich darauf, diese Dinge sollten dem Arbeiter zu Herzen gehen, und Der ist kein Arbeiterfreund, der ihn glauben macht, daß er ein großer Mann im Staate ist, und der ihm nicht sagt, was die Pflichten seiner Stellung sind".

Es ist schwer, sich die Verschwendung und Ausschweifung der Arbeiterclasse zu erklären. Es muß ein ererbter Rest des Wilden der Urzeit sein. Es muß ein Ding sein, das den Wechsel der Zeiten überlebt hat. Der Wilde schmaust und zecht, bis Alles vertilgt ist, und dann geht er auf die Jagd oder in den Krieg. Oder es mag ein zurückgebliebener Rest von der Leibeigenschaft im Staate sein. Die Sklaverei war eine der ersten menschlichen Einrichtungen. Der Starke zwang den Schwachen für ihn zu arbeiten. Die kriegerische Race unterwarf die weniger kriegerische Race und machte sie zu Sklaven. Die Sklaverei existirte von den frühesten Zeiten an. In Griechenland und Rom wurde das Kämpfen von den freien Männern besorgt, die Arbeit von Heloten und Leibeigenen. Aber die Sklaverei existirte auch in

der Familie. Die Frau war die Sklavin ihres Eheherrn ganz ebenso sehr wie die Sklavin, die er auf öffentlichem Markte kaufte.

Auch unter uns existirte die Sklaverei eine lange Zeit. Sie existirte, als Cäsar landete. Sie existirte in der sächsischen Zeit, wo die Haushaltarbeit von Sklaven gethan wurde. Die Sachsen waren notorische Sklavenhändler, und die Irländer waren ihre besten Kunden. Der Hauptmarkt war zu Bristol, von wo die Sachsen große Massen von Sklaven nach Irland ausführten, so daß, nach irischen Geschichtschreibern, in Irland kaum ein Haus war, in welchem sich nicht ein britischer Sklave befunden hätte.

Als die Normannen von England Besitz ergriffen, behielten sie die Sklaverei bei. Sie machten die Sachsen selbst zu Sklaven, die sie zu Frohnpflichtigen und Leibeigenen erklärten. Das Domesday Book zeigt, daß der Zoll auf dem Markte von Lewes in Sussex für eine Kuh einen Penny und für einen Sklaven — nicht einen Leibeigenen (glebae adscriptus), sondern einen ohne Bedingungen erworbenen Dienstmann mit Zwangspflicht — vier Pence war. Von dieser Zeit an dauerte die Sklaverei in verschiedenen Formen fort. Es wird aus den „guten alten Zeiten" berichtet, daß erst unter der Regierung Heinrich's des Vierten (1399 bis 1413) gesetzlich gestattet wurde, daß Frohnpflichtige, Pächter und Hand-

werker ihre Kinder in die Schule schickten, und lange nachher noch wagten sie ohne Erlaubniß des Grundherrn nicht, einen Sohn für die Kirche ausbilden zu lassen *). Die Könige von England milderten in ihren Kämpfen mit der feudalen Aristokratie die Sklavengesetze allmählich. Sie gewährten Privilegien zur Gründung von königlichen Burgflecken, und wenn die Sklaven in dieselben flohen und im Stande waren, sich Jahr und Tag dort zu verbergen, wurden sie freie Leute des Burgfleckens und durch das Gesetz für frei erklärt.

Die letzten Leibeigenen in England wurden unter der Regierung der Königin Elisabeth für frei erklärt, aber die letzten Leibeigenen in Schottland wurden erst während der Regierung Georg's des Dritten, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, frei. Vor dieser Zeit gehörten die Kohlenbergleute und Salzarbeiter zu dem Grund und Boden, auf dem sie wohnten. Sie hatten nicht die Befugniß, zu bestimmen, wie hoch ihre Löhne sein sollten. Wie die Sklaven in den südlichen Staaten Amerikas empfingen sie nur so viel an Nahrung und Nothdurft, als hinreichte, um ihre Muskeln und Sehnen arbeitsfähig zu erhalten.

Man verlangte von ihnen nie, daß sie zu irgend einem Zwecke Ersparnisse machten; denn

---

*) „Henry's Geschichte von England", 5. Buch, 4. Kapitel.

sie hatten kein Recht auf das von ihnen Ersparte. Sie brauchten nie für den morgenden Tag zu sorgen, ihre Herren sorgten für sie. So bildete sich die Gewohnheit der Unvorsorglichkeit aus, und dieselbe dauert noch jetzt fort. Die schottischen Kohlenbergleute, die in diesen Tagen täglich zehn bis vierzehn Schillinge verdienten, sind die Enkel von Menschen, die bis zum Ende des letztverflossenen Jahrhunderts Sklaven waren. Die Eingangsworte einer Parlamentsacte, die im Jahre 1799 das Unterhaus passirte, lauteten wie folgt: „Sintemalen vor Durchgehen einer Acte vom fünfzehnten Regierungsjahr Seiner gegenwärtig regierenden Majestät viele Kohlenbergleute, Kohlenträger und Salzsieder lebenslang an die Kohlengruben und Salzwerke gebunden und mit ihnen übertragbar waren, wo sie arbeiteten, durch die besagte Acte ihre Knechtschaft aber von ihnen genommen ist und sie für frei erklärt worden sind, gleichwohl jedoch viele Kohlenbergleute und Kohlenträger und Salzsieder sich noch in einem Zustande der Knechtschaft befinden, weil sie den Bedingungen nicht nachgekommen, oder von den in jener Acte angedrohten Strafen betroffen worden sind" u. s. w. Die neue Acte verschreitet dann dazu, sie für befreit von aller Knechtschaft zu erklären. Die Sklaven verdienten früher nur gerade so viel, daß sie sich erhielten, und sparten nichts für die Zukunft. Daher können wir sagen, daß die Unvorsorglich-

keit der Kohlenbergleute und der Eisenarbeiter nur ein Ueberrest des Systems der Sklaverei in unserer politischen Verfassung ist.

Die Dinge haben sich jetzt gänzlich umgestaltet. Der Arbeiter ist, gleichviel was sein Gewerbe ist, verhältnißmäßig frei. Die einzige Sklaverei, unter welcher er leidet, ist seine Leidenschaft für geistige Getränke. In dieser Beziehung gleicht er noch immer den Eskimos und den Indianern Nordamerikas. Möchte er wohl wirklich frei sein? Dann müßte er die Gewalten eines freien, verantwortlichen Mannes ausüben. Er müßte Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung üben und die gegenwärtige Befriedigung seiner Begierden den in der Zukunft winkenden Genüssen edlerer Art opfern. Nur durch Selbstachtung und Selbstüberwachung kann die Stellung des Arbeiters wirklich eine höhere werden.

Der Arbeiter ist jetzt mehr Staatsbürger als er je zuvor war. Er ist eine anerkannte Macht und ist in das Bereich der Verfassung aufgenommen worden. Für ihn existiren Handwerker-Institute, Zeitungen, Wohlthätigkeitsgesellschaften und alle modernen Förderungsmittel der Gesittung in Fülle. Er hat Zutritt auf dem Gebiete des Geistes, und von Zeit zu Zeit erstehen aus seinem Stande große Denker, Künstler, Ingenieure, Naturforscher und Dichter, um zu verkünden, daß der Geist keinen Rang kennt und Geistesadel keinen

Stand ausschließt. Die Einflüsse der Gesittung regen die Gesellschaft bis zu ihren tiefsten Tiefen auf, und jeder Tag liefert Beweise von dem Emporkommen der industriellen Classen zu einer Stellung mit socialer Macht. Es mag sich Unzuzufriedenheit zeigen, und sie zeigt sich wirklich, aber Unzufriedenheit ist nur die nothwendige Bedingung des Fortschritts; denn Niemand wird sich angetrieben fühlen, nach Emporkommen zu einer höhern Stellung zu streben, wenn er nicht zuvor unzufrieden geworden ist mit der niedrigern Stellung, aus welcher er emporsteigen will. Zufriedensein heißt Ruhen, während aus vernünftigen Gründen unbefriedigt Sein: Streben, Arbeiten, im Hinblick auf künftiges Emporkommen Handeln heißt.

Die arbeitenden Classen unterschätzen sich sehr. Obwohl sie Gehalte oder Löhne erhalten, die über den Durchschnittsverdienst der Angehörigen gelehrter Berufsarten hinausgehen, haben doch viele von ihnen keinen andern Gedanken, als in ordinären Häusern zu wohnen und ihren Ueberschuß an Zeit und Geld mit Trinken zu verthun. Es scheint ihnen an Achtung vor sich selbst und ihrer Classe zu fehlen. Sie bestärken uns in der Auffassung, daß in der Arbeit etwas Erniedrigendes liegt, während doch nichts Falscheres existiren kann. Arbeit aller Art giebt Würde und macht Ehre; vor allen Andern ist der Träge würde- und ehrlos.

„Möge der Arbeiter", sagt Sterling, „den Versuch machen, sein Tagewerk, wie niedriger Art es auch sei, mit den höchsten Gedanken, deren er habhaft werden kann, zu verknüpfen, er sichert sich dabei die Berechtigung seines Looses und erhebt sein Dasein zu seinem höchsten Wohlbefinden. Weil der Arbeiter dies zu thun unterlassen hat, und weil Andere unterlassen haben, ihm zu helfen, wie es ihre Schuldigkeit ist, ist das Loos der Arbeit bisher mit dem verbunden gewesen, was gemein und erniedrigend ist."

Mit Rücksicht auf die Entschädigung für geleistete Arbeit ist, wie wir bereits gesagt haben, der Durchschnitt der geschickten Arbeiter und Handwerker besser bezahlt als der Durchschnitt der arbeitenden Landprediger. Der arbeitende Maschinenbauer wird besser bezahlt als der Fähndrich eines im Felde stehenden Regiments. Der Vormann in allen unseren großen Maschinenfabriken ist besser bezahlt als ein Regimentsarzt. Der Schienenroller bekommt täglich eine Guinea, während ein Assistenzarzt auf der Flotte vierzehn Schillinge und nach dreijährigem Dienste einundzwanzig Schillinge mit Rationen bekommt. Die Mehrzahl der nicht zur Hochkirche gehörigen Geistlichen ist schlechter besoldet, als die besseren Classen der geschickten Arbeiter und Handwerker, und die in Comptoirs und Waarenhäusern

beschäftigten Handlungsdiener bekommen viel geringere Salaire.

Geschickte Arbeiter könnten — und würden, wenn sie den Willen dazu hätten — eine gesellschaftliche Stellung einnehmen so hoch als die gebildeten Classen, auf die wir uns beziehen. Was hält sie vom Emporkommen ab? Einzig und allein der Umstand, daß sie ihre Mußestunden nicht dazu verwenden wollen, ihren Geist zu bilden. Sie haben Geld in hinreichender Menge, aber es fehlt ihnen an Bildung. Sie sollten wissen, daß die Stellung eines Menschen in der Gesellschaft nicht so sehr von Dem abhängt, was er verdient, als von seinem Charakter und seiner Intelligenz. Wenn sie von jenen gesellschaftlichen und anderen Rechten, an denen sie theilzunehmen befugt sind, ausgeschlossen werden oder sich vielmehr selbst ausschließen, so ist es deshalb, weil sie ihre reichlichen Gelegenheiten unbenutzt lassen, weil sie verschwenderisch sind und ihren Verdienst in thierischen Genüssen vergeuden, weil sie sich weigern, die edelsten Theile ihres Wesens zu pflegen.

Trotz ihrer hohen Löhne halten sie meistentheils an der Kleidung, der Sprechweise und den Sitten ihrer Classe fest. Sie erscheinen in ihren Mußestunden in schmutzigen Kleidern und mit ungewaschenen Händen. Gleichviel, wie geschickt der Arbeiter sein mag, er ist immer bereit, seinen Verstand und Charakter dem niedrigsten Niveau seiner

Kameraden anzupassen. Selbst das Extrageld, welches er durch seine größere Kunstfertigkeit verdient, trägt oft dazu bei, ihn zu demoralisiren, zu erniedrigen. Und doch könnte er sich so anständig kleiden, so gut leben und von denselben physischen Bequemlichkeiten und geistigen Genüssen umgeben sein, wie die Berufsarten mit gelehrter Bildung. Aber nein! Von Woche zu Woche werden seine verdienten Löhne vergeudet, er ist das Opfer der Schenke, und wenn die Arbeit zu stocken beginnt und sein Körper von Krankheit befallen wird, ist seine einzige Zuflucht das Armenhaus.

Wie sind diese ungeheuren Uebel zu heilen? Einige sagen: durch bessere Erziehung, Andere: durch sittliche und religiöse Belehrung, wieder Andere: durch ein besseres Familienleben, bessere Frauen und Mütter. Alle diese Einflüsse werden zweifelsohne viel zur Besserung des Volkes beitragen. Es ist vollkommen klar, daß eine unermeßliche Masse von Unwissenheit herrscht, und daß diese Unwissenheit beseitigt werden muß, bevor an eine Hebung der niederen Classen zu denken ist. Ihr ganzer Charakter muß sich ändern, und man muß sie schon in frühen Lebensjahren an Vorsorglichkeit und Selbstbeherrschung gewöhnen.

Häufig hören wir, daß „Wissen Macht ist", aber niemals hören wir, daß die Unwissenheit eine Macht ist. Und doch hat die Unwissenheit allezeit mehr Macht in der Welt gehabt als das Wissen.

Die Unwissenheit regiert. Wegen der übeln Neigungen der Menschen existiren die kostspieligen Repressiv-Einrichtungen der neueren Regierungen.

Die Unwissenheit bewaffnet die Menschen gegen einander und sorgt für Gefängnisse und Zuchthäuser, Polizei und Schutzmänner. Die ganze physische Gewalt des Staates ist durch die Unwissenheit hervorgerufen worden, wird oft durch die Unwissenheit verlangt und sehr oft durch die Unwissenheit gehandhabt. Wir dürfen daher recht wohl behaupten, daß die Unwissenheit eine Macht ist.

Die Unwissenheit ist mächtig, weil das Wissen bis jetzt sich nur zu den Geistern der Minderzahl Zugang verschafft hat. Lasse man das Wissen sich weiter verbreiten, lasse man die Masse der Menschen gebildet, denkend und klug werden, dann wird das Wissen die Oberhand über die Unwissenheit gewinnen. Aber diese Zeit ist noch nicht gekommen.

Werfe man einen Blick in die Annalen des Verbrechens und man wird finden, daß auf einen mit Klugheit und Wissen begabten Menschen, der ein Verbrechen begeht, hundert unwissende Verbrecher kommen. Oder betrachte man die statistischen Angaben über Trunksucht und Unvorsorglichkeit aller Art, so herrscht auch hier die Unwissenheit vor. Oder blättere man in den Jahrbüchern des Pauperismus, so zeigt sich auch da die Unwissenheit als eine Macht.

Die Hauptursache der Beängstigung in unserm Lande ist die sociale Noth und Krankheit, die aus der Unwissenheit hervorgeht. Um diese Noth zu mildern, diese Krankheit zu lindern, bilden wir Genossenschaften, organisiren wir Gesellschaften, verwenden wir Geld und arbeiten wir in Ausschüssen. Aber die Macht der Unwissenheit ist zu groß für uns. Wir verzweifeln beinahe während der Arbeit. Wir fühlen, daß Vieles von unserer Arbeit weggeworfene Mühe ist. Wir sind oft nahe dabei, die Sache verdrießlich aufzugeben und uns von unserm Kampfe mit den Mächten des Bösen zurückzuziehen.

„Wie wirksam sind doch richtige Worte!" ruft Hiob aus. Ja, aber mit ebenso viel Recht hätte er sagen können: „Wie wirksam sind doch unrichtige Worte!" Die unrichtigen Behauptungen haben bei unwissenden Geistern stets mehr Wirkung als die richtigen. Sie passen sich verdrehten Köpfen und vorurtheilsvollen Köpfen und leeren Köpfen an und haben Gewalt über sie. Die rechten Worte haben häufig nicht mehr Bedeutung für sie, als ob es Worte einer todten Sprache wären. Die Gedanken des Weisen erreichen die Masse nicht, sondern fliegen über ihre Köpfe weg. Nur die Minderheit ist bis jetzt befähigt, sie zu begreifen.

Der Physiolog mag die Gesetze der Gesundheit erörtern, und der Gesundheitsrath mag Flugschriften zum Verkauf unter dem Volke schreiben,

es nutzt wenig; denn die Hälfte des Volkes kann nicht lesen, und von der übrigbleibenden Hälfte ist nur ein sehr kleiner Bruchtheil gewohnt zu denken. So werden die Gesetze der Gesundheit außer Acht gelassen, und wenn ein Fieber kommt, so findet es ein weites Gebiet, auf dem es arbeiten kann, in undrainirten, schmutzigen Straßen und Hinterhöfen, in ekelhaften, übelriechenden Districten, schmutzigen, ungesäuberten Wohnungen, großen Bevölkerungen, die mit reinem Wasser und reiner Luft schlecht versehen sind. Da richtet der Tod ein gräßliches Gemetzel an, viele mittellose Witwen und Waisen müssen von Almosen erhalten werden, und nun gestehen wir uns widerwillig, daß die Unwissenheit eine Macht ist.

Der einzige Weg, diese Macht der Unwissenheit zu schwächen, ist der, daß man die des Wissens vermehrt. Wenn die Sonne am Himmel aufgeht, verschwindet die Finsterniß, und die Eule, die Fledermaus und die Raubthiere weichen zurück in die Unsichtbarkeit. Man gebe dem Volke Wissen — man gebe ihm eine bessere Erziehung, so wird die Zahl der Verbrechen abnehmen, so werden Trunksucht, Unvorsorglichkeit, Gesetzlosigkeit und alle Mächte des Bösen bis zu einer gewissen Ausdehnung verschwinden *).

*) Die neulich erstatteten Berichte des Herrn Tremenheere an den Staatssecretair des Innern in Betreff der Lage der Bevölkerung in den Eisen- und Kohlenbezirken zei-

Es muß jedoch zugestanden werden, daß die Erziehung allein nicht genügt. Der gescheidte Mensch kann ein gescheidter Hallunke sein, und je gescheidter er ist, ein desto gescheidterer Hallunke wird er sein. Die Erziehung muß sich daher auf Religion und Moral gründen; denn die Erziehung an sich wird lasterhafte Neigungen nicht mit der Wurzel wegschaffen. Die Pflege des Geistes übt

---

gen, daß er beträchtliches Vertrauen auf die Wirkungen der Erziehung hat. Die Beweise, die er aus allen Theilen des Landes zusammengebracht hat, thun dar, daß das Zunehmen der Unsittlichkeit mit dem Zunehmen der Löhne den niedrigen Liebhabereien und Begierden des Volkes zuzuschreiben war, daß die hartnäckige Weigerung, mehr als zwei Drittel ihrer Kräfte der Arbeit zu widmen, durch welche die Kosten der Production bedeutend vermehrt werden, das Capital gekürzt und das Publicum gebrandschatzt wird, auf dieselbe Ursache zurückgeführt werden muß, daß ihre Bereitwilligkeit, die Beute von Sendlingen der Arbeitervereine und anderer Wühler zu werden, sich daraus erklärt, daß es ihnen an den einfachsten Denkgrundsätzen mangelt, daß die meisten Unfälle, die fast allwöchentlich vorkommen, durch ihre Dummheit und Unwissenheit veranlaßt werden, daß sie überall, wo sie an Intelligenz fortgeschritten sind, sich geschickter, williger und fleißiger gezeigt haben. Diese Thatsachen haben die verständigeren und weiterblickenden Fabrikherren überzeugt, daß das einzige sichere Mittel, gegenüber der wachsenden Mitbewerbung des Auslandes Grund und Boden unter den Füßen zu behalten und eine sociale Krisis abzuwenden, in einer Reform des Charakters der heranwachsenden Generation von Arbeitern vermittelst der Erziehung ist.

nur eine geringe Wirkung auf die sittliche Führung aus. Man kann gescheidte, gebildete, in der Literatur bewanderte Leute sehen, die gar keinen Halt haben, die verschwenderisch, unvorsorglich, als Trunkenbolde und in anderen Lastern dahinleben. Es folgt daraus, daß die Erziehung sich auf die Grundsätze der Religion und Moral basiren muß.

Auch die Armuth des Volkes hat mit dessen gesellschaftlicher Erniedrigung nicht so viel zu thun, als gemeiniglich angenommen wird. Die Frage ist wesentlich eine moralische. Wenn das Einkommen der arbeitenden Gemeinschaft plötzlich verdoppelt werden könnte, so würde ihr Wohlbefinden dadurch nicht nothwendig gesteigert werden; denn das Wohlbefinden der Menschen besteht nicht im Geldbesitz. In der That, die gestiegenen Löhne könnten sich leicht als ein Fluch, statt als ein Segen erweisen. Bei Vielen würde es nur einen gesteigerten Verbrauch von geistigen Getränken mit den gewöhnlichen Folgen zum Ergebniß haben — eine Steigerung der Zahl der in der Trunkenheit begangenen Gewaltthätigkeiten und wahrscheinlich eine Steigerung der Zahl der Verbrechen.

Der verstorbene Herr Clay, Caplan im Besserungshause zu Preston, fährt, nachdem er die Trunksucht als die Hauptsünde charakterisirt hat, folgendermaßen fort: „Sie erhebt sich noch immer mit grimmiger Feindseligkeit gegen Alles, was mit der Ordnung und der Religion verbündet ist, sie

verrammelt alle Wege, durch welche Wahrheit und Friede in die Wohnung und das Herz des Armen zu gelangen suchen... Was auch die vorwiegende Ursache eines Verbrechens sein mag, es ist sehr klar, daß Unwissenheit, religiöse Unwissenheit der Hauptbestandtheil im Charakter des Verbrechers ist. Diese vereinigt sich mit der Leidenschaft für geistige Getränke, und zahllose Gesetzverletzungen werden durch diese Verbindung erzeugt".

Der verstorbene Sir Arthur Helps drückt sich in seinen „Freunden im Rath", da, wo er von hohen und niedrigen Löhnen und von den Mitteln und Wegen des Verdienens und Ausgebens von Geld spricht, über unsern Gegenstand folgendermaßen aus:

„Meine eigene Ueberzeugung geht dahin, daß über ganz England hin jedes Jahr, selbst bei dem jetzigen niedrigen Satze, Löhne gezahlt werden, die hinreichen, um die Lage der arbeitenden Armen zu einer ganz andern zu machen, als sie jetzt ist. Aber dann müssen diese Löhne wohl verwendet werden. Ich bin nicht der Ansicht, daß die Armen diese Veränderung für sich allein bewirken können; aber würden sie unterstützt durch den Rath, die Belehrung und die Hülfe (nicht Hülfe durch Schenkung von Geld, oder nur Darleihung von Geld zur Befriedigung des laufenden Bedürfnisses des Tages ist gemeint) von Seiten der über ihnen stehenden Classen, so könnten die Armen das

Uebrige selbst zu Stande bringen. Und in der That, Alles, was die Reichen zur Hebung der Armen thäten, könnte kaum dem Vortheile gleichkommen, den die Armen selbst gewinnen würden, wenn sie nur das eine Laster der Trunksucht, das verderblichste aller Laster, gründlich unterdrücken könnten.

„In Betreff des Lebensunterhaltes der Armen (wie in der That unser Aller) sind zwei Dinge in Betracht zu ziehen: wie man Geld erwirbt, und wie man es ausgiebt. Nun glaube ich, daß die Erfahrung der Arbeitgeber mir zur Seite stehen wird, wenn ich sage, daß es sich häufig trifft, daß der Mann mit zwanzig Schillingen wöchentlich nicht behaglicher lebt oder mehr zurücklegt als der Mann mit vierzehn Schillingen — wobei angenommen ist, daß die Familien der beiden Leute sich nach ihrer Kopfzahl und ihren allgemeinen Verhältnissen gleichen. Es ist wahrscheinlich, daß der Mann, der überhaupt mehr als der Durchschnitt seiner Classe bekommt, wofern er nicht viel Klugheit und Besonnenheit besitzt, nicht weiß, was er mit dem Gelde anfangen soll oder in ihm nur ein Mittel, besser als das, welches seine Kameraden besitzen, erblickt, seine Begierde nach dem Genuß von geistigen Getränken zu befriedigen.“

Indeß müssen wir trotz der entmuthigenden Umstände, auf die wir uns bezogen haben, des Glaubens leben, daß im Verlaufe der Zeit, wenn

die Natur des Menschen durch weltliche, moralische und religiöse Erziehung verbessert wird, sie durch Rücksichten der Klugheit, der Voraussicht und der elterlichen Verantwortlichkeit bewogen werden können, einen bessern Gebrauch von ihren Mitteln zu machen. Ein deutscher Schriftsteller spricht von der Erziehung als einem dem Kinde mitgegebenen Capitale, das einem ihm vom Vater zur Verfügung gestellten Vorrath von Geld gleichkomme. Das Kind kann, zum Manne erwachsen, die Erziehung ebenso wie das Geld schlecht anwenden. Aber das ist kein Grund, der gegen den Besitz des Einen oder des Anderen spräche. Natürlich besteht der Werth der Erziehung wie der des Geldes hauptsächlich in ihrem rechten Gebrauche. Und einer der Vortheile des Wissens ist, daß die bloße Aneignung desselben auf eine Steigerung der Fähigkeit es richtig zu gebrauchen hinwirkt, was sicherlich mit der Anhäufung von Geld nicht der Fall ist.

Bildung, gleichviel wie erlangt, ist allezeit von Vortheil für einen Menschen. Selbst als ein Mittel zu materiellem Vorwärtskommen ist sie werth, daß man sie erstrebt — gar nicht zu reden von ihrem moralischen Nutzen als Hebel für Charakter und Intelligenz. Und wenn, wie Dr. Lyon Playfair behauptet, die Concurrenz zwischen gewerbfleißigen Völkern über kurz oder lang zu einer Concurrenz hauptsächlich der Intelligenz werden

muß, so liegt auf der Hand, daß England bessere Fürsorge für die Erziehung seiner gewerbtreibenden Classen treffen oder sich bereit machen muß, bei dem industriellen Fortschritt der Nation zurückzubleiben.

„Es würde dem Frieden und dem Glücke der menschlichen Gesellschaft wenig dienlich sein", sagt Dr. Brewster von Edinburg, „wenn die großen Wahrheiten der materiellen Welt sich auf die Gebildeten und Weisen beschränkten. Eine so begrenzte Organisation des Wissens würde aufhören, ein Segen zu sein. Weltliche Wissenschaft und geistliche Wissenschaft, diese doppelte Strömung des geistigen Lebensblutes der Menschheit, muß nicht blos durch die großen Schlagadern des gesellschaftlichen Körperbaues hinabsteigen, sie muß von den kleinsten Haargefäßen aufgenommen werden, bevor sie die Gesellschaft ernähren und reinigen kann. Das Wissen ist das Manna und zugleich die Arzenei unseres sittlichen Wesens. Wo das Verbrechen das Gift ist, ist das Wissen das Gegengift. Die Gesellschaft mag der Pest entgehen und die Hungersnoth überleben; aber der Dämon der Unwissenheit mit seinen grimmen Begleitern, Verbrechen und Gewaltthat, wird sie in ihre friedlichsten Zufluchtsorte verfolgen, unsere Einrichtungen zerstören und das Paradies gesellschaftlichen und häuslichen Lebens in eine Wildniß verwandeln. Der Staat hat infolge dessen

eine große Pflicht zu erfüllen. Wie er das Verbrechen straft, so hat er auch die Verpflichtung, es zu verhüten. Wie er uns Gesetzen unterwirft, muß er uns lehren, sie zu lesen, und während er uns so belehrt, muß er uns auch die veredelnden Wahrheiten lehren, welche die Macht und die Weisheit des großen Gesetzgebers entwickeln, und auf diese Weise Wissen verbreiten, während er der Bildung eine größere Ausdehnung giebt, und so die Menschen zufrieden, glücklich und bescheiden machen, während er sie zu ruhigen und gehorsamen Unterthanen macht."

Ein Anfang ist bereits mit der Erziehung in öffentlichen Schulen gemacht. Doch bleibt noch viel zu thun, bevor das System im ganzen Reiche festgestellt ist. Gegenwärtig sind wir nicht im Stande, über die Wirkungen Dessen, was gethan worden ist, ein Urtheil abzugeben. Aber wenn die allgemein verbreitete Erziehung für England so viel erreicht, als sie in Deutschland bereits erreicht hat, so wird der Charakter unseres Vaterlandes im Laufe der nächsten zwanzig Jahre unermeßlich verbessert werden. Die Erziehung hat die Trunksucht aus Deutschland fast ganz verbannt, und hätte England keine Trunksucht, keine Lohnvergeudung, keine leichtsinnige Rechnung mit der Zukunft, so würde unser gesellschaftliches Elend vergleichsweise unbedeutend sein. Wir müssen daher glauben, daß, wenn die Bildung

sich unter den arbeitenden Classen ausbreitet und ein besserer moralischer Ton durch sie hindurchgeht, eine rasche Besserung derselben eintreten und nüchterne, sparsame und vorsorgliche Gewohnheiten sich herausbilden werden; denn diese sind die festesten und sichersten Grundlagen des Fortschritts der bürgerlichen Gesellschaft. Auf Seiten der fortgeschrittenen Geister in dieser Gesellschaft existirt ein wachsendes Verlangen, die Arbeiter ihre rechte Stellung einnehmen zu sehen. Diejenigen, welche die Arbeit der Gesellschaft thun — welche unter der Leitung der geistig gewecktesten unter ihnen den Reichthum der Nation erzeugen — sind zu einer viel höheren Stelle berechtigt, als die ist, welche sie jetzt einnehmen. Wir glauben an diese glückliche Zukunft für Arbeiter und Arbeiterinnen, wo sie eine Atmosphäre der Intelligenz durchdringen wird, wo sie sich als so gebildet, geschliffen und unabhängig beweisen werden als die anderen Classen der Gesellschaft, und als den ersten und sichersten Schritt nach diesem letzten und höchsten Ziele hin rathen wir ihnen, vorsorglich zu sein — für die Zukunft ebenso wie für die Gegenwart zu sorgen —, in Zeiten der Jugend und des Ueberflusses für die Zeiten der Noth, des Unglücks und des Alters zu sorgen.

„Wenn Jemand seine Lage zu verbessern wünscht", sagte der verstorbene William Felkin, Mayor von Nottingham, ursprünglich selbst ein

Arbeiter, „so muß er soviel verdienen, als er kann, so wenig verthun, als er kann, und machen, daß Das, was er verthut, ihm und seiner Familie so viel wahren Genuß gewährt, als möglich ist. Die erste Ersparniß, die ein Arbeiter von seinem Verdienste macht, ist der erste Schritt und als der erste der wichtigste Schritt zu wahrer Unabhängigkeit. Nun ist Unabhängigkeit in dem Falle eines fleißigen und wirthschaftlichen, wenn auch anfänglich armen Arbeiters ebenso erreichbar wie in dem eines Handwerkers oder Kaufmanns und für ihn ein ebenso großer und werthvoller Segen. Dasselbe Verfahren muß beobachtet werden, das heißt, er muß sorgen, daß die gesammte Ausgabe unter dem Betrage des reinen Einkommens bleibt, indem er alle zufälligen Ansprüche sorgfältig erwägt und für sie Vorsorge trifft und den Ueberschuß heilig hält, um ihn für diejenigen und nur diejenigen Zwecke zu verwenden, welche die Pflicht oder das Gewissen ihm als wichtig oder wünschenswerth bezeichnet. Dies erfordert ein Verfahren arbeitsamer Anstrengung und strenger Wirthschaftlichkeit, ein wenig Voraussicht und möglicherweise einige Entbehrung. Aber das ist ja allen wünschenswerthen Gegenständen gemeinsam. Und da ich weiß, was es heißt, für geringen Lohn lange Stunden mit der Hand zu arbeiten und trotzdem Selbstverleugnung zu üben, da ich das so gut wie irgend ein Arbeiter weiß, an den ich meine Ansprache richte,

so habe ich den Muth, nach der Erfahrung zu erklären, daß der Gewinn der Unabhängigkeit oder vielmehr der Abhängigkeit nur von sich selbst, für den ich spreche, unendlich viel mehr werth ist, als die Kosten ihrer Erreichung, und ferner, daß ihre Erreichung, je nach den Umständen in höherem oder geringerem Grade, in der Macht der bei weitem größeren Zahl der geschickten Arbeiter liegt, die in unseren Fabriken beschäftigt sind."

Fünftes Kapitel.

Beispiele von Sparsamkeit.

„Beispiele thun die Möglichkeit des Erfolgs dar.“ Colton.

„Eignen Verdienstes Kraft bahnt ihm den Weg.“ Shakespeare.

„Horch, Leser, ob, was in Dir webt,
Phantast'schen Flugs zum Aether schwebt,
Ob es im Dunkeln grabend strebt,
Dem Höheren fern —
Nur Selbstbeherrschung! In ihr lebt
Der Weisheit Kern.“
Robert Burns.

„In der Familie wie im Staate ist die beste Quelle des Reichthums die Wirthschaftlichkeit.“ Cicero.

„Recht Handeln ist die Folge rechten Glaubens, aber ein wahrer und rechter Glaube kann nur durch eine Reihenfolge richtiger Handlungen aufrecht erhalten, vertieft und ausgebreitet werden.“ Mac Combie.

Sparsamkeit ist der Geist der Ordnung in seiner Anwendung auf die Führung und Gestaltung des Hauswesens. Ihr Ziel ist genügsame

Verwaltung der Hülfsquellen der Familie, Verhütung von Verschwendung und Vermeidung von unnützen Ausgaben. Die Sparsamkeit steht unter dem Einflusse der Vernunft und Voraussicht und arbeitet nie zufällig oder blos in einzelnen Anfällen. Sie bestrebt sich, aus Allem so viel als möglich zu machen, Alles zum Besten zu kehren. Sie legt Geld nicht um des Zurücklegens willen zurück. Sie bringt freudig Opfer für das gegenwärtige Wohl Anderer, oder unterwirft sich freiwilliger Entbehrung zu dem Zwecke, in der Zukunft etwas Gutes zu erreichen.

Frau Inchbald, Verfasserin der Schrift „Eine einfache Geschichte", war durch ihre Sparsamkeit in den Stand gesetzt, die Hälfte ihres schmalen Einkommens zum Besten ihrer kranken Schwester beiseite zu legen. So kamen wöchentlich zwei Pfund auf den Unterhalt jeder von den Beiden. „Vielmals während des Winters", sagte sie, „wenn ich vor Kälte weinte, sagte ich zu mir: Gott sei Dank, meine liebe Schwester braucht ihre Kammer nicht zu verlassen, sie wird jeden Morgen ihr Feuer bereit finden; denn sie ist jetzt viel weniger als ich im Stande, Entbehrungen zu ertragen. — Die Familie der Frau Inchbald war größtentheils sehr arm, und sie hielt es für recht, dieselbe in ihren zahlreichen Prüfungen zu unterstützen. Von der Wohlthätigkeit läßt sich Eins sagen: daß sie noch nie Jemand zu Grunde gerichtet hat, während

Selbstsucht und Ausschweifung Tausende zu Grunde gerichtet haben.

Die Worte: „Nichts vergeuden, nichts mangeln lassen“, die über Sir Walter Scott's Küchenherd in Abbotsford in Stein gehauen waren, drücken in wenigen Worten das Geheimniß der Ordnung inmitten von Ueberfluß aus. Ordnung ist äußerst nützlich bei der Verwaltung von Allem, der Führung eines Hauswesens, eines Geschäfts, einer Fabrik, eines Heeres. Ihr oberster Grundsatz lautet: Für jedes Ding einen Ort, jedes Ding an seinem Orte. Ordnung ist Reichthum; denn wer den Gebrauch seines Einkommens gebührlich regelt, verdoppelt beinahe seine Hülfsquellen. Unordentliche Menschen sind selten reich und ordentliche Menschen selten arm.

Ordnung ist die beste Haushälterin mit der Zeit; denn wofern die Arbeit nicht gehörig vertheilt wird, geht Zeit verloren, und einmal verloren, ist sie für immer dahin. Die Ordnung vertritt viele wichtige Tugenden. So ist z. B. Gehorsam gegen das moralische und das natürliche Gesetz Ordnung. Achtung vor uns selbst und unsern Nächsten ist Ordnung. Berücksichtigung der Rechte und Verpflichtungen Aller ist Ordnung. Tugend ist Ordnung. Die Welt begann mit der Ordnung aller Dinge. Vor Aufrichtung der Ordnung herrschte das Chaos.

Sparsamkeit ist der Geist der Ordnung im

menschlichen Leben. Sie ist die erste wirkende Kraft im Haushalt des Einzelnen. Sie erhält das Glück vieler Haushaltungen. Und da es gewöhnlich die Frau ist, die in der Familie die Ordnung aufrecht erhält, so ist sie es hauptsächlich, von welcher das Wohlergehen der bürgerlichen Gesellschaft abhängt. Es ist daher nur um so nothwendiger, daß sie frühzeitig in der Gewohnheit und der Tugend der Ordnungsliebe erzogen wird.

Das Oberhausmitglied, der Kaufmann, der Gelehrte, der Handwerker und der Tagelöhner sind alle von gleicher Natur, geboren mit denselben Neigungen und ähnlichen Einflüssen unterworfen. Sie sind zwar in verschiedenen Lebensstellungen geboren, aber es ist ihnen anheimgegeben, ob sie ihr Leben auf edle oder gemeine Weise verleben. Sie mögen nicht die Wahl zwischen Reichsein und Armuth haben, aber sie haben allezeit die Wahl zwischen Gutsein und Bösesein, zwischen Werth und Nichtswürdigkeit.

Leute von der höchsten Stellung haben in Betreff der Bildung und Erziehung oft so große Entbehrung zu ertragen, als der Durchschnitt des arbeitenden Volkes. Sie haben oft viel mehr zu bestreiten, als ihr Einkommen ihnen erlaubt. Sie haben eine Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Sie müssen sich besser kleiden und hinreichend gut für die Zwecke der Gesellschaft leben. Obwohl ihr Einkommen weniger betragen mag als

das von Kohlengräbern und Eisenhüttenarbeitern, sind sie moralisch genöthigt, ihren Söhnen eine gute Bildung zu geben und sie als Leute von Stande zu erziehen, so daß sie an der Arbeit der Welt den ihnen gebührenden Antheil nehmen können.

So erzog der zehnte Earl of Buchan eine zahlreiche Familie von Kindern, von denen einer später zu dem hohen Posten eines Lordkanzlers von England gelangte, mit einem Einkommen, das zweihundert Pfund jährlich nicht überstieg. Nicht so sehr der Betrag des Einkommens, sondern der gute Gebrauch desselben ist es, was den echten Mann bezeichnet, und in diesem Lichte betrachtet, sind guter Verstand, guter Geschmack und tüchtige Geistesbildung die besten Wirthschafter.

Der verstorbene Dr. Aiton sagte, daß sein Vater eine noch stärkere Familie mit nur der Hälfte des Einkommens des Earl of Buchan auferzogen habe. Die folgende, seinem Werke über „Geistliche Haushaltungskunst" vorausgeschickte Widmung ist werth, daß an sie erinnert wird. Es heißt da: „Dies Werk ist ehrerbietig einem Vater gewidmet, der jetzt in seinem dreiundachtzigsten Jahre steht, und welcher mit einem Einkommen, das niemals hundert Pfund jährlich überstieg, von einer Familie von zwölf Kindern vier Söhne zu einem gelehrten Berufe erzog und jedem von ihnen nach der Reihe

oft seinen letzten Schilling schickte, als sie auf der hohen Schule waren".

Der Verfasser könnte selbst seinen eigenen Fall als ein Beispiel der Vortheile der Sparsamkeit anführen. Seine Mutter wurde Witwe, als ihr jüngstes Kind — das jüngste von elfen — erst drei Wochen alt war. Ungeachtet einer beträchtlichen Schuld auf Grund einer Caution, die bezahlt wurde, trat sie den Schwierigkeiten ihrer Lage tapfer entgegen und überwand sie durch Beharrlichkeit. Obwohl ihr Einkommen geringer war als das gutbezahlter Arbeiter, gab sie ihren Kindern eine gute Bildung und erzog sie in den Grundsätzen der Religion und der Tugend. Sie brachte ihre Söhne auf den Weg, wo sie sich wohl befinden konnten, und wenn sie sich nicht so befunden haben, so ist es nicht durch die Schuld der Mutter geschehen.

Hume, der Geschichtschreiber, stammte aus guter Familie, da er aber ein jüngerer Bruder war, so waren seine Mittel gering. Sein Vater starb, während er noch ein kleines Kind war, er wurde von seiner Mutter erzogen, die sich gänzlich der Pflege und Ausbildung ihrer Kinder widmete. Mit dreiundzwanzig Jahren ging der junge Hume nach Frankreich, um seine Studien weiter zu verfolgen. „Dort", sagt er in seiner Selbstbiographie, „entwarf ich mir jenen Lebensplan, den ich beharrlich und erfolgreich durchge-

führt habe. Ich beschloß, daß eine sehr strenge Sparsamkeit das mir mangelnde Vermögen ersetzen solle, ich nahm mir vor, meine Unabhängigkeit unverletzt zu behaupten, und Alles mit Ausnahme der Ausbildung meiner Talente in der Literatur als verächtlich anzusehen.“ Das erste Buch, welches er veröffentlichte, machte vollständig Fiasco. Aber er machte sich weiter an die Arbeit und verfaßte und veröffentlichte ein zweites Buch, welches Erfolg hatte. Aber er verdiente kein Geld damit. Er wurde Secretär bei dem Militärbevollmächtigten an den Höfen von Wien und Turin, und mit sechsunddreißig Jahren betrachtete er sich als reich. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Meine Aemter im Verein mit meiner Genügsamkeit hatten mich ein Vermögen erreichen lassen, welches ich ein solches nannte, das mich unabhängig machte, obwohl die meisten meiner Freunde zu lächeln geneigt waren, wenn ich Das sagte: kurz und gut, ich war jetzt der Besitzer von nahezu tausend Pfund“. Jedermann weiß, daß tausend Pfund, zu fünf Procent ausgeliehen, fünfzig Pfund das Jahr bedeuten, und Hume hielt sich mit diesem Einkommen für unabhängig. Sein Freund Adam Smith sagt von ihm: „Selbst als sein Vermögen am niedrigsten stand, hinderte ihn seine große und nothwendige Genügsamkeit niemals, bei passenden Gelegenheiten Handlungen sowohl der Mildthätigkeit als der Großmuth zu vollbringen. Es war

eine Genügsamkeit, die sich nicht auf Geiz, sondern auf die Liebe zur Unabhängigkeit gründete".

Aber eins der merkwürdigsten Beispiele von Sparsamkeit findet sich in der Geschichte des Geistlichen Robert Walker — des „wunderbaren" Robert Walker, wie er in dem Bezirke von Cumberland, wo er wohnte, noch immer genannt wird. Er war Pfarrer zu Leathwaite während des größeren Theils des vorigen Jahrhunderts. Das Einkommen der Pfarrstelle war, als er sie erhielt (1735), nur fünf Pfund jährlich. Seine Frau brachte ihm ein Vermögen von vierzig Pfund zu. Ist es möglich, daß er von seinen fünf Pfund jährlich, den Zinsen vom Vermögen seiner Frau und dem Ertrage seiner Arbeiten als Geistlicher leben konnte? Ja, er brachte es fertig, alles Das zu thun, und er lebte nicht nur gut, wenn auch einfach, sondern sparte sogar Geld, das er für seine Familie zurücklegte. Er brachte das Alles durch Fleiß, Genügsamkeit und Mäßigkeit zu Stande.

Betrachten wir zunächst seinen Fleiß. Er besorgte gewissenhaft die Arbeit, die mit seiner Pfarrstelle verknüpft war. Der Sonntag wurde von ihm in jeder Beziehung als ein heiliger Tag angesehen. Nach dem Morgen- und Abendgottesdienste widmete er den Abend dem Lesen in der Schrift und dem Gebet in der Familie. An den Wochentagen ertheilte er den Kindern des Pfarrsprengels Unterricht, wobei er für seine Mühe

Nichts verlangte, sondern nur so viel nahm, als die Leute ihm zu geben willig waren. Die Kirche des Pastorats war sein Schulhaus, und während die Kinder ihre Lectionen wiederholten, war er wie Shenstone's Schulmeisterin mit Wollespinnen beschäftigt. Er hatte das Weiderecht auf den Bergen für einige Schafe und ein Paar Kühe, die seine Aufmerksamkeit verlangten. Mit seiner Beschäftigung als Hirt verband er die Arbeiten des Ackersmannes; denn er hatte zu dem Acker Land, der zur Pfarre gehörte, noch zwei oder drei Acker gepachtet und besaß auch einen Garten, was er Alles mit eigener Hand bestellte. Die Feuerung des Hauses bestand aus Torf, der durch seine Arbeit in den benachbarten Moorhaiden gewonnen wurde. Er stand ferner seinen Pfarrkindern beim Heumachen und Scheeren ihrer Heerden bei, in welcher letzteren Kunst er ausnehmend geschickt war. Dafür pflegten ihn seine Nachbarn als allgemeine Anerkennung seiner Dienstleistungen mit einem Heuschober oder einem Vließe zu beschenken.

Nachdem er zu Leathwaite zwanzig Jahre als Pfarrer gewirkt, wurde das Jahreseinkommen der Stelle auf siebzehn Pfund zehn Schillinge erhöht. Da sein Charakter bereits wohlbekannt und hochgeschätzt war, bot ihm der Bischof von Carlisle die Berufung zu der anstoßenden Pfarre in Ulpha an, aber er lehnte dieselbe gewissenhaft ab, und

zwar auf den Grund hin, daß die Einverleibung dieser Pfarre in die alte „allgemeines Mißvergnügen unter den Einwohnern beider Orte hervorzurufen geeignet sei, indem jeder sich für verkürzt halten könnte, wenn sie nur abwechselnd bedient würden, oder von Vernachlässigung der Pflicht reden oder es meiner Habgier zuschreiben könnten; welche Gelegenheiten zu Gemurr ich gern vermeiden möchte". Und doch hatte Walker zu dieser Zeit eine Familie von acht Kindern. Er unterhielt später einen seiner Söhne auf dem Trinity College zu Dublin, bis er so weit war, ordinirt zu werden.

Der Landpastor war natürlich ein sehr wirthschaftlicher Mann. Und doch schmeckte keine Handlung seines Lebens auch nur im geringsten Grade nach gemeinem Geize. Im Gegentheil, die ganze Führung seines Lebens zeugte von größter Uninteressirtheit und Großherzigkeit. Er wußte sehr wenig von Sachen des Luxus und machte sich noch weniger aus ihnen. Thee wurde im Hause nur getrunken, wenn Besuch da war. Die Familie genoß Milch, die in der That viel besser war. Außer Milch war das einzige noch im Hause übliche Getränk Wasser — das klare Wasser, welches aus dem Bergquell geschöpft war. Die Kleidung der Familie war nett und anständig, aber sie war alle im Hause gemacht; sie war einfach, wie ihr Essen und Trinken. Gelegentlich wurde eins von den Berg-

schafen für die Küche geschlachtet, und gegen das Ende des Jahres wurde eine Kuh geschlachtet und als Proviant für den Winter eingesalzen. Die Haut wurde gegerbt, und das Leder lieferte Schuhe für die Familie. Durch diese und andere Mittel zog dieser ehrwürdige Geistliche seine zahlreiche Familie auf und bewahrte sie, wie er so rührend sagt, „nicht blos vor Mängel an der Nothdurft des Lebens", sondern gewährte ihnen auch eine „uneingeschränkte Erziehung und die Mittel, sich in der Gesellschaft emporzuhelfen" *).

Viele Menschen haben, um in der Welt vorwärts zu kommen und sich in der bürgerlichen Gesellschaft heraufzuarbeiten, „auf Lust verzichtend arbeitsvoll gelebt". Sie haben bescheiden und genügsam gelebt, um größere Dinge zu erreichen. Sie haben ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit gewonnen, bis sie ihren Unterhalt durch die Arbeit ihres Kopfes zu gewinnen im Stande waren. Einige mögen dazu bemerken, daß dies nicht zu rechtfertigen sei — daß es eine Sünde des Proletariats sei, den Versuch zu machen, in der Welt

---

*) Die besten Nachrichten über Walker sind in dem Anhange zu den Gedichten Wordsworth's zu finden. Der Dichter schätzte den Charakter des Geistlichen sehr hoch und erwähnte seiner sowohl in seinem „Ausflug" als in den Anmerkungen zu den Sonetten, die den Titel „Der Fluß Duddon" führen.

emporzukommen, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben solle. Aber bis ein besseres System eingeführt ist, ist die Selbsthülfe der Einzelnen die einzige Methode, durch welche Wissenschaft und Kenntniß erobert werden können und die Welt dauernd weiter gebracht werden kann.

Goethe sagt: „Es ist völlig gleichgültig, innerhalb welches Kreises ein rechtschaffener Mann wirkt, wofern er nur diesen Kreis zu verstehen und vollständig auszufüllen weiß", und an einer andern Stelle: „Ein redlicher und kraftvoller Wille kann sich in jeder Form der Gesellschaft selbst einen Weg bahnen und seine Thätigkeit vortheilhaft verwenden". — „Welches ist die beste Regierung?" fragte er. „Die, welche uns lehrt, selbst zu regieren." Alles, was wir seiner Meinung nach brauchen, ist individuelle Freiheit und Selbstbildung. — „Möge Jeder nur an seinem Theil das Rechte thun, ohne sich um das Gewirr der Welt zu kümmern."

Auf alle Fälle ist es nicht durch den Socialismus, sondern durch den Individualismus geschehen, wenn etwas zur Erwerbung von Wissen und für den Fortschritt der Gesellschaft gethan worden ist. Es ist der Wille und die Entschlossenheit von einzelnen Menschen, was die Welt in der Kunst, in der Wissenschaft und in allen Mitteln und Methoden der Gesittung vorwärts treibt.

Einzelne Menschen sind bereit, sich selbst zu

verleugnen, genossenschaftliche Vereinigungen werden das nie sein. Die Massen sind zu selbstsüchtig und fürchten, daß man sich jedes Opfer, welches sie zu bringen aufgerufen werden, zu Nutze machen könnte. So sehen wir uns unter der edlen Schaar entschlossener Geister um, wenn wir Leute suchen, welche die Welt ebenso sehr als sich selbst fördern und heben. Die Erinnerung an Das, was sie gethan haben, wirkt als Antrieb auf Andere. Sie stählt den Geist des Menschen, frischt seinen Willen von Neuem an und ermuthigt ihn zu ferneren Anstrengungen.

Als Lord Elcho seine Ansprache an die Kohlengräber von East Lothian richtete, machte er mehrere Leute namhaft, die sich von der Kohlengrube zu besseren Stellungen emporgearbeitet hatten, und vor Allem bezog er sich auf Herrn Macdonald, Parlamentsmitglied für Stafford. „Der Anfang meiner Bekanntschaft mit Herrn Macdonald", sagte er, „war der, daß Jemand mir sagte, ein Bergmann wünsche mich auf dem Vorsaale des Unterhauses zu sprechen. Ich ging hinaus und sah Herrn Macdonald, der mir eine Petition dieses Bezirks übergab, die er mich dem Hause vorzulegen bat. Ich begann ein Gespräch mit ihm und war sehr überrascht von seiner Intelligenz. Er erzählte mir, daß er sein Leben als Knabe in der Grube von Lanarkshire begonnen, und daß er das Geld, das er im Sommer als junger Arbeiter ge-

spart, im Winter auf der Universität Glasgow ausgegeben habe, und da ist's, wo er sich das erworben hat, was er von Buchgelehrsamkeit und der Gabe zu schriftlichen Arbeiten erreicht hat. Ich sage, daß dies ein Beispiel ist, welches den Bergleuten Schottlands Ehre macht. Ein anderes Beispiel war das von Dr. Hogg, der als Grubenarbeiter in der Grafschaft begann, am Morgen arbeitete, des Nachmittags in die Schule ging, dann die Universität auf vier Jahre bezog und das theologische Seminar fünf Jahre lang besuchte und später infolge seiner schwachen Gesundheit ins Ausland ging, jetzt aber als Missionär in Oberägypten angestellt ist. Oder nehmen wir den Fall des Herrn (jetzt Sir George) Elliot, des Parlamentsmitgliedes für North Durham, der um so besser für die Bergleute gesprochen hat, als er sich von ihrer Arbeit praktische Kenntniß erworben hatte. Er begann als Bergmann im Schachte, und er arbeitete sich herauf, bis er zuletzt viele tausend Menschen beschäftigte. Er ist von der bescheidensten Stellung zu seinem Reichthum und Ansehen emporgestiegen, und das kann Jedermann unter Denen, zu welchen ich jetzt spreche, in größerm oder geringerm Grade ebenfalls vollbringen, wenn er nur sparsam und fleißig sein will."

Lord Elcho hätte ferner den Dr. Hutton, den Geologen, erwähnen können, einen Mann von viel höherm Geiste, welcher der Sohn eines Kohlen-

werksaufsehers war. Bewick, der erste Holzschneider, soll ebenfalls der Sohn eines Kohlenbergmanns gewesen sein. Dr. Campbell, der Vorläufer Moffat's und Livingstone's auf ihren Missionsreisen unter den Betschuanen in Südafrika, war der Sohn eines Kohlengräbers in Loanhead. Auch Allan Ramsay, der Dichter, war der Sohn eines Bergmanns.

Georg Stephenson arbeitete sich von der Mündung der Grube herauf zur höchsten Stellung als Ingenieur. Georg begann sein Leben mit fleißiger Arbeit, und als er ein wenig Geld verdient hatte, verwendete er es auf ein wenig Lernen. Was für ein glücklicher Mensch war er, als sein Lohn auf zwölf Schillinge wöchentlich erhöht wurde! Er erklärte bei dieser Gelegenheit, jetzt „wäre er auf Lebenszeit ein gemachter Mann". Er sah sich nicht nur in den Stand gesetzt, sich mit seinem Verdienst zu ernähren, sondern auch seine armen Eltern zu unterstützen und für seine Erziehung zu bezahlen. Als sein Geschick gewachsen war und sein Lohn sich auf ein Pfund wöchentlich gesteigert hatte, begann er sofort als denkender, intelligenter Arbeiter sein überschüssiges Geld zurückzulegen, und als er sich die erste Guinea erspart hatte, erklärte er stolz einem seiner Collegen, daß er „jetzt ein reicher Mann sei".

Und er hatte Recht. Denn der Mensch, welcher nach Befriedigung seiner Bedürfnisse etwas sparen

kann, ist nicht mehr arm. Es ist sicher, daß Stephenson von diesem Tage an niemals rückwärts blickte, sein Fortschreiten als ein sich selbst emporhelfender Mann war so stetig wie das Licht des Sonnenaufgangs. Eine Persönlichkeit von großer Erfahrung hat in der That behauptet, daß er unter dem arbeitenden Volke kein einziges Beispiel eines Mannes kennen gelernt, der von seinem kleinen Verdienste ein Pfund zurückgelegt habe und schließlich der Armenversorgung anheimgefallen sei.

Als Stephenson an den Bau seiner ersten Locomotive dachte, hatte er nicht die hinreichenden Mittel, um ihre Kosten zu bestreiten. Aber im Verlaufe seines Lebens als Arbeiter hatte er sich einen guten Ruf erworben. Man vertraute ihm. Er war seinem Worte treu. Er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte. Infolge dessen versah ihn der Earl of Ravensworth, als man ihn von der Absicht Stephenson's, eine Locomotive herzustellen, unterrichtete, sofort mit den Mitteln, die ihn in den Stand setzten, seinen Wunsch auszuführen.

Auch Watt erwarb sich, als er die Verbesserung der Dampfmaschine durch den Condensator erfand, seinen Unterhalt durch die Anfertigung und den Verkauf mathematischer Instrumente. Er machte Flöten, Orgeln, Compasse, Alles, was ihm

seinen Unterhalt verschaffen konnte, bis er endlich seine Erfindung vervollständigt hatte. Zu gleicher Zeit vervollkommnete er seine Bildung, indem er Französisch, Deutsch, Mathematik und die Grundprincipien der Naturwissenschaft studirte. Dies dauerte viele Jahre, und als Watt seine Dampfmaschine fertig hatte und Mathew Boulton entdeckte, war er durch eigene Anstrengungen ein kenntnißreicher und wissenschaftlich gebildeter Mann.

Diese großen schöpferischen Geister schämten sich nicht, mit eigenen Händen zu arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, aber sie fühlten in sich auch die Kraft, Kopfarbeit ebenso wie Handarbeit zu thun. Und während sie so gut mit ihren Händen arbeiteten, fuhren sie mit ihren Erfindungen fort, deren Vervollkommnung sich der Welt so vortheilhaft erwiesen hat. Hugh Millar lieferte durch sein eigenes Leben ein treffliches Beispiel jenes praktischen gesunden Menschenverstandes in der Führung des Lebens, welchen er Anderen so ernstlich anempfiehlt. Als er zu dichten begann und in sich die Kraft wachsen fühlte, die den Schriftsteller macht, setzte er seine Arbeit als Steinmetz fleißig fort.

Horace Walpole hat gesagt, daß die Königin Karoline dadurch, daß sie Stephen Duck, dem poetischen Drescher, ihre Gönnerschaft zugewandt, zwanzig Menschen zu Grunde gerichtet habe, die

alle Poeten geworden seien. Nicht so verhielt sich's mit dem frühzeitigen Erfolge von Hugh Millar. „Es giebt keinen verhängnißvolleren Irrthum", sagte er, „in welchen ein Arbeiter mit Neigung zum Schriftsteller verfallen kann, als derjenige ist, daß er sich für zu gut zu seinen bescheidenen Beschäftigungen hält, und doch ist es ein Irrthum, der ebenso häufig als verhängnißvoll ist. Ich hatte bereits mehrere arme gescheiterte Handwerksleute gesehen, die, indem sie Dichter zu sein glaubten und die Handarbeit, durch die sie allein unabhängig leben konnten, als unter ihrer Würde betrachteten, infolge dessen wenig besser als Bettler geworden waren — zu gut, um sich ihr Brot zu verdienen, aber nicht zu gut, um sich's thatsächlich zu erbetteln; und indem ich auf sie, als auf Warnungszeichen blickte, beschloß ich, mit Gottes Hülfe mich von ihrem Irrthum fern zu halten und nie mit einem ehrlichen Berufe die Vorstellung der Gemeinheit zu verbinden oder mich für zu gut zu halten, unabhängig zu sein."

Zu gleicher Zeit aber ist Jemand, der das Gefühl hat, daß etwas Gutes in ihm steckt, was Studium und Arbeit zu Tage fördern können, vollkommen gerechtfertigt, wenn er sich von seinem bisherigen Leben abwendet, sich mit seiner Thatkraft auf die Pflege seines Geistes wirft. Es ist erstaunlich, wie sehr Sorgfalt, Sparsamkeit,

Bücherlesen und fleißige Geistesanstrengung solchen Leuten vorwärts zu helfen pflegen.

Der Verfasser dieser Schrift kannte in seiner Jugend drei Leute, die in der Werkstatt eines Verfertigers von landwirthschaftlichen Werkzeugen arbeiteten. Sie arbeiteten in Holz und Eisen und machten Karren, Pflüge, Eggen, Säemaschinen und dergleichen Artikel. Auf die eine oder die andere Weise kam ihnen die Idee in den Kopf, daß sie am Ende etwas Besseres zu thun im Stande wären als Karren und Eggen anzufertigen. Sie verachteten das Loos des Handarbeiters nicht, aber sie wünschten die Handarbeit als einen Schritt zu Besserem zu benutzen. Ihr Lohn kann zu dieser Zeit nicht mehr als achtzehn oder zwanzig Schilling die Woche betragen haben.

Zwei von den jungen Leuten, die an derselben Bank arbeiteten, wußten es einzurichten, daß sie sich Geld genug ersparten, um im Stande zu sein, während des Winters die Gelehrtenschule zu besuchen. Am Ende jedes Cursus gingen sie zu ihrer Handarbeit zurück und verdienten dann während des Sommers wieder Lohn genug, um im Stande zu sein, für den Winter in ihre Classen zurückzukehren. Der Dritte schlug diesen Weg nicht ein. Er schloß sich den Zöglingen einer Gewerbeschule an, die soeben in der Stadt, in der er lebte, eröffnet worden war. Indem er die Vorlesungen besuchte und die Bücher in der Bibliothek las, er-

warb er sich einige Kenntniß von der Chemie, von den Grundsätzen der Mechanik und von der Naturwissenschaft. Er machte sich sehr ernstlich an die Arbeit, studirte fleißig in seinen Abendstunden und wurde ein kenntnißreicher Mann.

Es ist nicht nöthig, daß wir ihre Geschichte verfolgen, nur das Ziel mag erwähnt werden, an das sie schließlich gelangten. Von den beiden Ersten wurde der Eine Lehrer und zuletzt Inhaber einer großen öffentlichen Schulanstalt; der Andere wurde ein wohlbekannter Geistlicher der Dissenters, während der Dritte, stramm und tapfer sich seinen Weg aufwärts bahnend, erster Ingenieur und Director der größten Dampfschiffgesellschaft der Welt wurde.

Obwohl Gewerbeschulen alte Anstalten sind, sind sie doch kaum von Arbeitern unterstützt worden. Die Schenke übt eine größere Anziehungskraft aus und wird fleißiger besucht. Und doch haben die Gewerbeschulen — obwohl sie südlich von Yorkshire und Lancashire schwerlich bekannt sein werden — sehr viel Gutes gewirkt. Indem sie tüchtiges gewerbliches Wissen in das Bereich der leider nur wenigen Leute stellten, die geneigt waren, Vortheil von ihnen zu ziehen, haben sie Vielen zu Stellungen von großem gesellschaftlichen Einflusse verholfen. Wir haben einen hervorragenden Mann öffentlich sagen hören, daß die Gewerbeschule ihn zu Dem gemacht, was er sei, und

daß er, wenn sie ihm nicht den Zutritt zu allerhand Wissen geöffnet hätte, eine sehr andere Stellung eingenommen haben würde. Kurz, die Gewerbeschule hatte ihm aus der Stellung eines Kleinkrämers zu der eines Ingenieurs emporgeholfen.

Wir haben der klugen Praxis von Leuten in bescheidenen Verhältnissen gedacht, die sich durch ihr Handwerk ihren Unterhalt erwarben, bis sie einen Weg sahen, sich ihn durch einen höheren Beruf zu verschaffen. So erwarb sich Herschel sein Brot durch Musik, während er seine Entdeckungen in der Sternkunde verfolgte. Wenn er im Cursaale zu Bath die Hoboe blies, pflegte er, während die Tänzer sich in dem Zimmer ausruhten, hinauszugehen und durch sein Fernrohr einen Blick auf den Himmel zu thun, worauf er ruhig zu seinem Instrumente zurückkehrte. Während er sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt als Musikant verdiente, geschah es, daß er das Georgium Sidus entdeckte. Als die Royal Society seine Entdeckung anerkannte, sah der Hoboist plötzlich, daß er ein berühmter Mann geworden war.

Franklin erwarb sich geraume Zeit sein Brot als gelernter Buchdrucker. Er war ein Mann, der emsig arbeitete, sparsam, genügsam, sehr haushälterisch mit seiner Zeit. Er arbeitete für guten Ruf ebenso wie für Lohn, und als es sich fand, daß man sich auf ihn verlassen konnte, gelangte er zu

Wohlstand. Zuletzt erkannte die öffentliche Meinung in ihm den großen Staatsmann an und zugleich einen der wissenschaftlich gebildetsten Männer seiner Zeit.

Ferguson, der Astronom, lebte von Portraitmalerei, bis seine Verdienste als Mann der Wissenschaft zur Anerkennung gelangten. John Dollond verdiente sich seinen Unterhalt als Seidenweber in Spitalfields. Im Verlauf seiner Studien verbesserte er den Refractor erheblich, und das achromatische Teleskop, welches er erfand, gab ihm einen hohen Rang unter den mit Naturwissenschaften sich beschäftigenden Gelehrten seines Zeitalters. Aber während des größeren Theils seines Lebens, während er seine Untersuchungen fortsetzte, bis in sein sechsundvierzigstes Jahr, betrieb er sein ursprüngliches Handwerk fort. Endlich beschränkte er sich ganz auf die Anfertigung von Fernrohren, und jetzt gab er sein Gewerbe als Seidenweber auf.

Winckelmann, der berühmte Schriftsteller auf dem Gebiete classischer Alterthümer und der schönen Künste, war der Sohn eines Schuhmachers. Sein Vater versuchte, so lange er konnte, seinem Knaben eine gelehrte Erziehung zu geben, aber er erkrankte und ermattete endlich und mußte sich ins Hospital zurückziehen. Winckelmann und sein Vater hatten früher die Gewohnheit, am Abend auf der Straße zu singen, um sich Geld zu verdienen, das den Knaben in den Stand setzen sollte, die Gelehrten-

schule zu besuchen. Später unternahm es der jüngere Winckelmann, durch harte Arbeit seinen Vater zu unterstützen und dann durch Stundengeben sich die Möglichkeit zu verschaffen, weiter zu studiren. Jedermann weiß, wie er sich schließlich auszeichnete.

Samuel Richardson verblieb, während er seine Romane schrieb, bei seinem Gewerbe als Sortimentsbuchhändler. Er verkaufte seine Bücher im vordern Theile seines Ladens, während er sie im hintern schrieb. Er wollte sich nicht ganz der Schriftstellerei widmen, weil er seine Unabhängigkeit liebte. „Sie wissen", sagte er zu seinem Freunde Defreval, „wie sehr mein Geschäft mich in Anspruch nimmt. Sie wissen, wie ich mir die Zeit zum Schreiben ruckweise abstehle, um jenes nicht zu vernachlässigen und mir die Unabhängigkeit zu erhalten, welche die Freude meines Lebens ist. Nie habe ich nach Gönnerschaft gestrebt. Immer habe ich mich allein auf meinen eigenen Fleiß und auf Gottes Vorsehung verlassen. Die Großen sind für mich nicht groß, ausgenommen, wenn sie gut sind. Und es ist ein glorreiches Recht, dessen sich ein Mann aus der Mittelclasse erfreut, wenn er sich seine Unabhängigkeit gewahrt hat und gelegentlich — wenn auch nicht als Stoiker — der Welt, was er von ihr denkt, sagen und hoffen kann, zur Besserung derselben, wenn auch nur sein Scherflein, beizutragen.

Der verstorbene Dr. Olinthus Gregory ergriff in einer Ansprache, die er an die Gewerbeschule zu Deptford bei Gelegenheit ihres ersten Jahreswechsels hielt, die Gelegenheit, verschiedener Leute in bescheidenen Verhältnissen zu gedenken, von denen er einigen zu helfen im Stande gewesen war, und die sich vermöge ihrer Thatkraft, ihres Fleißes und ihrer Selbstverleugnung in die Lage versetzt hatten, in der Erwerbung von Wissen große Dinge zu leisten. So schilderte er den Fall eines Tagelöhners an der Chaussee, der ein tüchtiger Kenner des Griechischen geworden war, den eines Pfeifers und den eines gemeinen Soldaten in einem Milizregiment, die beide Autodidakten in der Mathematik waren, und von denen der eine ein tüchtiger Schullehrer, der andere ein Gelehrter wurde, welcher öffentliche Vorträge über die Naturwissenschaften hielt; ferner den eines Klempnergesellen, welcher Regeln für die Lösung cubischer Gleichungen erfand; den eines Dorfkünstlers, welcher Musiklehrer wurde; dann den eines Kohlenbergmanns (eines Correspondenten Dr. Gregory's), der ein tüchtiger Schriftsteller über Fragen der höheren Mathematik war; den eines andern Correspondenten, eines Blechschmieds, der sein Gewerbe betrieb, aber zugleich ebenfalls in Dingen der reinen Mathematik, wie sie in Cambridge, Dublin und den Militärschulen gelehrt wird, wohlbewandert war; den eines Schneiders, der ein vortrefflicher Kenner

der Geometrie war und Curven entdeckt hatte, welche der Aufmerksamkeit Newton's entgangen waren, und der fleißig und zufrieden bis in sein sechzigstes Jahr seinem Handwerk oblag, bis er auf die Empfehlung seiner wissenschaftlichen Freunde hin zum nautischen Examinator am Trinity House ernannt wurde; den eines Ackersmanns in Lincolnshire, der ohne Hülfe von Menschen oder Büchern die Umdrehung der Erde, die Grundsätze der sphärischen Astronomie entdeckte und ein dem tychonischen verwandtes planetarisches System erfand; endlich den eines Dorfschusters, der sich als einer der tüchtigsten metaphysischen Schriftsteller in Großbritannien hervorthat, und welcher, mehr als fünfzig Jahre alt, infolge seines Talentes und Werthes aus seiner Geburtsgegend nach London berufen wurde, wo man ihn mit der Herausgabe gewisser nützlicher Publicationen beschäftigte, die der Verbreitung von Wissen und den besten Interessen der Menschheit gewidmet waren.

Kunstbeflissene haben ebenfalls die Selbstverleugnung in vielfacher Weise üben müssen. Quentin Messys, der sich in die Tochter eines Malers verliebt hatte, entschloß sich, sie zu gewinnen. Obwohl nur ein Grobschmied und Roßarzt, studirte er die Kunst mit solchem Eifer und erwarb sich so viel Auszeichnung, daß seine Geliebte später den Maler als Freier annahm, den sie als Grobschmied zurückgewiesen hatte.

Flaxman dagegen heirathete seine Frau, bevor er sich irgendwelche Auszeichnung als Künstler erworben hatte. Er war nur erst ein geschickter und viel versprechender Schüler. Als Sir Joshua Reynolds von seiner Verheirathung hörte, rief er aus: „Flaxman ist als Künstler ruinirt!" Aber das war nicht der Fall. Als Flaxman's Frau von der Bemerkung erfuhr, sagte sie: „Laß uns arbeiten und sparen, ich mag nicht, daß die Leute sagen, Ann Denham habe John Flaxman als Künstler zu Grunde gerichtet". Sie sparten infolge dessen. Um Geld zu verdienen, unternahm Flaxman die Einsammlung der städtischen Steuern, und nach fünf Jahren sorgsamen Sparens machte sich das geduldige, hartarbeitende, sparsame Paar nach Rom auf. Hier studirte und arbeitete Flaxman, hier erweiterte er seine Kenntniß der Kunst, und hier erwarb er sich den Ruf, der Erste der englischen Bildhauer zu sein.

Die Mehrzahl der Künstler ist aus bescheidenen Lebensverhältnissen hervorgegangen. Wenn sie reich geboren worden wären, würden sie wahrscheinlich niemals Künstler geworden sein. Sie haben sich ihren Weg von einer Stellung zur anderen bahnen und ihre Natur durch Ueberwindung von Schwierigkeiten stärken müssen. Hogarth begann seine Laufbahn als Maler von Aushängeschildern. William Sharp fing damit an, daß er Thürschilder verfertigte. Tassie, der Bild-

hauer und Modelleur, begann das Leben als Steinmetz. Als er zufällig eine Sammlung von Bildern gesehen hatte, erwachte in ihm das Streben, ein Künstler zu werden, und er trat in eine Akademie ein, um die Elemente des Zeichnens zu lernen. Er arbeitete dabei in seinem früheren Handwerke fort, bis er im Stande war, sich durch sein neues das Nöthige zu erwerben. Er bediente sich seiner Handarbeit als des Mittels, seine Kunstfertigkeit in einem feineren und höheren Berufe zu pflegen.

Chantry von Sheffield ging sowohl mit dem Gelde als der Zeit sparsam um. Er ersparte fünfzig Pfund von seinem Verdienst als Bildschnitzer und Vergolder, zahlte das Geld an seinen Meister und löschte seinen Contract. Dann ging er nach London, wo er Beschäftigung als Bildschnitzergesell fand. Er machte sich daran, Portraits zu malen und Büsten zu modelliren, und arbeitete sich zuletzt bis zu der obersten Stelle als Bildhauer empor.

Canova war ein Steinmetz wie sein Vater und sein Großvater, und durch Behauen von Steinen arbeitete er sich hinauf bis zum Bildhauer. Nachdem er den Steinbruch verlassen, ging er nach Venedig und trat bei einem Künstler in Dienste, der ihm für seine Arbeit nur wenig Entschädigung zukommen ließ. „Ich arbeitete“, sagt er, „für ein bloßes Almosen, aber es genügte. Es war die

Frucht meines eigenen Entschlusses, und, wie ich mir damals schmeichelte, der Vorschmack von ehrenvolleren Belohnungen — denn ich dachte nie an Reichthum.“ Er setzte seine Studien fort — im Zeichnen und Modelliren, in den Sprachen, in der Poesie, Geschichte, Alterthumskunde, den griechischen und römischen Classikern. Lange Zeit verging, bevor seine Talente Anerkennung fanden, und jetzt wurde er plötzlich berühmt.

Lough, der englische Bildhauer, ist ein ferneres Beispiel von Selbstverleugnung und fleißigem Arbeiten. Als Knabe schon zeichnete er gern. In der Schule fertigte er Zeichnungen von Pferden, Hunden, Kühen und Menschen für Stecknadeln an. Das war sein erstes Honorar, und er pflegte, wenn er nach Hause ging, die Aermel seiner Jacke über und über mit Stecknadeln besteckt mitzunehmen. Er und sein Bruder machten dann zunächst Figuren von Thon. Pope's Homer lag auf dem Fensterbret seines Vaters. Die Knaben hatten so sehr ihre Freude an ihm, daß sie Tausende von Modellen machten, indem einer die Griechen, der andere die Trojaner nahm. Ein zufällig sich vorfindender Band von Gibbon berichtete vom Colosseum. Nachdem die Familie zu Bett gegangen war, machten die Brüder ein Modell vom Colosseum und füllten es mit kämpfenden Gladiatoren. Als die Knaben älter wurden, schickte man sie hinaus, um die üblichen Feldarbeiten zu besorgen, dem

Pfluge zu folgen und andere landwirthschaftliche Verrichtungen zu betreiben; aber noch immer beschäftigten sie sich in ihren freien Stunden beharrlich mit ihrem Modelliren. Um die Weihnachtszeit war viel Nachfrage nach Lough: alle Welt wollte von ihm Modelle in Teig zu Weihnachtskuchen haben — namentlich die benachbarten Pächter. „Es war eine vortreffliche Uebung", sagte er später.

Zuletzt ging Lough von Newcastle nach London, um sich seinen Weg in der Kunst zu bahnen. Er bekam einen Platz auf einem Kohlenschiffe, dessen Capitän er kannte. Als er London erreichte, schlief er so lange an Bord des Kohlenschiffs, als dieses auf der Themse verblieb. Er war ein solcher Liebling der Mannschaft, daß sie Alle in ihn drangen, mit ihnen zurückzugehen. Er hatte keine Freunde, keine Gönner, kein Geld. Was konnte er thun, da Alles gegen ihn war? Aber da er bereits so weit gegangen war, entschloß er sich weiter zu gehen. Er wollte nicht umkehren, wenigstens jetzt noch nicht. Die Leute weinten alle, als er von ihnen Abschied nahm. Er war allein in London — allein im Schatten der Paulskirche.

Sein nächster Schritt war, sich eine Wohnung in einer obscuren ersten Etage in Burleigh Street zu nehmen, wo er über dem Laden eines Händlers mit grünen Gemüsen hauste, und hier begann er seine große Statue Milon's von Kroton zu mo-

delliren. Er mußte das Dach abnehmen, um Milon's Kopf hinauszulassen. Hier fand ihn Haydon und war entzückt über sein Genie. „Ich ging", sagt er, „zu Lough, dem jungen Bildhauer, der eben erst in die Welt hineingeschneit ist und ein großes Aufsehen gemacht hat. Sein Milon ist wirklich, wenn man alle Umstände in Betracht zieht, etwas Außerordentliches in der neuern Bildhauerkunst. Er ist ein weiterer Beweis von der Kraft angebornen Genies." Daß Lough in dieser Zeit recht arm gewesen sein muß, ergiebt sich aus der Thatsache, daß er während der Ausführung seines Milon drei Monate hindurch kein Fleisch aß, und daß er, als Peter Coxe ihn entdeckte, eben sein Hemd zerriß, um feuchte Lappen für seine Figur zu machen und den Thon weich zu erhalten. Er hatte für den ganzen Winter anderthalb Scheffel Kohlen, und er pflegte sich neben das Thonmodell der unsterblichen Bildsäule hinzulegen, so feucht sie war, und stundenlang vor Frost zu zittern, ehe er einschlief.

Chantrey sagte einst zu Haydon: „Wenn ich Geld genug verdient habe, will ich mich der höheren Kunst widmen". Aber die Zeit Chantrey's wurde von der Anfertigung von Büsten in Anspruch genommen. Er wurde reichlich dafür bezahlt und erhob sich niemals über die Geldmacherei in seinem Berufe. Als Haydon das nächste Mal Chantrey in Brighton sah, sagte er zu ihm:

„Hier ist ein junger Mann vom Lande, der nach London gekommen ist, und der genau Das thut, was Sie so lange thun zu wollen geträumt haben".

Die Ausstellung des Milon war ein großer Erfolg. Der Herzog von Wellington kam, um sich ihn anzusehen, und bestellte eine Statue. Sir Matthew White Ridley war von dem Genie des jungen Lough sehr überrascht und wurde einer seiner eifrigsten Gönner. Der Bildhauer beschloß, einen ganz neuen Weg einzuschlagen. Er glaubte, daß die Griechen die ganze Götterwelt erschöpft hätten und daß auf dem Gebiete der heidnischen Götter mehr als genug geleistet worden sei. Lough begann und verfolgte das Studium der lyrischen Sculptur, er wollte die großen englischen Dichter illustriren. Aber es stellte sich die auf der Hand liegende Schwierigkeit ein, die Geschichte einer Figur durch eine bloße Stellung auszudrücken. Es war wie ein aufzuckender Gedankenblitz. „Der wahre Künstler", sagte er, „muß seine Füße fest auf die Erde pflanzen und den Himmel mit seinem Griffel durchschweifen. Ich meine", fügte er hinzu, „daß die Seele mit dem Körper verschmolzen werden muß, das Ideale mit dem Realen, der Himmel mit der Erde."

Es ist nothwendig, daß wir die Erfolge Lough's als Bildhauer schildern. Seine Gruppe „Die Leidtragenden" ist über die ganze Welt hin bekannt.

Er hat Shakespeare und Milton illustrirt. Sein Puck, seine Titanen und andere große Werke sind weithin bekannt, und das in ihnen sich ausprägende Genie wird allgemein bewundert. Aber es mag erwähnt werden, daß seine herrliche Statue des Milon erst 1862 in Bronceguß ausgeführt wurde, als sie bei der Weltausstellung dieses Jahres ausgestellt werden sollte.

Der Earl of Derby machte, als er vor Kurzem die Preise an die mit Erfolg arbeitenden Zöglinge des Liverpool College austheilte, die folgenden Bemerkungen:

„Die ungeheure Mehrheit der jungen Leute aller Zeitalter und Länder muß arbeiten, bevor sie essen kann. Selbst Diejenigen, welche dieser Nothwendigkeit nicht unterliegen, werden in England durch Beispiel, durch Herkommen, vielleicht durch ein Gefühl dessen, was sich für sie schickt, angetrieben, sich dies Dem zu widmen, was man einen bestimmten Beruf nennt... Wenn Eins gewisser als Anderes ist, so ist es dies, daß jedes Glied einer Gemeinschaft verpflichtet ist, etwas für diese Gemeinschaft zu thun, als Gegengabe für Das, was er von ihr erhält, und weder Pflege des Geistes, noch der Besitz von materiellem Reichthum, noch irgend ein anderer Vorwand, ausgenommen physische oder geistige Unfähigkeit, kann irgend Jemand von uns entschuldigen, wenn er es an der Erfüllung dieser einfachen und an der Person haftenden

Pflicht fehlen läßt... Und obwohl es in einer Gemeinschaft wie dieser von Einigen für eine ketzerische Meinung gehalten werden mag, will ich doch gestehen, daß es mir heutzutage oft vorkommt, als ob wir in allen Classen ein wenig zu geneigt wären, uns als bloße Maschinen für Das, was man „Vorwärtskommen" nennt, zu betrachten und zu vergessen, daß in jedem menschlichen Wesen viele Fähigkeiten sind, die sich bei dieser Beschäftigung nicht verwenden, und viele Bedürfnisse, die sich bei ihr nicht befriedigen lassen. Ich will kein Wort gegen energische Hingebung an das Geschäft, wenn man dabei ist, sagen. Aber einer der klügsten und gründlichst gebildeten Männer, die ich je kennen lernte, zog sich vor dem fünfzigsten Lebensjahre von einem Berufe zurück, in welchem er sich ein außerordentlich bedeutendes Einkommen erwarb, weil er, wie er sagte, so viel besitze, als er oder irgend einer seiner Angehörigen jemals brauchen könnte, und er nicht einsähe, warum er den Rest seines Lebens dem Geldmachen opfern sollte. Einige Leute hielten ihn für sehr thöricht. Ich dachte nicht so. Und ich glaube, daß der Herr, von dem ich spreche, seinen Entschluß nicht ein einziges Mal bereut hat."

Der Herr, auf den Lord Derby sich bezog, war Herr Nasmyth, der Erfinder des Dampfhammers. Und da er selbst die Veröffentlichung der Geschichte seines Lebens gestattet hat, so haben wir nicht

nöthig, seinen Namen zu verschweigen. Sein Leben ist überdies von der Art, daß es eine der besten Illustrationen unseres Gegenstandes abgiebt. Als Knabe war er von fröhlicher, munterer, heiterer Gemüthsart. Bis zu einem gewissen Maße erbte er seine Befähigung für Bestrebungen auf dem Gebiete der Mechanik von seinem Vater, der ein trefflicher Maler und daneben ein gründlich gebildeter Mechaniker war. In seiner Werkstatt machte der Knabe zuerst Bekanntschaft mit Werkzeugen. Er hatte ferner zum Spielgenossen den Sohn eines Eisengießers, und häufig ging er in die Eisengießerei desselben, um das Formen, Schmelzen, Gießen und Schmieden des Eisens, die Anfertigung von Mustern und die gesammte Schmiedearbeit zu betrachten, die hier vor sich ging.

„Ich blicke auf die Stunden der Sonnabendnachmittage, die ich damit verbrachte, daß ich die Runde durch die Werkstätten dieser kleinen Gießerei machte, als meine wahre und alleinige Lehrzeit meines Lebens zurück", sagt Herr Nasmyth. „Ich verließ mich nicht auf das bloße Lesen von solchen Dingen. Ich sah, nahm die Dinge in die Hand und half, wenn ich konnte, und alle mit ihnen verbundenen Ideen wurden in allen Einzelheiten zu einem für immer bleibenden Besitz meiner Seele — ganz zu geschweigen von der nicht geringen

Kenntniß, die ich mir zu gleicher Zeit von der Natur der Arbeiter erwarb."

Nach Verlauf einiger Zeit konnte der junge Nasmyth mit Hülfe der Werkzeuge seines Vaters kleine Arbeiten selbst anfertigen. Er machte Stähle für Zunderschachteln, die er an seine Schulkameraden verkaufte. Er machte Modelle von Dampfmaschinen und Theile von Modellen zum Gebrauch bei Vorlesungen für öffentliche Versammlungen und in Schulen, und durch den Verkauf dieser Modelle erwarb er Geld genug, um in den Stand gesetzt zu sein, die Vorlesungen über Naturkunde und Chemie an der Universität zu Edinburg zu besuchen. Unter den Arbeiten, die er in dieser Zeit anfertigte, war das sinnreiche Modell zu einem Dampfwagen, der auf gewöhnlicher Straße fahren sollte. Dasselbe arbeitete so gut, daß man ihn bewog, ein zweites in größerem Maßstabe herzustellen. Nachdem die Maschine mit Erfolg angewendet worden war, verkaufte er sie zu dem Zwecke, um als Triebkraft in einer kleinen Fabrik zu dienen.

Nasmyth war jetzt zwanzig Jahre alt und wünschte seine praktischen Fähigkeiten zu verwerthen. Sein Bestreben war, in einer der größten Maschinenfabriken der Zeit Beschäftigung zu finden. Die erste derselben war nach seiner Meinung die von Henry Maudsley in London. Um seinen Zweck zu erreichen, machte er eine kleine Dampfmaschine,

an der jeder Theil mit Einschluß des Gießens und Schmiedens das Werk seiner eigenen Geschicklichkeit war. Er begab sich nach London, stellte sich dem großen Ingenieur vor, legte ihm seine Zeichnungen vor, zeigte ihm seine Modelle und wurde schließlich von Herrn Maudsley als gewöhnlicher Arbeiter angenommen.

Jetzt kam die Frage des Lohnes an die Reihe. Als Nasmyth endlich die Heimath verließ, um sich in der Welt auf eigene Rechnung zu tummeln, faßte er den Entschluß, seinem Vater keinen Heller mehr zu kosten. Indem er das jüngste von elf Kindern war, meinte er sich sein Brot selbst erwerben zu können, ohne weiter von den Mitteln der Familie zu zehren. Und er führte seinen Entschluß in trefflicher Weise aus. Er fühlte, daß der Lohn, der für andere Arbeiter ausreiche, gewiß auch zu seinem Lebensunterhalte genügen werde. Er konnte zur Selbstüberwachung und Selbstüberwindung genöthigt sein, aber natürlich konnte er damit fertig werden. Obwohl noch ein junger Mann, besaß er Klugheit und Selbstachtung genug, um sich Alles zu verweigern, was unnöthig war, damit er im Stande sei, die werthvolle Stellung, die er erlangt hatte, zu behaupten.

Nun denn, der Lohn. Als Herr Maudsley seinen jungen Arbeiter in Betreff seines Wochenlohnes an seinen Cassirer verwies, wurde ausgemacht, daß Nasmyth wöchentlich zehn Schillinge

bekommen solle. Er wußte, daß er bei strenger Sparsamkeit von diesem Betrage leben konnte. Er machte sich einen kleinen Kochapparat zurecht, zu dem er die Zeichnungen besaß. Es ist nicht nöthig, sein Verfahren beim Kochen oder seine Lebensweise zu schildern; es reicht hin, wenn wir sagen, daß seine kleine Kochmaschine — auf die er noch jetzt sehr stolz ist — ihn in den Stand setzte, seinen Zweck vollständig zu erreichen. Er lebte so gut, als seine Mittel es gestatteten, und kostete seinem Vater nicht einen Heller mehr.

Das nächste Jahr wurde sein Lohn auf fünfzehn Schillinge erhöht, und jetzt begann er Geld zu sparen. Er legte es nicht in die Bank, sondern verwendete seine Ersparnisse zum Zwecke der Anfertigung von Werkzeugen, mit denen er später ein Geschäft begann. Im dritten Jahre seines Dienstes wurde sein Lohn abermals erhöht, ohne Zweifel infolge des Werthes seiner Leistungen. „Ich weiß nicht", hat er seitdem gesagt, „ob irgend eine spätere Periode meines Daseins mir ein so überreichlicher Genuß gewesen ist als die drei Jahre, die ich bei Maudsley verlebte. Es war eine herrliche Stellung für einen Menschen wie mich mit meinem ernsten Interesse an Allem, was sich auf das Maschinenwesen bezog und mit einem eifrigen Streben, die Menschen sowohl als die Maschinen zu studiren. Ich wollte, viele junge Leute machten es so wie ich. Ich bin überzeugt, sie würden

ihren Lohn in jenem Gefühle steten Fortschreitens, täglichen Vorrückens und wahrer Unabhängigkeit finden, welches stets einen Zauber auf Die ausüben wird, die es ernst mit ihren Bestrebungen meinen, tüchtige Fortschritte im Leben und in der Achtung aller guten Menschen zu machen."

Nachdem Herr Nasmyth drei Jahre bei Maudsley verbracht hatte, kehrte er nach Edinburg zurück, um hier einen kleinen Vorrath von Maschinenbauerwerkzeugen anzufertigen, die geeignet wären, ihn ein Geschäft auf eigene Rechnung beginnen zu lassen. Er miethete sich eine Werkstätte und besorgte verschiedene Aufträge im Maschinenwesen, um seinen kleinen Geldvorrath zu vermehren und sich mit noch mehr Werkzeugen zu versehen. Dies beschäftigte ihn zwei Jahre, und 1834 zog er mit allen seinen Werkzeugen und Maschinen nach Manchester. Er begann hier ein Geschäft in sehr bescheidener Weise, aber dasselbe wuchs so rasch, daß er sich bewogen sah, nach einem wohlgelegenen Stück Land an dem Ufer des Bridgwater-Canals bei Patricroft umzuziehen und hier — zuerst in einer Anzahl Holzschuppen — den Grund zu der jetzt berühmten Bridgwater-Gießerei zu legen.

„Hier plagte ich mich recht gründlich bis zum 31. December 1856, wo ich mich zurückzog, um mich in thätiger Muße des Ergebnisses manches sorgenvollen und interessanten Tages zu erfreuen. Ich hatte dort mit Gottes Segen die besten Jahre

meines Lebens dem Betrieb eines Geschäftes gewidmet, auf das ich stolz war. Und ich hoffe, daß es mir ohne ungebührliche Eitelkeit zu sagen erlaubt sein wird, daß ich meinen Stempel verschiedenen nützlichen Erfindungen aufgedrückt habe, die wahrscheinlich keinen geringen Antheil an den Leistungen der Mechanik in unserm Zeitalter gehabt haben. Es giebt kaum ein Dampfschiff oder eine Locomotive, die meinem Dampfhammer nicht Dank schuldete, und ohne ihn hätten Armstrong- und Whitworth-Kanonen und gepanzerte Kriegsschiffe kaum existirt."

Aber obwohl Nasmyth sich im Alter von achtundvierzig Jahren vom Geschäfte zurückzog, suchte er die Ruhe doch nicht in der Unthätigkeit. Er fährt fort, so rührig wie der Rührigste zu sein, aber in einer ganz andern Richtung. Statt an die Erde gebunden zu sein, vergnügt er sich unter den Sternen. Mit Hülfe von Fernrohren, die er sich selbst angefertigt hat, hat er die Sonne untersucht und ihre „Weidenblätter" entdeckt; er hat den Mond geprüft und photographirt und in der Monographie über denselben, die er veröffentlichte, hat er uns gründlich mit seiner Geographie bekannt gemacht. Er ist ferner ein gründlich gebildeter Künstler und verbringt einen beträchtlichen Theil seiner Zeit mit Malen, obwohl er zu bescheiden ist, um seine Bilder auszustellen. Das letzte Mal, wo wir sein schönes Heim zu Hammer-

field besuchten, war er mit dem Schleifen von Gläsern für seine neuen Teleskope beschäftigt, wobei ihm die Triebkraft von einer Windmühle geliefert wurde, die er auf einem von seinen Nebengebäuden errichtet hatte.

Noch ein Wort, bevor wir fertig sind. „Wenn ich", sagte Nasmyth, „die Gesammtheit der Erfahrungen, die ich während eines thätigen und erfolgreichen Lebens gemacht habe, in einen Satz zusammendrängen sollte, um ihn jungen Leuten als eine Regel und ein sicher wirkendes Recept für Erfolg in jeder Lebensstellung darzubieten, so würde sie in den Worten zusammengefaßt enthalten sein: „Erst die Pflicht, dann das Vergnügen! Nach dem, was ich von jungen Leuten und ihrem späteren Fortkommen gesehen habe, bin ich überzeugt, daß das, was man gewöhnlich „Unglück", „Pech", „böser Stern" nennt, in neun Fällen von zehn einfach die Folge davon ist, daß sie die obige einfache Maxime umkehrten. Die Erfahrung, die ich gemacht habe, giebt mir die Ueberzeugung, daß Mangel an Erfolg in der großen Mehrzahl der Fälle aus Mangel an Selbstüberwindung und Mangel an gesundem Menschenverstand hervorgeht. Der schlimmste aller Grundsätze ist der: „Zuerst das Vergnügen, hernach erst die Arbeit und die Pflicht".

Sechstes Kapitel.

Methoden der Sparsamkeit.

„Es war tiefe Weisheit, wenn die Römer Tapferkeit und Tugend mit einem und demselben Worte bezeichneten. Es giebt in der That keine Tugend, die mit Recht so genannt wird, ohne Sieg über uns selbst, und was uns nichts kostet, ist auch nichts werth.“ De Maistre.

„Beinahe alle Vortheile, welche der Mensch vor den niederen beseelten Wesen voraus hat, entstehen aus seiner Fähigkeit, in Verbindung mit Seinesgleichen zu handeln und durch die vereinten Kräfte einer Menge Das zu erreichen, was durch die getrennten Bemühungen Einzelner nicht zu erreichen ist.“ J. Stuart Mill.

„Für die Zukunft wird unsere Hauptsicherheit in der weiteren Verbreitung von Vermögen und in allen solchen Maßregeln liegen, welche dieses Resultat erleichtern werden. Mit dem Besitz von Eigenthum werden sich conservative Antriebe und die Abneigung gegen unüberlegte und leichtfertige Pläne einstellen ... Wir hoffen deshalb viel darauf hin, daß es möglich ist, daß die Landbevölkerung zu Grundbesitzern und die städtische Bevölkerung zu Capitalisten wird.“

W. R. Greg.

Die Methoden, nach denen Sparsamkeit geübt wird, sind sehr einfach. Verthue weniger, als du verdienst. Das ist die erste Regel. Immer sollte ein Theil für die Zukunft beiseite gelegt werden. Der Mensch, der mehr verthut, als er verdient, ist ein Thor. Das bürgerliche Recht betrachtet den

Verschwender als verwandt mit dem Wahnsinnigen und entzieht ihm häufig die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten.

Die nächste Regel ist: Immer baar bezahlen und unter keinen Umständen Schulden machen. Wer Schulden macht, ist der Möglichkeit ausgesetzt, betrogen zu werden, und wenn er irgendwie bedeutende Schulden macht, so wird er sich selbst der Möglichkeit aussetzen, unehrlich zu werden. „Wer da bezahlt, was er schuldet, bereichert sich.“

Die dann folgende Regel ist: Nie nehme man unsichern Gewinn als bereits eingestrichen an, indem man ihn ausgiebt, bevor man ihn in der Hand hat. Der Gewinn kann möglicherweise sich gar nicht einstellen, und in diesem Falle wird man sich eine Schuldenlast aufgeladen haben, die man vielleicht nie wieder los werden kann. Sie wird uns auf den Schultern sitzen wie der alte Mann im Märchen von Sindbad.

Eine andere Methode der Wirthschaftlichkeit besteht darin, daß man über Alles, was man verdient, und Alles, was man ausgiebt, regelmäßig Buch und Rechnung führt. Ein ordentlicher Mann wird im Voraus wissen, was er bedarf, und mit den nothwendigen Mitteln zur Beschaffung desselben versehen sein. Dieses Haushaltsbudget wird im Gleichgewicht erhalten bleiben, so daß seine Ausgabe die Einnahme nicht übersteigt.

John Wesley schlug diesen Weg regelmäßig ein.

Obwohl er ein kleines Einkommen hatte, hielt er doch seine Augen stets auf den Stand seiner Angelegenheiten gerichtet. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er mit zitternder Hand in sein Ausgabebuch: „Mehr als sechsundachtzig Jahre habe ich meine Rechnungen genau geführt. Ich habe keine Neigung, das noch länger fortzusetzen, indem ich der Ueberzeugung bin, daß ich mit Allem, was ich bekomme, gut haushalte und Alles, was ich kann, das heißt, Alles, was ich habe, gebe".

Außer diesen Methoden wirthschaftlichen Verfahrens muß das Auge des Hausherrn oder der Hausfrau stets darauf sehen, daß Nichts verloren geht, daß Alles richtig gebraucht und Alles an seinen richtigen Platz gestellt wird, und daß Alles nach Gebühr und Ordnung geschieht. Es macht selbst den Höchstgestellten keine Unehre, wenn sie an ihren Angelegenheiten ein persönliches Interesse nehmen. Und bei Leuten von mäßigen Mitteln ist es für eine gehörige Führung des Geschäfts unbedingt nothwendig, daß das Auge des Hausherrn Alles überblickt.

Es ist schwierig, für die Wirthschaftlichkeit genau bestimmte Grenzen festzustellen. Bacon sagt, daß Jeder, wenn er innerhalb der Grenzen seines Einkommens gehörig leben wolle, nicht mehr als die Hälfte davon ausgeben dürfe und das Uebrige sparen müsse. Das heißt vielleicht zu viel verlangt, und Bacon befolgte seinen eigenen Rath nicht.

Welcher Theil unseres Einkommens sollte auf die Hausmiethe verausgabt werden? Das hängt von den Umständen ab. In der Provinz etwa der zehnte, in London ungefähr der sechste Theil. Auf alle Fälle ist es besser, zu viel zu sparen, als zu viel auszugeben. Dem ersten Mangel kann man abhelfen, aber nicht leicht dem zweiten. Wo eine zahlreiche Familie ist, je mehr da Geld auf die Seite gelegt und gespart wird, desto besser.

Wirthschaftlichkeit ist sowohl für den mäßig Reichen, als für den vergleichsweise Armen nothwendig. Ohne wirthschaftliches Zusammenhalten des Seinen kann man nicht freigebig sein, kann man an dem Werke der Barmherzigkeit in der Welt nicht theilnehmen. Wenn man Alles verthut, was man verdient, kann man Niemand helfen. Man kann in diesem Falle seine Kinder nicht gehörig erziehen, und sie nicht ordentlich auf den Weg bringen, wo sie mit guten Aussichten den Gang durch das Leben beginnen. Das Beispiel Bacon's zeigt, daß selbst die höchste Intelligenz die Pflicht der Sparsamkeit nicht ohne Gefahr vernachlässigen kann. Aber Tausende von Zeugen legen täglich dafür Zeugniß ab, daß selbst Menschen von mäßigem Verstande jene Tugend mit Erfolg üben können.

Obwohl die Engländer ein fleißiges, hart arbeitendes und in der Regel auf sich selbst vertrauendes Volk sind, das sich in Betreff seines Unter-

halts und seines Fortkommens in der Welt auf sich selbst und seine eigenen Anstrengungen verläßt, so unterliegen sie doch bisweilen der Möglichkeit, einige der besten praktischen Methoden zur Verbesserung ihrer Stellung und Sicherstellung ihres gesellschaftlichen Wohlbefindens zu übersehen und zu vernachlässigen. Sie sind noch nicht genügend zur Mäßigkeit, Vorsorglichkeit und Vorausberechnung herangebildet. Sie leben für die Gegenwart und kümmern sich zu wenig um die kommende Zeit. Leute, welche Gatten und Väter sind, meinen gemeiniglich ihrer Pflicht genug zu thun, wenn sie für die gegenwärtige Stunde sorgen, unbekümmert um die Stunde, die kommen wird. Obwohl fleißig, sind sie doch unvorsorglich; obwohl sie Geld verdienen, sind sie Verschwender. Sie richten ihre Gedanken nicht genug auf das fern vor ihnen Liegende, es mangelt ihnen an der Tugend kluger Wirthschaftlichkeit.

Leute aller Classen gestatten bis jetzt diesen Betrachtungen noch zu wenig Einfluß auf ihr Verfahren. Sie sind geneigt, besser zu leben, als ihr Einkommen ihnen erlaubt, jedenfalls aber so gut zu leben, als dasselbe ihnen erlaubt. Die oberen Classen leben zu sehr für das Sich-Sehen-Lassen, sie müssen „ihre Stellung in der Gesellschaft" aufrecht erhalten, sie müssen schöne Häuser, Pferde und Wagen haben, feine Diners geben und schwere Weine trinken, ihre Damen müssen kostbare und

reiche Kleider tragen. So geht der Weg der Unvorsorglichkeit über gebrochene Herzen, zugrundegerichtete Hoffnungen und vereitelte Bestrebungen hin.

Dieser Fehler steigt tiefer in die Gesellschaft hinab: Die Mittelclassen bestreben sich, die patrizischen Stände nachzuäffen, sie prunken mit Wappen, Livreen und Kutschersitzdecken, ihre Töchter müssen „feine Manieren" lernen, „in Gesellschaft gehen", reiten und ausfahren und häufig die Oper und das Schauspiel besuchen. Das Sich-Sehen-Lassen ist zur Sucht geworden, der Ehrgeiz sucht es dem Ehrgeiz gleichzuthun, und so rollt die verderbliche Thorheit weiter wie die wachsende Fluth. Und immer tiefer steigt diese Sucht. Auch die arbeitenden Classen gehen in ihrer Lebensweise so weit, als ihre Mittel reichen, die allerdings viel geringere Mittel sind; aber selbst wo sie es im Stande sind, geben sie sich nicht genügend Mühe, für eine schlimme Zeit Vorsorge zu treffen, und dann bietet nur das Armenhaus seine kärglichen Mittel zu ihrer Beschützung gegen den Mangel.

Geld zu Zwecken des Geizes zu sparen ist etwas sehr Verschiedenes vom Sparen zu Zwecken der Wirthschaftlichkeit. Das Sparen kann in derselben Weise bewirkt werden — dadurch, daß Nichts verschwendet, Alles zusammengehalten wird. Aber hier geht der Vergleich zu Ende. Die einzige Freude des Geizigen ist das Sparen. Der kluge

Wirthschafter verthut, was er von Rechtswegen kann, für Behaglichkeit und Genuß und legt einen Ueberschuß für die kommende Zeit beiseite. Der geizige Mensch macht das Gold zu seinem Götzen, es ist das aus eingeschmolzenem Schmuck gemachte Kalb, vor dem er sich beständig verbeugt, wogegen der sparsame Mensch es als ein nützliches Werkzeug und als ein Mittel betrachtet, sein eigenes Glück und das Glück Derer zu fördern, die von ihm abhängen. Der Geizige hat nie genug. Er häuft einen Reichthum auf, den er nie verzehren kann, sondern zurücklassen muß, wo er dann von Anderen, möglicherweise Verschwendern, vergeudet wird, wogegen der Wirthschaftliche darauf hinzielt, sich einen genügenden Theil von dem Reichthum und Behagen der Welt zu sichern, ohne dabei irgendwie an die Aufhäufung eines Vermögens zu denken.

Es ist die Pflicht aller Menschen, ihre Mittel haushälterisch zu verwalten, die Pflicht des jungen Mannes, wie die des alten. Der Herzog von Sully erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten, daß nichts so sehr zu seinen glücklichen Verhältnissen beigetragen habe, als die Wirthschaftlichkeit, die er schon in seiner Jugend geübt, und mit welcher er stets etwas baares Geld in der Hand behalten habe, um zufällig eintretenden Verhältnissen damit begegnen zu können. Ist Jemand verheirathet, so wird die Tugend der Wirthschaftlichkeit noch bindender. Frau und Kinder ermahnen ihn dazu in

der beredtesten Weise. Sollen sie im Fall seines frühzeitigen Ablebens zurückbleiben, um ohne Hülfe mit der Welt zusammenzustoßen? Die Hand der Mildthätigkeit ist kalt, die Gaben der Mildthätigkeit sind werthlos, verglichen mit dem Erwerb des Fleißes und den redlichen Ersparnissen genügsamer Arbeit, die Segnungen und Tröstungen in sich tragen, ohne die Gefühle der Hülflosen und des Ernährers Beraubten irgendwie zu verletzen. Möge daher Jedermann, der dazu im Stande ist, versuchen, haushälterisch zu sein und zu sparen, nicht um seine kleinen Ersparnisse aufzuspeichern, sondern um sie zur Förderung der Wohlfahrt und des Glückes seiner selbst, so lange er hienieden, und Anderer, wenn er dahingeschieden ist, aufzubewahren und zu mehren.

Es liegt schon in dem bloßen Bemühen, für einen würdigen Zweck zu sparen, Würde, selbst wenn der Versuch zuletzt nicht von Erfolg gekrönt werden sollte. Es erzeugt ein wohlgeregeltes Gemüth, es gewährt der Klugheit einen Triumph über die Ausschweifung, es giebt der Tugend die Herrschaft über das Laster, es stellt die Leidenschaften unter Aufsicht, es verschafft Behagen. Erspartes Geld, wie wenig es auch sei, wird dazu dienen, manche Thräne zu trocknen, — wird manchen Kummer, der das Herz verbrennen will, abwehren, der uns sonst verfolgen kann. Im Besitz eines kleinen Capitals schreitet der Mensch leich-

teren Schrittes dahin, schlägt ihm das Herz fröhlicher. Wenn eine Unterbrechung der Arbeit oder sonst eine Noth eintritt, kann er ihnen begegnen, er kann sich auf sein Capital stützen, welches entweder die Stärke seines Falles brechen oder denselben gänzlich verhüten wird. Durch vorsichtige Wirthschaftlichkeit können wir Menschenwürde erwerben, das Leben wird dann ein Segen und das Alter eine Ehre sein. Wir können schließlich unter den Augen einer gütigen Vorsehung unsern Geist mit dem Bewußtsein aufgeben, daß wir der bürgerlichen Gesellschaft nicht zur Last gefallen, sondern ihr vielleicht eher ein Gewinn und eine Zierde gewesen sind, mit dem Bewußtsein ferner, daß, nachdem wir als unabhängige Männer gelebt haben, unsere Kinder, indem sie unserm Beispiele folgen und sich der Mittel bedienen, die wir hinterlassen haben, in gleicher Weise glücklich und unabhängig durch die Welt gehen werden.

Jedermanns erste Pflicht ist, sich selbst zu veredeln und zu erheben, indem er zu gleicher Zeit mit allen vernünftigen Mitteln seinen Brüdern hilft. Jeder hat in sich in großem Maße die Fähigkeit des freien Willens und freien Handelns, und diese Thatsache wird erwiesen durch die Menge von Menschen, die mit Erfolg die Widerwärtigkeit des Lebens, in die sie gestellt waren, bekämpft und überwunden, und die sich aus den tiefsten Tiefen der Armuth und der gesellschaftlichen Erniedrigung

emporgearbeitet haben, als ob sie den Beweis hätten führen wollen, was ein Mann voll Thatkraft und mit fest auf sein Ziel gerichtetem Blicke für sein Emporkommen, sein Fortschreiten und sein Aufrücken in der Welt thun kann. Ist es nicht eine Thatsache, daß alles Große an der Menschheit, der Ruhm der Stadtgemeinden, die Macht der Völker das Resultat von Prüfungen und Schwierigkeiten sind, denen sie begegnet sind, und die sie überwunden haben?

Möge ein Mensch den Entschluß fassen und sich entscheiden, vorwärts zu kommen, und der erste Schritt zum Vorwärtskommen wird bereits gethan sein. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Gerade dadurch, daß er sich selbst vorwärts-, emporbringt, gelangt er in die wirksamste Lage, Andere vorwärts-, emporzubringen. Er giebt ihnen die beredteste Lection — die des guten Beispiels, welches viel eindringlicher lehrt, als Worte lehren können. Er thut, was Andere, durch den Nachahmungstrieb bewogen, dann wieder thun. Indem er mit sich selbst beginnt, lehrt er in der eindringlichsten Weise die Pflicht der Selbstreform und Selbstumgestaltung zum Bessern, und wenn die Mehrheit der Menschen wie er handelte, wie viel klüger, wie viel glücklicher, wie viel gedeihlicher als Ganzes würde die Gesellschaft werden! Denn die Gesellschaft, aus Einheiten zusammengesetzt, wird genau in demselben Maße wie die betreffenden Einzelnen, die sie

ausmachen, glücklich sein und gedeihen oder das Gegentheil erleben.

Klagen über die Ungleichheit der Bedingungen sind so alt wie die Welt. In der „Haushaltungskunst" Xenophon's fragt Sokrates: „Wie kommt es, daß manche Menschen im Ueberflusse leben und etwas sparen können, während Andere sich kaum die Nothdurft des Lebens erwerben können und zugleich in Schulden versinken?" — „Der Grund liegt darin", erwidert Isomachus, „daß jene ihrem Geschäfte nachgehen, während diese es vernachlässigen."

Der Unterschied zwischen den Menschen besteht meistentheils in dem verschiedenen Maße ihres Verstandes, ihres Taktes und ihrer Thatkraft. Der beste Charakter arbeitet nie zufällig, sondern steht unter dem Einflusse der Tugend, der Klugheit und der Vorausberechnung.

Es giebt natürlich viele Schiffbrüche von Existenzen in der Welt. Der Mann, der sich bei Andern um Hülfe umsieht, statt sich auf sich selbst zu verlassen, wird scheitern. Der Mann, der fortwährend ein verschwenderisches Verfahren verfolgt, wird scheitern. Der Geizhals, der Filz, der Ausschweifende, der Verächter der Wirthschaftlichkeit wird scheitern. In der That, die meisten Menschen scheitern, weil sie nicht verdienen, daß es ihnen gelingt. Sie machen sich in unrechter Weise an ihr Werk, und keinerlei Erfahrung scheint

sie zu bessern. Es liegt nicht so viel am Glück, als einige Leute zu glauben behaupten. Glück ist nur ein anderes Wort für gute Haltung und Verwaltung in praktischen Dingen. Richelieu pflegte zu sagen, daß er einen Menschen, der Unglück gehabt habe, nicht weiter beschäftigen werde — mit anderen Worten gesagt, einem Menschen, dem es an praktischen Eigenschaften fehlt, der unvermögend ist, aus der Erfahrung Vortheil zu ziehen; denn ein Mißlingen in der Vergangenheit ist sehr oft das Anzeichen ferneren Mißlingens in der Zukunft.

Einigen der besten und verständigsten Menschen mangelt es an Takt. Sie tragen weder den Umständen Rechnung, noch bequemen sie sich den Umständen an; sie bestehen darauf, den Versuch zu machen, ihren Keil mit dem breiten Ende vorn hineinzutreiben. Sie führen Wände auf, lediglich, um mit dem Kopfe dawider zu rennen. Sie machen solche große Vorbereitungen und gebrauchen solche große Vorsichtsmaßregeln, daß sie ihrem eigenen Bestreben damit eine Niederlage bereiten — wie der von Washington Irving erwähnte Holländer, der einen Graben zu überspringen hatte und so weit zurückging, um recht tüchtig ausholen zu können, daß er, als er herankam, vollständig athemlos war und sich auf der unrechten Seite des Grabens hinsetzen mußte, um wieder zu Athem zu kommen.

Im wirklichen Leben wollen wir Dinge gethan, nicht Vorbereitungen zum Thun getroffen sehen, und ganz naturgemäß ziehen wir den Mann, der bestimmte Ziele und Zwecke hat und auf dem kürzesten und geradesten Wege zur Erreichung seines Zwecks vorschreitet, demjenigen vor, der uns beschreibt, wie die Sache zu machen ist, und schöne Phrasen darüber drechselt, daß er es thun will. Ohne Handlung sind Worte bloßes Gefasel.

Der Wunsch nach Erfolg in der Welt und sogar der nach Anhäufung von Reichthum ist nicht ohne Nutzen. Er ist ohne Zweifel zu guten und nicht zu üblen Zwecken in das menschliche Herz gepflanzt worden. Wirklich bildet das Verlangen, Schätze aufzuhäufen, eins der gewaltigsten Werkzeuge zur Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft zum Besseren. Es liefert die Grundlage für die Energie und Thätigkeit der Individuen. Es ist der Anfang zu Unternehmungen in Schifffahrt und Handel. Es ist die Quelle alles Fleißes und alles unabhängig machenden Besitzes. Es treibt die Menschen an, zu arbeiten, zu erfinden, sich auszuzeichnen.

Kein träger oder unwirthschaftlicher Mann kann jemals groß werden. Unter Denen, die nie einen Augenblick ungenutzt ließen, ist es, wo wir die Männer zu suchen haben, welche die Welt bewegt und durch ihre Gelehrsamkeit, ihr Wissen oder

ihre Erfindungen weiter gefördert haben. Irgendwelche Arbeit ist eine der Daseinsbedingungen. Aus der Heidenzeit ist der Gedanke auf uns herabgekommen, daß „Arbeit der Preis ist, den die Götter auf Alles, was trefflich ist, gesetzt haben". Der Gedanke ist auch christlicher Zeiten würdig.

Alles hängt, wie wir später finden werden, von der Verwendung der Anhäufungen von Reichthum ab. Auf dem Grabstein John Donough's in Neuorleans sind die folgenden Grundsätze als kaufmännischer Wegweiser für junge Leute auf ihrer Lebensbahn eingegraben:

„Erinnere Dich allezeit, daß Arbeit eine der Bedingungen Deiner Existenz ist.

Zeit ist Gold, wirf keine Minute weg, sondern laß jede Zinsen tragen.

Thue allen Menschen, wie Du wünschest, daß sie Dir thuen.

Schiebe nie dem morgenden Tage zu, was heute geschehen kann.

Heiße nie einen Andern thun, was Du selbst thun kannst.

Begehre nie, was nicht Dein eigen ist.

Halte nie eine Sache für so unbedeutend, daß sie der Beachtung nicht werth wäre.

Gieb nie aus, was nicht wieder einkommt.

Verthue nicht, sondern erzeuge.

Laß die größte Ordnung die Handlungen Deines Lebens regeln.

Studire während des Verlaufs Deines Lebens, wie Du so viel Gutes als möglich thun kannst.

Entziehe Dir nichts, was zum Behagen des Lebens nothwendig ist, aber lebe in ehrenwerther Einfachheit und Genügsamkeit.

Endlich arbeite bis zum letzten Augenblicke Deines Daseins"

Die meisten Menschen haben es in ihrer Gewalt, sich durch kluge Vorkehrungen gegen Noth sicher zu stellen und ein Bollwerk gegen den Mangel aufzuwerfen. Sie können dies durch ihre eigene individuelle Anstrengung oder dadurch erreichen, daß sie nach dem Grundgedanken der Cooperation handeln, der einer beinahe unendlichen Ausdehnung fähig ist. Leute, die in den bescheidensten Verhältnissen leben, sind im Stande, dadurch, daß sie ihre Mittel vereinigen und sich zusammenschließen, sich in vielfacher Weise gegen den Druck der Armuth zu schützen, ihr physisches Wohlbefinden zu fördern und selbst das Emporblühen der Nation zu steigern.

Ein einzeln stehendes Individuum mag für den Fortschritt und die Besserung der Gesellschaft sehr wenig zu leisten im Stande sein, aber wenn es sich mit Seinesgleichen zu dem Zwecke vereinigt, kann es sehr viel thun. Die Gesittung selbst ist nur die Wirkung des Sichvereinigens. J. Stuart Mill hat gesagt, daß „fast alle Vorzüge, die der Mensch über die beseelten Wesen niederer Gattung besitzt, aus seiner Fähigkeit hervorgehen, mit Seinesgleichen in Gemeinschaft zu handeln und durch die verein-

ten Anstrengungen Vieler das zu erreichen, was durch die vereinzelten Anstrengungen von Individuen sich nicht erreichen läßt".

Das Geheimniß der gesellschaftlichen Entwickelung ist in der Cooperation zu suchen, und die große Frage, wie das wirthschaftliche und gesellschaftliche Leben zu bessern sei, kann ihre befriedigende Lösung durch sie erhalten. Um Gutes im großen Maßstabe zu bewirken, müssen die Menschen ihre Bemühungen vereinigen, und das beste gesellschaftliche System ist das, in welchem die Organisation zur Erreichung allgemeiner Wohlfahrt in allen Beziehungen vervollkommnet ist.

Die Mittelclassen haben den Grundsatz genossenschaftlichen Handelns in ausgedehnter Weise angewendet. Keine Classe hat sich so rasch emporgearbeitet oder durch ihre Thatkraft und ihren Fleiß mehr zur Förderung der Macht und des Fortschritts Englands gethan. Und warum? Weil die Thätigsten auch immer die Bereitwilligsten gewesen sind, sich genossenschaftlich zusammenzuthun, gemeinsam zu arbeiten, sich zu vereinigen. Sie haben sich vereinigt, wenn sie angegriffen wurden, sich vereinigt, wenn es einen Mißbrauch zu beseitigen galt oder ein großer Zweck zu erreichen war. Sie haben sich genossenschaftlich verbunden, um Waaren für den Handel zu fabriciren, um Canäle herzustellen, um Eisenbahnen zu bauen, um Gascompagnien zu bilden, um Versicherungs- und Bank-

gesellschaften zu gründen und einen ungeheuren Betrag an gewerblicher Arbeit zu thun. Indem sie ihre kleinen Capitalien zusammenwarfen, sind sie im Stande gewesen, ein unermeßliches Gesammtcapital anzuhäufen und die riesenhaftesten Unternehmungen auszuführen *).

Die Mittelclassen haben durch den Grundsatz der Cooperation mehr zu Stande gebracht als die Classen, die es viel nothwendiger hatten. Alle Actiengesellschaften sind das Ergebniß des genossenschaftlichen Zusammengehens. Die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Banken, die Bergwerke, die Fabriken sind meistentheils mittelst der Ersparnisse der Mittelclassen geschaffen und im Gange erhalten worden.

Die arbeitenden Classen haben mit der Anwendung desselben Princips erst einen Anfang gemacht. Und doch, wie viel könnten sie mittelst desselben zu Stande bringen! Sie könnten im Sparen wie im Produciren gemeinsam verfahren. Sie könnten, indem sie ihren ersparten Verdienst zu-

---

*) Ganz Aehnliches gilt, wie kaum hervorzuheben ist, von Deutschland. Im Mittelalter bildeten sich nach diesem Princip, vorwiegend zur Abwehr, die Zünfte und ähnliche Verbindungen, in der neuesten Zeit sind es die Genossenschaften, die Actiengesellschaften, und in gewissem Sinne die Vereinigungen der Gelehrten, die Wanderversammlungen, der Gustav-Adolfs-Verein u. dgl., welche die obigen Grundsätze ausprägen. D. Uebers.

sammenlegten, durch die Verbindung ihre eigenen Herren werden. Innerhalb weniger Jahre sind Millionen von Pfund Sterling für Arbeitseinstellungen zum Zwecke von Lohnerhöhungen ausgegeben worden. Hundert Millionen werden jährlich für geistige Getränke und andere unnöthige Dinge weggeworfen. Hier haben wir ein ungeheures Capital. Leute, welche einen solchen Betrag an Geld ausgeben oder verschwenden, können leicht Capitalisten werden. Es bedarf dazu nur des festen Willens, der Thatkraft und der Selbstverleugnung. So viel Geld auf Gebäude, Einrichtung und Dampfmaschinen ausgegeben, würde sie in den Stand setzen, für sich selbst, statt zum Besten einzelner Capitalisten zu fabriciren. Die Dampfmaschine ist in ihren Dienstleistungen unparteiisch. Sie nimmt keine Rücksicht auf die Person, sie wird zum Besten des Tagelöhners ganz eben so arbeiten, wie zum Besten des Millionärs. Sie wird für Die arbeiten, welche den besten Gebrauch von ihr machen und die beste Kenntniß von ihren Kräften haben.

Die größere Zahl der Arbeiter besitzt wenig Capital außer ihrer Arbeitskraft, und Viele von ihnen verthun, wie wir bereits gesehen haben, nutzlos und verschwenderisch den größten Theil ihres Verdienstes, statt ihn zu sparen und Capitalisten zu werden. Wenn sie sich in größerer Zahl zu dem Zwecke wirthschaftlichen Arbeitens zusammen-

schlössen, so könnten sie mit leichter Mühe Capitalisten werden und in größerem Maßstabe operiren. Wie die Gesellschaft heutzutage gestaltet ist, ist Jedermann nicht nur gerechtfertigt, sondern durch seine Pflicht als Staatsbürger gehalten, seinen Verdienst auf jede erlaubte und ehrenwerthe Weise zu dem Zwecke anzuhäufen, sich eine Stellung zu schaffen, die ihm schließlich ein gutes Auskommen und Unabhängigkeit gewährt.

Wir sagen nicht, daß die Menschen ihren Erwerb blos um des Sparens und Aufspeicherns willen sparen und aufspeichern sollen; das würde Kargheit und Geiz sein. Aber wir sagen allerdings, daß alle Menschen darnach trachten sollen, einen genügenden Betrag von Geld anzuhäufen — hinreichend, um ihnen während der kommenden Jahre der Hülflosigkeit Unterhalt zu gewähren — ihnen in Zeiten der Krankheit, des Kummers und des Alters Unterhalt zu gewähren, die, wenn sie kommen, sie mit einem kleinen Capitale in der Hand finden sollten, welches genügte, sie vor Abhängigkeit von der Barmherzigkeit Anderer zu sichern.

Die Arbeiter sind meistentheils geneigt, sich genossenschaftlich zusammenzuthun, aber die Genossenschaft ist nicht immer von gesunder Art. Sie nimmt bisweilen die Gestalt von Vereinen gegen die Arbeitgeber an und äußert sich in Arbeitseinstellungen, die so gewöhnlich sind und gemeinig-

lich so unglücklich ablaufen. Arbeiter striken auch im Gegensatze gegen Leute ihrer eigenen Classe, um sie von ihrem speciellen Berufe auszuschließen. Einer der Hauptzwecke der englischen Gewerkvereine ist, die Löhne auf Kosten der geringer bezahlten und nicht genossenschaftlich verbundenen Leute auf hohem Stande zu erhalten. Sie versuchen ärmere Leute an der Erlernung ihres Gewerbes zu verhindern und so den Zufluß an Arbeit unter dem Stande der Nachfrage zu erhalten*). Dieses System mag eine Zeitlang dauern, aber es wird schließlich verderblich.

Es ist nicht der Mangel an Geld, der geschickte Arbeiter daran hindert, Capitalisten zu werden und ihnen die Thür zur Beschäftigung von Arbeitern zu öffnen, die ärmer und weniger geschickt als sie sind. Die Arbeiter warfen während der Arbeitseinstellung in Preston eine halbe Million Pfund weg, worauf sie unter den alten Bedin-

*) Am 31. Januar 1875 wurde ein Arbeiter in Diensten der Herren Wickers in Sheffield, der keine Lehrzeit durchgemacht hatte, bei einer der Drehbänke angestellt. Da dies gegen die Regel des Gewerkvereins verstieß, so legten die Leute in der Werkstatt die Arbeit nieder. Es ist ein gewöhnliches Verfahren der Gewerkvereinler, in dieser Weise gegen Leute ihres eigenen Standes zu „striken" und so eine Nöthigung auszuüben, die nicht auf dem Gesetze, noch auf natürlichem Rechte, sondern lediglich auf dem Willen der Mehrheit beruht und alle Freiheit des Einzelnen über den Haufen wirft.

gungen an die Arbeit zurückkehrten. Die Londoner Baugewerke warfen während ihres Strikes über dreimalhunderttausend Pfund weg, und selbst wenn sie die Bedingungen erreicht hätten, um deret willen sie die Arbeit niederlegten, würde es ihnen sechs Jahre gekostet haben, um ihren Verlust wieder einzubringen. Die Kohlengräber im Walde von Dean kehrten, nachdem sie ihr Spiel elf Wochen getrieben und einen Verlust von fünfzigtausend Pfund erlitten, zu den früheren Bedingungen an die Arbeit zurück. Die Eisenarbeiter von Northumberland und Durham kehrten mit einer Herabsetzung der Löhne um zehn Procent an die Arbeit zurück, nachdem sie ein Drittel des Jahres mit Nichtsthun verbracht und Löhne im Betrag von zweimalhunderttausend Pfund eingebüßt hatten. Die Kohlengräber und Eisenarbeiter in Süd-Wales faulenzten während des letzten Strikes vier Monate und verloren nach Lord Aberdeen allein an Löhnen nicht weniger als drei Millionen Pfund.

Hier hat also der Arbeiter eine Fülle von Geld in der Gewalt — Geld, welches er ausnutzen könnte, aber nicht ausnutzt. Man denke sich nur eine einzige von den drei Millionen, die sie während des Kohlenstrikes wegwarfen, auf Anlegung von cooperativ zum Besten der Arbeiter selbst betriebenen Kohlengruben, Eisenfabriken oder Aehnliches verwandt. „Bei genügsamen Gewohnheiten“, sagt Herr Grey, „könnte der gutbezahlte

Arbeiter in zehn Jahren leicht fünfhundert Pfund in der Bank haben, und wenn er dann seine Ersparnisse mit denen von zwanzig Andern, die gleichgestellt wären, vereinte, könnten sie zehntausend Pfund zur Errichtung jeder Fabrik haben, deren Gewerbszweig sie durch ihre bisherige Thätigkeit gründlich kennen gelernt hatten."*)

Daß dies kein unausführbarer Plan ist, kann leicht bewiesen werden. Die Praxis des genossenschaftlichen Zusammengehens ist in ganz England schon lange angenommen und geübt worden. Ein großer Theil des Fischereigewerbes ist seit Hunderten von Jahren nach diesem Grundsatze betrieben worden. Fischer thun sich zusammen zum Bau, zur Ausrüstung und Bemannung eines Bootes;

*) „Die jährliche Ausgabe der arbeitenden Classen für geistige Getränke und Tabak allein beträgt 60 Millionen Pfund Sterling. Jedes Jahr also liegt es in der Hand der arbeitenden Classen, einfach durch Unterlassen verschwenderischer und verderblicher Ausgaben, Capitalisten in einer Ausdehnung zu werden, welche sie in den Stand setzen würde, allermindestens fünfhundert Baumwollenfabriken zu errichten, oder eben so viele Kohlengruben oder Eisenwerke in Angriff zu nehmen, die für ihre eigene Rechnung betrieben würden, oder mindestens fünfmalhunderttausend Acker Land zu kaufen und darauf fünfzigtausend Familien anzusiedeln, von denen dann jede für einfachen Pacht ein nettes kleines Gütchen von zehn Acker Land als Eigenthum inne hätte. Niemand kann diese Thatsache bestreiten. Niemand kann den daraus zu ziehenden Schluß in Abrede stellen." Quarterly Review, Nummer 263.

der Ertrag der Fische, die sie auf der See fangen, wird unter sie vertheilt, so viel bekommt das Boot und so viel die Fischer. Die Gesellschaft der Austernfänger in Whitstable „hat seit unvordenklichen Zeiten existirt“, obwohl sie erst 1793 durch eine Parlamentsacte Corporationsrechte erhielt. Die Zinnbergleute von Cornwall sind gleichfalls nach diesem Principe verfahren. Sie haben das Zinn gegraben, gewaschen und verkauft und den Erlös nach gewissen Proportionen unter sich vertheilt — höchst wahrscheinlich von der Zeit an, wo die Phönicier das Erzeugniß nach ihren Häfen am Mittelmeer abholten.

In unserer Zeit ist das genossenschaftliche Zusammengehen in beträchtlicher Ausdehnung geübt worden. Im Jahre 1795 wurde zu Hull die Anti-Mill Industrial Society gegründet. Die Gründe, aus denen sie zusammentrat, werden in der von den ersten Mitgliedern der Gesellschaft an den Bürgermeister und Stadtrath von Hull gerichteten Bittschrift auseinandergesetzt. Diese Bittschrift beginnt folgendermaßen: „Wir, die armen Einwohner der genannten Stadt, haben in der letzten Zeit viel Kummer und Noth an uns selbst und an unseren Familien erfahren bei Gelegenheit des übermäßigen Preises des Mehles, und obwohl der Preis gegenwärtig sehr herabgegangen ist, halten wir es doch für nöthig, jede Vorkehrung zu treffen, um uns vor den Eingriffen habgieriger und un-

barmherziger Menschen für die Zukunft sicher zu stellen". Sie unterschrieben infolge dessen für den Bau einer Mühle, die sie mit Mehl versehen sollte. Die Stadtgemeinde gewährte ihre Bitte und unterstützte sie mit freigebigen Schenkungen. Die Mühle wurde gebaut und arbeitet heutigen Tages noch. Die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus mehr als viertausend Mitgliedern, von denen jedes im Besitz eines fünfundzwanzig Schillinge kostenden Antheils ist. Die Mitglieder gehören hauptsächlich den arbeitenden Classen an. Die Müller versuchten die Gesellschaft durch einen Proceß zu beseitigen, aber dem Versuche wurde mit Erfolg Widerstand geleistet. Die Gesellschaft fabricirt Mehl und verkauft es an ihre Mitglieder zum Marktpreise, worauf sie alljährlich den Gewinn unter die Antheilhaber nach der von der Familie jedes Mitglieds verzehrten Quantität Mehl vertheilt. Die Gesellschaft hat sich im höchsten Grade lohnend erwiesen.

Viele Jahre vergingen, bevor das Beispiel der „armen Einwohner" Hulls Nachahmung fand. Erst im Jahre 1847 geschah es, daß die Genossenschaft in Leeds eine Mehlmühle ankaufte, und erst 1850, daß die von Rochdale desgleichen that, seit welcher Zeit dieselben zum Besten ihrer Mitglieder Mehl fabricirten. Die Getreidemüller von Leeds versuchten die Industrial Society von Leeds dadurch zu ruiniren, daß sie billiger als dieselbe verkauften.

Das mißlang aber bald, und der Preis des Mehles ging auf die Dauer herab. Die Mühle in Leeds macht ein Geschäft, das sich auf mehr als dreimalhunderttausend Pfund Sterling jährlich beläuft, ihr Capital beträgt zweiundzwanzigtausend Pfund, und sie zahlte ihren dreitausendsechshundert Mitgliedern im Jahre 1866 mehr als achttausend Pfund für das aus, was sie gewonnen und gutgemacht hatten. Die Rochdale District Cooperative Corn-Mill Society ist ebenfalls zu hervorragenden Erfolgen gelangt. Sie versorgt mit ihrem Mehle Consumenten, die in einem Radius von fünfzehn englischen Meilen um Rochdale herum wohnen. Sie liefert ferner Mehl an zweiundsechzig genossenschaftlich organisirte Vereine, die zusammen über zwölftausend Mitglieder zählen. Ihr Geschäftsumsatz betrug im Jahre 1866 zweihundertvierundzwanzigtausend Pfund und ihr Gewinn über achtzehntausend Pfund.

Die Getreidemühle in Rochdale entwickelte sich aus der Rochdale Equitable Pioneers Society, welche in der Geschichte der gewerblichen Institutionen, die auf das Cooperativ-System begründet sind, Epoche machte. Die Equitable Pioneers Society wurde im Jahre 1844, zu einer Zeit gegründet, wo Handel und Gewerbe sich in einer sehr üblen Lage befanden und die Arbeiter in Betreff ihrer Zukunft muthlos und hoffnungslos waren. Etwa achtundzwanzig oder dreißig Mann, meistentheils

Flanellweber, traten zusammen und bildeten eine Gesellschaft zu wirthschaftlicher Verwerthung ihres schwer erworbenen Verdienstes. Es ist ziemlich bekannt, daß Arbeiter gewöhnlich wenigstens zehn Procent mehr für die Waaren, die sie consumiren, zahlen, als sie unter einem vernünftigeren Systeme nöthig hätten. Professor Fawcett schätzt ihren Verlust auf eher zwanzig als zehn Procent. Auf alle Fälle nun wünschten diese Arbeiter diesen Betrag an Profit, der zuvor in die Taschen der Vertheiler der nothwendigen Bedürfnisse — mit anderen Worten in die Taschen der Kleinkrämer — wanderte.

Der wöchentliche Betrag war für jeden zwei Pence (16 Pfennige), und als jeder etwa zweiundfünfzig Mal seine zwei Pence bezahlt hatte, fanden sie, daß sie im Stande waren, einen Sack Hafermehl zu kaufen, den sie zum Kostenpreise unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilten. Die Zahl der Mitglieder wuchs, und die Beiträge nahmen dermaßen zu, daß die Gesellschaft in den Stand gesetzt war, Thee, Zucker und andere Waaren zu kaufen und sie ebenfalls zum Kostenpreise unter ihre Mitglieder zu vertheilen. Sie verdrängten die Krämer und wurden ihre eigenen Kaufleute. Sie bestanden von Anfang an auf Baarzahlung, Credit wurde nicht gegeben.

Die Gesellschaft wuchs. Sie errichtete einen Laden für den Verkauf von Nahrungsmitteln, Feuerung, Kleidern und anderen Lebensbedürf-

nissen. Nach wenigen Jahren brachten die Mitglieder die genossenschaftliche Getreidemühle in Gang. Sie vergrößerten das Capital durch die Ausgabe von Antheilscheinen zu einem Pfund Sterling und begannen Kleider und Schuhe zu machen und zu verkaufen. Sie verkauften auch Vorhänge. Aber das Hauptgeschäft bestand in dem Ein- und Verkaufe von Lebensmitteln: Fleisch, Colonialwaaren, Mehl und dergleichen. Ungeachtet der großen Noth während der Periode, wo es an Baumwolle fehlte, fuhr die Gesellschaft fort, zu gedeihen. Von Anfang an legte sie einen Theil ihrer Gelder zu Erziehungszwecken zurück und richtete ein Zeitungszimmer und eine Bibliothek ein, die jetzt über sechstausend Bände enthält.

Die Gesellschaft fuhr fort zu wachsen, bis sie außer dem ursprünglichen Laden in der Toad Lane elf Zweiggeschäfte für den Verkauf von Waaren und Gütern in oder bei Rochdale besaß. Zu Ende des Jahres 1866 hatte sie 6246 Mitglieder und ein Capital von 99,908 Pfund. Ihr Einkommen für verkaufte Waaren und empfangenes baares Geld betrug während dieses Jahres 249,122 und ihr Bruttogewinn 31,931 Pfund.

Aber das war noch nicht Alles. Zweiundeinhalbes Procent wurde vom Nettogewinn für die Unterhaltung der Zeitungszimmer und der Bibliothek angewiesen, und es giebt jetzt elf Zeitungs- und Lesezimmer an den verschiedenen Stellen in

und bei Rochdale, wo die Gesellschaft ihr Geschäft betreibt, und die diesem Zweck gewidmete Summe beläuft sich auf mehr als siebenhundert Pfund jährlich. Die Mitglieder spielen dort Schach oder Dame und benutzen die in den Bibliotheken aufgestellten stereoskopischen Ansichten, Mikroskope und Teleskope. Es sind keine besonderen Vorkehrungen getroffen worden, um die Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke zu fördern, aber die Zeitungszimmer und Bibliotheken üben einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß auf die Beförderung der Nüchternheit. Man hat gesagt, daß die Gesellschaft mehr zur Beseitigung der Trunksucht in Rochdale gethan hat, als Alles, was die Fürsprecher der Mäßigkeit zu thun im Stande gewesen sind.

Das Beispiel der Pioniere von Rochdale hat einen mächtigen Einfluß auf die Arbeiter in den sämmtlichen nördlichen Grafschaften Englands ausgeübt. Es giebt kaum eine Stadt oder ein Dorf, wo sich nicht eine auf das Pricnip genossenschaftlichen Zusammengehens gegründete Einrichtung dieser oder jener Art fände. Diese Gesellschaften haben Gewohnheiten des Sparens, der Wirthschaftlichkeit und der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken befördert.

Sie haben dem Volke ein Interesse an Geldsachen eingeflößt und es in den Stand gesetzt, seinen Verdienst auf das Vortheilhafteste anzulegen. Sie haben auch den Arbeitern einige Kennt-

niß vom Geschäft verschafft; denn die Gesammtheit ihrer Angelegenheiten wird von Ausschüssen verwaltet, die in den Generalversammlungen der Mitglieder gewählt werden.

Einer der blühendsten unter den genossenschaftlich gestalteten Vereinen ist der in Over Darwen gegründete. Die Gesellschaft hat im Mittelpunkte der Stadt eine Reihe hübscher Gebäude errichtet. Die Läden zum Verkauf von Lebensmitteln, Colonialwaaren, Kleidern und anderen Bedürfnissen nehmen das untere Stockwerk ein. Ueber den Läden befinden sich die Bibliothek, Lesezimmer und Schulstuben, welche den Mitgliedern und ihren Familien offenstehen. Das dritte Gestock besteht aus einem großen öffentlichen Saale, der zu Vorlesungen, Concerten und Bällen verwendet wird. Es sind in den verschiedenen Theilen der Stadt sechs Zweiggeschäfte der Gesellschaft begründet. Man macht sehr beträchtliche Geschäfte, und der Gewinn ist sehr erheblich. Der letztere wird unter die Mitglieder je nach dem Betrage der von ihnen gemachten Einkäufe vertheilt. Der Gewinn wird größtentheils wieder in Papiermühlen, Baumwollenfabriken und Kohlengruben angelegt, die man in der Nachbarschaft von Darwen auf Actien begründet hat. Einer der lobenswerthesten Züge der Gesellschaft ist, daß man Vorkehrung für die unentgeltliche Ausbildung der Mitglieder und ihrer Familien getroffen hat. Dritthalb Procent des

Nettogewinns sind für diesen Zweck ausgeworfen. Als wir vor einigen Monaten die Anstalt einer Besichtigung unterzogen, wurde uns mitgetheilt, daß die wissenschaftlichen Classen so wirkungsvoll geleitet würden, daß einer der Zöglinge soeben ein Regierungsstipendium von fünfzig Pfund jährlich für drei Jahre bekommen habe, mit dem freier Unterricht auf der Bergschule in der Jermyn Street zu London und freie Benutzung der Laboratorien während dieser Periode verbunden sei. Es giebt ferner noch zwei Genossenschaften nach dem cooperativen Princip an demselben Orte, und man theilt uns mit, daß die Arbeiter Darwens meistentheils fleißig, nüchtern und sparsam sind.

Das Beispiel hat in Schottland und im Süden Englands ebenfalls Nachfolge gefunden. In Northampton besteht eine Genossenschaft zum Zwecke von Ein- und Verkauf von Leder und zugleich zur Anfertigung von Stiefeln und Schuhen. Zu Padiham und andern Orten in Lancashire sind Baumwollenspinnereien nach dem Cooperativ-System errichtet worden. Die Genossenschaften dieser Art, die in Manchester und Salford bestehen, „verbinden die Sicherheiten und Bequemlichkeiten einer Bank mit dem Gewinn eines Gewerbes". Aber das Geschäft, bei dem diese Vereinigungen am besten gedeihen, ist der Ein- und Verkauf von Lebensmitteln, Krämerwaaren,

Schnittwaaren und anderen Artikeln mit Ausnahme von Getränken, die betrunken machen.

Das ganze Geheimniß ihres Erfolges besteht in „baarer Zahlung". Sie geben keinen Credit. Alles wird für Casse verkauft und der Gewinn des Geschäfts später unter die Mitglieder vertheilt. Jeder Geschäftsmann weiß, daß Baarzahlung die gesundeste Methode der Führung von Geschäften ist; die Pioniere von Rochdale haben das Geheimniß, nachdem sie es entdeckt, unter ihrer Classe ausgebreitet. In ihrem „Rathschlage für Mitglieder dieser und anderer Gesellschaften" sagen sie: „Seht fleißig nach den Geldangelegenheiten. Kauft Eure Waaren so viel wie möglich von den ersten Märkten, oder wenn Ihr die Erzeugnisse Eures Gewerbfleißes zu verkaufen habt, so richtet es, wo möglich, so ein, daß Ihr sie auf den letzten verkauft. Geht niemals ab von dem Grundsatze, nur gegen Baarzahlung zu kaufen und zu verkaufen. Hütet Euch vor langen Rechnungen". Kurz, die Cooperativ-Genossenschaften wurden Gewerbsleute in großem Maßstabe, und außer der Unverfälschtheit der Lebensmittel, die sie verkauften, bestand ihr Gewinn in dem Disconto für Baarzahlungen, der unter die Mitglieder vertheilt wurde.

Landankauf- und Baugesellschaften bilden eine andere Form des Genossenschaftswesens. Diese werden hauptsächlich vom kleinen Mann in den Mittelclassen unterstützt, aber in beträchtlichem

Maße auch von geschickten und sparsamen Leuten der Arbeiterclasse. Von ihren Mitteln werden Theile von Ländereien angekauft und Wohnhäuser gebaut. Bei einer Baugesellschaft tritt Jemand, der ein Haus zu besitzen wünscht, in die Gesellschaft als Mitglied ein und zahlt, statt dem Hauswirth seine Miethe zu zahlen, den von ihm unterzeichneten Beitrag nebst Zinsen an ein Comité von Freunden, und im Verlaufe der Zeit, wenn der von ihm unterzeichnete Beitrag abgezahlt ist, hat er das Haus erworben, und es wird ihm von der Gesellschaft übergeben. Die Baugesellschaft ist somit eine Sparcasse, wo das Geld sich zu einem gewissen Zwecke anhäuft. Aber selbst Die, welche kein Haus erwerben, empfangen auf ihre Actien hin eine Dividende und einen Antheil am Reingewinn, der sich bisweilen auf eine erhebliche Summe beläuft.

Die Anhäufung von Eigenthum übt die Wirkung, die sie stets auf sparsame Leute übt, sie macht ordentlich, nüchtern und fleißig. Sie entwöhnt sie revolutionärer Gedanken und macht sie conservativ. Wenn Arbeiter sich durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit ihre eigene Unabhängigkeit gesichert haben, werden sie aufhören, den Anblick des Wohlbefindens Anderer als ein ihnen selbst zugefügtes Unrecht zu betrachten, und es wird nicht mehr möglich sein, aus ihren eingebildeten Kümmernissen politisches Capital zu schlagen.

Man hat gesagt, daß Gesellschaften zum Zweck des Erwerbes von Freilehen, welche zur Erreichung politischer Ziele gegründet wurden, die Wirkung gehabt hätten, die Menschen der politischen Reform abwendig zu machen. Es wurden deren zuerst in Birmingham errichtet, und zwar zu dem Zwecke, Leute zum Ankauf von Land und zur Zertheilung desselben in Freilehen von vierzig Schillingen in den Stand zu setzen, so daß die Besitzer das Wahlrecht gewinnen und gegen die Korngesetze stimmen könnten. Die Korngesetze sind abgeschafft worden, aber die Inhaber solcher Freilehen existiren noch immer, obwohl viele von ihnen aufgehört haben, Politiker zu sein. „Herr Arthur Ryland theilt mir mit", sagt Herr Holyoake in einer vor Kurzem erschienenen Schrift über Baugesellschaften, „daß in Birmingham zahlreiche Personen unter dem Einflusse dieser Gesellschaften die Vaterlandsliebe für Gewinn verkauft haben. Und ich kenne sowohl Genossenschaftler als Chartisten, die laut nach politischer und socialer Reform schrieen, und die sich jetzt nicht mehr darum kümmern als eine Whig-Regierung und es ablehnen, einer Volksversammlung an einem schönen Abende beizuwohnen, während sie wie die Schlange im Garten Eden durch einen Rinnstein in einem Gewitter kriechen würden, um eine gute Sicherheit zu gewinnen. Sie haben Erde geschmeckt, und der Sand ist ihnen in die Seele gerathen."

„Indeß haben diese Gesellschaften", so fährt

er fort, „vielen Anderen eine heilsame Genügsamkeit gelehrt, die sie anderswo nie kennen gelernt haben würden, und manchen fleißigen Sohn in den Stand gesetzt, seinen armen alten Vater, der im Armenhause zu sterben erwartete und fürchtete, zu sich zu nehmen und ihm zu ermöglichen, sein Pfeifchen im Sonnenschein in dem Garten zu schmauchen, dessen Land und Haus seinem Kinde gehören.“

Die Permanent Building Society in Leeds, die für etwa zweihundert Familien gesunde Wohnungen geliefert hat, veröffentlicht die folgenden Empfehlungen in Betreff des Einflusses, den sie unter den arbeitenden Classen jener Stadt ausgeübt hat: „Es ist wahrhaft erfreulich, die Mitglieder selbst bei gelegentlichen Zusammenkünften erzählen zu hören, wie sie von kleinen Ersparnissen an, die man bisher für zu unbedeutend zu wirklicher Anlage gehalten, in der Gesellschaft Einlagen zu machen, dann zu bauen oder zu kaufen und dann im Leben aufzurücken und zu einem guten Auskommen zu gelangen begonnen haben, indem sie ihre Ersparnisse auf diese Weise ausdehnten. Die vorsorglichen Gewohnheiten und die Sachkenntniß, die auf diese Art den Mitglieder beigebracht werden, sind sehr wohlthätig für dieselben. Und das Ergebniß ist, daß die Sorglosen nachdenklich und vermittelst des Sparens ordentlich, achtbar und Besitzer von Eigenthum werden, und

daß sie in jeder Beziehung bessere Staatsbürger und Nachbarn werden, mehr Würde gewinnen und sich behaglicher fühlen. Die Verwendung von Geld in dieser nützlichen Richtung ermuthigt Handel und Gewerbe, läßt die Preise und Löhne steigen, beruhigt die arbeitenden Classen und sorgt zugleich für die Mittel zu häuslichen Freuden, ohne welche jenes Steigen vergleichsweise nutzlos und sicherlich ungewiß sein würde".

Es giebt auch ausnahmsweise in Lancashire Städte und Dörfer, wo von Arbeitern große Geldsummen zum Zweck des Ankaufs oder der Erbauung bequemer Landhäuschen gespart worden sind. Im letzten Jahre ersparte Padiham zu diesem Zwecke fünfzehntausend Pfund, obwohl seine Bevölkerung nur etwa achttausend Seelen beträgt. Auch Burnley hat schöne Erfolge aufzuweisen. Die dortige Baugesellschaft hat sechstausendsechshundert Einleger, die im letzten Jahre hundertsechzigtausend Pfund sparten, was durchschnittlich vierundzwanzig Pfund auf jeden Einleger ergiebt. Die Mitglieder bestehen hauptsächlich aus Fabrikarbeitern, Bergleuten, Handwerkern, Ingenieuren, Zimmerleuten, Steinmetzen und Tagelöhnern. Sie schließen auch Weiber ein, und zwar sowohl verheirathete als unverheirathete. Unsere Quelle behauptet, daß „eine große Anzahl von Arbeitern sich Häuser gekauft haben, um darin zu wohnen. Sie haben gleichermaßen Häuser erworben, um ihr Geld darin

anzulegen. Die Baugesellschaft hat in Hunderten von diesen Fällen Beistand geleistet, indem sie Geld auf Hypothek vorgeschossen hat — Hypotheken, die durch bequem geordnete Abzahlungen abgetragen werden können.

Baugesellschaften gehören im Allgemeinen zu den trefflichsten Methoden, um die Vortheile der Sparsamkeit einleuchtend zu machen. Sie bewegen die Menschen, zu dem Zwecke des Ankaufs eines eigenen häuslichen Herdes Geld zu sparen, einer Häuslichkeit, in der sie, so lange sie leben, die beste aller Sicherheiten besitzen.

Siebentes Kapitel.

Wirthschaftlichkeit in der Versicherung des Lebens.

„Verlaßt um eines Mißgeschickes willen
Den Zweck nicht, den Ihr früher Euch gesetzt."
Shakespeare.

„Wir sind Helfer, Mitgeschöpfe,
Gegen Unrecht, für das Recht."
E. Barrett.

„Das Leben wurde uns nicht verliehen, um ganz im Streben nach Dem aufzugehen, was wir zurücklassen müssen, wenn wir sterben."
Joseph May.

„Das Glück oder das Elend des Alters ist nur der Auszug aus unsrem vergangnen Leben."
De Maistre.

Zwei andere Methoden des Sparens in genossenschaftlicher Weise sind noch zu erwähnen. Die erste ist die durch Versicherung seines Lebens, welche für Wittwen und Kinder beim Tode des Versicherten Vorsorge zu treffen gestattet, und die andere ist die der Unterstützungsgesellschaften, welche es Arbeitern ermöglichen, sich Selbsthülfe in Krankheitsfällen und ihren Wittwen und Waisen bei ihrem Ableben eine kleine Summe zu sichern. Die erste Methode wird von den mittleren und

oberen Classen, die letztere von der Arbeiterclasse befolgt.

Es könnte möglicherweise eine lange Zeit erfordern, um so viel Geld zu sparen, als zur Versorgung Derer, die von uns abhängen, erforderlich ist, und immer ist man versucht, einen Griff in die für den Todesfall beiseitegelegten Gelder zu thun, indem derselbe, wie viele Leute glauben, ein in weiter Ferne vor uns liegendes Ereigniß sein kann. So aber kann man sich auf das Sparen, Tropfen um Tropfen, Woche für Woche nicht immer verlassen.

Derjenige, welcher sich einer Versicherungsgesellschaft anschließt, befindet sich in einer andern Lage. Sein jährliches oder vierteljährliches Ersparniß wird sofort Theil eines allgemeinen Fonds, der hinreichend ist, um die Absicht des Versicherten zu verwirklichen. In dem Augenblicke, wo er seine erste Einzahlung bewirkt, hat er seinen Zweck erreicht. Wenn er auch an demselben Tage stirbt, an dem er seine Prämie gezahlt hat, so werden seine Wittwe und seine Kinder doch den ganzen Betrag seiner Versicherung erhalten.

Dieses System regt, während es uns eine Versorgung für die uns Ueberlebenden sicherstellt, zu gleicher Zeit die moralische Verpflichtung an, Voraussicht und Vorsicht zu üben, da vermittelst desselben diese Tugenden praktisch gemacht werden können und ihr schließlicher Lohn sichergestellt wer-

den kann. Nicht der geringste unter den Vortheilen, welche im Gefolge der Lebensversicherung sind, ist die Heiterkeit der Seele, welche der vorsorgliche Mann empfindet, wenn er auf dem Krankenbette liegt, oder wenn er dem Tode entgegensieht — eine Heiterkeit, die so ungleich jener peinigenden Angst um das zukünftige Wohlergehen einer Familie ist, die Seelenschmerz zu körperlichen Leiden hinzufügt und die Kraft der Arzenei in ihrer Wirkung verzögert oder lahmlegt. Der Dichter Burns sagte, als er einige Tage vor seinem Tode an einen Freund schrieb, daß er „noch immer das Opfer tiefer Kümmerniß“ sei. „Ach, Clark“, fuhr er fort, „ich fange an das Schlimmste zu fürchten. Die arme Wittwe von Burns und ein halb Dutzend seiner lieben Kleinen, hülflose Waisen — da, ich bin so schwach wie ein weinendes Weib. Genug hiervon — es ist die Hälfte meiner Krankheit.“

Die Lebensversicherung kann als der Plan zu einer Actiengesellschaft zur Sicherstellung von Wittwen und Waisen gegen Mangel bezeichnet werden. Sie ist eine Einrichtung, vermittelst deren eine große Anzahl von Personen übereinkommen, jährlich gewisse kleine Summen, „Prämien“ genannt, zurückzulegen, die sich durch Interessen häufen, wie in einer Sparcasse, und den Zweck haben, für den Fall des Todes des Versichernden Vorsorge zu treffen, wo der Betrag der

versicherten Summe seinen Hinterlassenen sofort ausgezahlt wird. Auf diese Weise können Personen, die nur wenig Capital besitzen, obwohl sie regelmäßige, wenn auch vielleicht nur kleine Löhne oder Gehalte beziehen, sofort einen Fond bilden, der ihrer Familie bei ihrem Tode zu Gute kommt.

Wir hören oft von Leuten, die fleißige und nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft gewesen, daß sie gestorben sind und Weib und Kind in äußerster Dürftigkeit zurückgelassen haben. Sie haben in vornehmem Stile gelebt, hohe Miethen für ihre Häuser bezahlt, sich gut gekleidet, eine fleißig Besuch machende Bekanntschaft gehabt, sie waren an den meisten Vergnügungsorten zu sehen und erzogen ihre Kinder in gewissen Vorstellungen von gesellschaftlicher Stellung und Respectabilität; aber jetzt hat der Tod sie niedergeworfen, und was ist die Lage ihrer Familien? Hat der Vater für die Zukunft gesorgt? Zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Pfund jährlich bei einer Lebensversicherungsgesellschaft eingezahlt, würden ihre Wittwen und Kinder vor unbedingtem Mangel sichergestellt haben. Haben sie diese Pflicht erfüllt? Nein — sie haben nichts der Art gethan, es ergiebt sich, daß die Familie gerade so viel verzehrt hat, als sie Mittel hatte, wenn sie nicht gar darüber hinauslebte, und

das Ende ist, daß sie bankerott in die Welt hinausgestoßen sind, der sie zur Last fallen.

Ein derartiges Verfahren ist nicht nur gedankenlos und unvorsichtig, sondern herzlos und grausam im äußersten Grade. Eine Familie in die Welt zu setzen, ihr einen verfeinerten Geschmack zu geben, sie an Bequemlichkeiten zu gewöhnen, deren Verlust elend macht, und dann die Familie dem Armenhause, dem Gefängnisse oder der Straße zu überlassen — den Almosen von Verwandten oder der Barmherzigkeit des Publicums — ist nichts Geringeres als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft sowohl als gegen die unglücklichen Einzelnen, welche die unmittelbar davon Leidenden sind.

Man wird zugeben, daß die Zahl der Menschen, die einen zur Versorgung ihrer Familie genügenden Vorrath von Capital zurücklegen können, in diesen Zeiten scharfer Concurrenz vergleichsweise klein ist. Vielleicht zehren die Bedürfnisse einer wachsenden Familie beinahe allen ihren Erwerb auf, und sie finden, daß die Summe, die sie beiseite thun und in die Bank legen können, so klein ist, daß sie sie gar nicht erst beiseite thun. Sie werden sorglos, sie glauben nicht mehr daran, je einen so augenscheinlich hoffnungslosen Zweck zu erreichen wie den einer Anhäufung von Ersparnissen zum Besten ihrer Familie, wenn sie sterben.

Nehmen wir den Fall eines verheiratheten Mannes mit Familie. Er hat ein Geschäft begonnen und denkt, wenn ihm das Leben erhalten bleibe, könne er im Laufe der Jahre wohl im Stande sein, genügende Ersparnisse zurückzulegen, um seiner Frau und seinen Kindern bei seinem Tode ein gewisses Wohlbefinden zu sichern. Aber das Leben ist höchst unsicher, und er weiß, daß er jeden Augenblick hinweggenommen werden kann, wo dann Diejenigen, die ihm die Liebsten sind, verhältnißmäßig großem Mangel ausgesetzt sein würden. Mit dreißig Jahren entschließt er sich, einer gediegenen Lebensversicherungsgesellschaft beizutreten. Er versichert sich für fünfhundert Pfund, zahlbar seinen Hinterlassenen nach seinem Tode, und zahlt dafür zwölf bis dreizehn Pfund jährlich. Von dem Augenblicke an, in welchem er zum ersten Mal diesen Betrag zahlt, sind die fünfhundert Pfund seiner Familie gesichert, wenn er auch den nächsten Tag schon sterben sollte.

Wenn er seine zwölf oder dreizehn Pfund jährlich in eine Bank getragen oder sie auf Zinsen ausgeliehen hätte, so würde es ihn ungefähr zwanzig Jahre gekostet haben, bevor seine Ersparnisse sich auf fünfhundert Pfund belaufen hätten. Aber vermittelst des einfachen und schönen Mittels der Lebensversicherung hat er sich diese sechsundzwanzig Jahre des besten Theiles seines Lebens in dieser Hinsicht wenigstens gegen Angst und Sorge sicher

gestellt. Der Gedanke an zukünftige schlimme Dinge beraubt ihn nicht mehr des Genusses der Gegenwart. Vermittelst seiner festgesetzten jährlichen Zahlung — die je nach dem Gewinn der Gesellschaft abnimmt — ist er sicher, zum Besten seiner Familie bei seinem Tode eine feststehende Summe zu hinterlassen.

In dieser Gestalt kann die Lebensversicherung im Lichte eines Contractes betrachtet werden, durch welchen die Ungleichheiten des Lebens, bis zu einer gewissen Ausdehnung über Alle vertheilt, ausgeglichen werden, so daß Die, welche zeitig sterben — oder vielmehr deren Familien — Theilhaber an dem glücklichen Loose Derer werden, welche über den Durchschnittsbetrag des Lebens hinausleben. Und selbst wenn der Versicherer die Periode überleben sollte, wo seine Ersparnisse sich zu einer größeren Summe als der versicherten angehäuft haben würden, wird er dennoch nicht geneigt sein, sein Verfahren zu bereuen, wenn er in Rechnung zieht, daß er so viele Jahre seines Lebens von nagender Sorge befreit gewesen ist.

Die Gründe, welche Jemand bewegen, sein Haus und seinen gesammten Besitz gegen Feuersgefahr zu versichern, sollten noch viel gebieterischer ihn bewegen, sein Leben gegen Krankheitsgefahr und die Möglichkeit eines plötzlichen Todes zu versichern. Was in dem einen Falle Alltagsklugheit ist, ist in dem andern etwas mehr: es tritt die Pflicht hinzu,

für den zukünftigen Unterhalt einer möglicherweise zur Wittwe werdenden Gattin und verwaister Kinder Vorsorge zu treffen, und Niemand kann mit Recht Entschuldigung finden, der eine so große und dringende Pflicht vernachlässigt. Dem Gatten und Vater liegt die Verpflichtung ob, während seines Lebens für das tägliche Brot seiner Frau und seiner Kinder zu sorgen. Es liegt ihm aber auch die fernere Verpflichtung ob, für Mittel zu ihrem genügenden Unterhalt, falls er mit Tode abgeht, Vorsorge zu treffen. Die Pflicht liegt so auf der Hand, die Mittel zu ihrer Erfüllung sind so einfach und jetzt von allen Leuten so mühelos zu erreichen, die Einrichtung ist so außerordentlich praktisch, vernünftig, wohlthätig und billig, sie trägt so sehr zur Vermehrung der Selbstachtung bei jedem klugen und vorsichtigen Manne und zur Ermunterung desselben in der Uebung aller wahren gesellschaftlichen Pflichten bei, daß wir uns keinerlei Einwendungen denken können, die sich gegen sie vorbringen ließen, und es ist nur zu bedauern, daß man sich ihrer nicht weit allgemeiner bedient, und daß sie nicht weit mehr unter allen Classen der bürgerlichen Gemeinschaft zur Gewohnheit geworden ist*).

---

*) Es mag erwähnt werden, daß der Gesammtbetrag der Versicherungen in den vorhandenen englischen Anstalten, meist von den Mittelclassen eingezahlt, sich auf etwa drei=

Die Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfsleistung oder Unterstützung, die unter den Arbeiterclassen Englands bestehen, sind ebenfalls Cooperativ-Gesellschaften, nur unter einer andern Gestalt. Sie pflegen die Gewohnheit klugen Selbstvertrauens unter dem Volke und sind folglich jeder Ermuthigung würdig. Es ist gewiß eine auffallende Thatsache, daß ungefähr vier Millionen Arbeiter sich zu freiwilligen Genossenschaften mit dem Zwecke gegenseitiger Unterstützung in der Zeit der Krankheit oder der Noth organisirt haben. Diese Gesellschaften sind großentheils das Erzeugniß der Liebe des Engländers zur Selbstregierung und gesellschaftlichen Unabhängigkeit, zu deren Charakterisirung hier angeführt werden mag, daß, während in Frankreich nur eine Person auf sechsundsiebenzig, in Belgien nur eine auf vierundsechzig kommt, die einer Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung angehört, das Verhältniß sich in England wie eins zu neun stellt. Die englischen Gesellschaften sollen Fonds in Händen haben, die sich auf mehr als elf Millionen Pfund Sterling belaufen, und sie ver-

---

hundertundfünfzig Millionen Pfund Sterling beläuft, und daß die jährlich zu entrichtenden Prämien nicht weniger als elf Millionen Pfund betragen. Und doch hat sich nicht mehr als eine Person von zwölfen aus den Classen, auf welche die Lebensversicherung ganz besonders anwendbar ist, ihrer Vortheile bedient.

theilen unter ihre Mitglieder durch freiwillige Beiträge von ihren Wochenlöhnen beschaffte Unterstützungen aus, die jährlich den Betrag von zwei Millionen erreichen.

Obwohl die arbeitenden Classen in Frankreich und Belgien nicht annähernd in so ausgedehntem Maße Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe angehören, so muß doch zu ihrer Rechtfertigung angeführt werden, daß sie zu den vorsichtigsten und sparsamsten Leuten von der Welt zählen. Sie legen ihre Ersparnisse hauptsächlich in Landkäufen und in Staatspapieren an. Die Franzosen und Belgier haben einen förmlichen Hunger nach Land. Sie sparen Alles, was sie können, zu dem Zwecke, noch mehr zu erwerben. Und in Betreff der Anlegung ihres Geldes in Staatspapieren mag als wohlbekannte Thatsache erwähnt werden, daß die französischen Bauern es waren, welche, indem sie ihre Ersparnisse in der Anleihe der nationalen Vertheidigung anlegten, den französischen Boden vom Tritte der deutschen Eroberer befreiten*).

*) In der gegenwärtigen Zeit kommt auf einen Kopf von achten bei der Bevölkerung von Frankreich ein Antheil an der Nationalschuld, und der durchschnittliche Betrag beläuft sich auf 170 Francs. Die Theilnehmer an der Schuld kommen der Zahl der Freibauern oder vielmehr der einzelnen Bauernstellen sehr nahe, die sich nach der letzten Zählung auf $5^1/_2$ Millionen belaufen. Frankreich liefert allerdings eine eigenthümliche Ausnahme jener Länder Mittel- und

Die englischen Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung haben trotz ihrer großen Nützlichkeit und Wohlthätigkeit zahlreiche Mängel. Sie sind Mißgriffe in den Einzelnheiten ihrer Organisation und Verwaltung, während viele von ihnen finanziell ungesund sind. Wie andere Einrichtungen in ihren früheren Entwickelungsstadien sind sie Versuche und in großem Maße empirische Versuche gewesen, vorzüglich in Betreff des Maßes ihrer Beiträge und ihrer Krankenunterstützungen. Die Beiträge sind im Vergleich mit den gewährten Hülfeleistungen in vielen Fällen zu niedrig normirt worden, und so wird häufig die „Lade“ für geschlossen erklärt, nachdem das gezeichnete Geld ausgegeben worden ist. Die Gesellschaft nimmt dann ein Ende, und die älteren Mitglieder bleiben für den Rest ihres Lebens ohne Unterstützung. Aber die Lebensversicherungsgesellschaften haben dieselbe Disciplin des Mißlingens durchmachen müssen, und die Operation des „Wiederaufziehens“ hat nicht selten auf diese Genossenschaften der Mittelclassen ein übles Licht geworfen.

Wir führen die Worte des Registrators der Hülfsvereine mit Gegenseitigkeit in einem neuer-

---

Westeuropas, wo „die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden“. In Frankreich vertheilt sich der Reichthum immer mehr unter die große Masse der Bevölkerung.

lich erstatteten Berichte an: „Obwohl die bis jetzt gewonnene Erfahrung nicht sehr ermuthigend für das allgemeine System der Verwaltung ist, so ist im Ganzen vielleicht das Ergebniß der Anlagen der Armen nicht schlechter als das, welches Edelleute, Parlamentsmitglieder, Kaufleute, Finanziers von Beruf bei ihrer Verwaltung von Eisenbahnen, Actienbanken und Unternehmungen aller Art zu erreichen im Stande sind".

Die Arbeitergesellschaften entstanden größtentheils aus einem gemeinschaftlichen Bedürfnisse, das von Leuten mit kleinen Mitteln empfunden wurde, die nicht im Stande waren, irgendwelchen erheblichen Betrag an Ersparnissen zusammenzubringen, um sich gegen Mangel im Falle der durch Krankheit oder einen Unfall herbeigeführten Arbeitsunfähigkeit zu schützen. Bei Beginn ihres Lebens als selbstständige Leute sind Die, welche sich ihr Brot durch tägliche Arbeit verdienen, nur mit Schwierigkeiten im Stande, Geld zu sparen. Unvermeidliche Ausgaben verzehren ihre beschränkten Mittel und lasten schwer auf ihrem Einkommen. Wenn sie arbeitsunfähig sind, ist jeder kleine Geldvorrath, den sie angehäuft haben mögen, bald verthan, und wenn sie eine Familie zu erhalten haben, so haben sie keine andere Wahl als Mangel, Betteln oder Zuflucht zu öffentlichen Almosen. In ihrem Wunsche, allen diesen Alternativen aus dem Wege zu gehen, haben sie das Auskunftsmittel der

Gesellschaft zu gegenseitiger Hülfe erfunden. Durch Verschmelzung und Zusammenlegung einer großen Menge kleiner Beiträge haben sie es ausführbar gefunden, auf diese Art für einen Fond zu sorgen, der hinreichend groß ist, um ihren gewöhnlichen Erfordernissen während einer Krankheit zu begegnen.

Die Mittel, durch welche dies erreicht wird, sind sehr einfach. Jedes Mitglied trägt zu einem gemeinschaftlichen Fond im Maßstabe von vier zu sechs Pence wöchentlich bei, und aus diesem Fond wird die ausgemachte Gewährung bestritten. Die meisten Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung haben auch einen Wittwen- und Waisenfond, der in ähnlicher Weise zusammengebracht wird, und aus dem man den Hinterlassenen verstorbener Mitglieder eine gewisse Summe zahlt. Es liegt auf der Hand, daß solche Organisationen, so fehlerhaft sie auch in Einzelnheiten sein mögen, nicht verfehlen können, einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesellschaft im Großen und Ganzen auszuüben. Die Thatsache, daß eine dieser Genossenschaften, der Verein der Odd Fellows in Manchester, ungefähr eine halbe Million Mitglieder zählt, ein fest angelegtes Capital im Betrage von 3,706,366 Pfund Sterling besitzt und jährlich an Krankenunterstützungen und Zahlungen von Summen bei Todesfällen über 300,000 Pfund vertheilt, wirft ein überraschendes Licht auf die wohlthätige Wirkung

derselben auf die Classen, für welche und durch welche sie gegründet worden sind. Vermittelst ihrer sind die Arbeiter in den Stand gesetzt, sich die Ergebnisse eines wirthschaftlichen Verfahrens mit vergleichsweise geringen Kosten zu sichern. Denn die gegenseitige Versicherung ist Wirthschaftlichkeit in ihrer wirthschaftlichsten Gestalt und zeigt uns nur ein anderes Beispiel jener Macht der Cooperation, die in allen Abtheilungen der bürgerlichen Gesellschaft so außerordentliche Ergebnisse bewirkt und in der That nur ein anderer Name für Gesittung ist.

Viele Leute wenden gegen die Gesellschaften zu wechselseitiger Hülfe ein, daß sie ihre Geschäfte in Wirthshäusern abmachen, daß viele unter ihnen von Schenkwirthen gegründet worden sind, um Kundschaft unter den Mitgliedern zu gewinnen, und daß sie in ihren alle vierzehn Tage stattfindenden Zusammenkünften zur Entrichtung ihrer Beiträge die verderbliche Gewohnheit des Trinkens annehmen und auf diese Weise ebenso viel vergeuden, als sie sparen. Die Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe ruhen unzweifelhaft sehr auf dem gesellschaftlichen Elemente. Das Wirthshaus ist Jedermanns Haus. Die Mitglieder können dort hingehen, sich treffen, mit einander reden, mit einander trinken. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß, wenn sie sich lediglich auf das Gefühl der Pflicht — der Pflicht, sich gegen Krankheit zu versichern —

verlassen und von den Mitgliedern einzig und allein verlangt hätten, daß sie ihre Beiträge an einen Einsammler zahlten, sehr wenige Gesellschaften dieser Art in der Welt zu existiren fortfahren würden. In einer großen Anzahl von Fällen giebt es praktisch keine Wahl zwischen der Gesellschaft, die in der Schenke zusammenkommt, und gar keiner.

Es ist nun einmal so, daß die Welt sich nicht nach superfeinen Grundsätzen regieren und gestalten läßt. Für die meisten Menschen und vorzüglich für diejenigen, von denen wir hier sprechen, ist es eine rauhe, arbeitende Welt, regiert und gestaltet nach Alltagsgrundsätzen, solchen, die etwas vertragen können. Einigen mag es gemein erscheinen, Bier, Tabak oder Schmauserei mit der reinen und einfachen Pflicht zu vereinigen, sich gegen Arbeitsunfähigkeit infolge von Krankheit zu versichern, aber die Welt, in der wir leben, ist einmal gemein, und wir müssen sie hinnehmen, wie wir sie finden, und versuchen, so viel Gutes daraus zu ziehen, als wir können. Es muß zugestanden werden, daß die Neigungen des Menschen zum reinen Guten sehr schwach sind und viel Unterstützung bedürfen. Aber das Auskunftsmittel, ihn durch seinen Appetit nach Essen und Trinken zur Erfüllung einer Pflicht gegen sich selbst und seine Nächsten heranzuziehen, ist, so ordinär es sein mag, keineswegs auf Gesellschaften von Arbeitern

beschränkt. Es giebt in London kaum eine Wohlthätigkeitsgesellschaft, die nicht ihr alljährliches Diner zur Anlockung von Unterzeichnern hätte. Wollen wir den Jahresschmaus des armen Mannes, wo das Couvert achtzehn Pence kostet, verurtheilen und den des Reichen, wo es eine Guinea kostet, entschuldigen?

Eine kräftige Anstrengung wurde 1856 von Herrn Ackroyd aus Halifax gemacht, einen Verein für Krankheitsfälle und eine Penny-Sparbank für die Arbeiter im westlichen Bezirke von Yorkshire zu begründen. Es wurde eine Organisation mit diesen Zwecken eingerichtet, und während die Penny-Bank einen vollständigen Erfolg hatte, erwies sich die Gesellschaft, die für die Kranken sorgen sollte, als eine vollständige Fehlgeburt. Herr Ackroyd erklärt die Ursachen dieses Mißlingens folgendermaßen: „Wir fanden den Grund und Boden schon besetzt durch Gesellschaften zu wechselseitiger Hülfe, namentlich die Odd Fellows, die Druiden, die Forester u. dgl., und gegen deren Grundsätze von Selbstregierung, gegenseitiger Abwendung von Betrug, und Brüderlichkeit kann keine neue und unabhängige Gesellschaft in die Schranken treten und aufkommen. Auch waren unsere Beiträge nothwendigerweise viel höher als die ihrigen, und das war vielleicht eine der Hauptursachen, daß die Sache mißglückte“.

Geringe Beitragssätze sind die hauptsächlichste Ursache gewesen, daß Arbeitergesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung mißlungen sind*). Es war nach dem Lauf der Dinge natürlich, daß die Mitglieder als Leute mit beschränkten Mitteln den Versuch machten, sich der Ziele ihrer Organisation mit den geringsten Kosten zu versichern. Sie bestimmten daher ihre Beiträge so niedrig als möglich, und wie die Folgen zeigten, bestimmten sie dieselben in den meisten Fällen zu niedrig. So lange die Gesellschaften meistentheils aus jungen gesunden Männern bestanden und der Durchschnittssatz an Krankheit niedrig blieb, mochten die Einzahlungen reichlich erscheinen. Die Fonds häuf-

---

*) Der Registrator der Friendly Societies (wie diese Gesellschaften im Englischen heißen) giebt in seinem Bericht über das Jahr 1859 an, daß von 1793 bis 1858 die Zahl der in die Liste eingeschriebenen und mit Certificaten versehenen Gesellschaften 28,550 gewesen sei, von denen 6850 aufgehört hätten zu bestehen. Von den Ursachen des Mißlingens wurde berichtet, daß sie in der unzweckmäßigen Bemessung der Beiträge, der Gewährung von Pensionen neben der Beihülfe für Kranke und im Mangel eines Zuwachses von jungen Mitgliedern zu suchen seien. Indeß wird die Auflösung einer Gesellschaft häufig in der Absicht vorgenommen, sie umzugestalten und unter besseren Bestimmungen sowie mit Prämienraten neu ins Leben treten zu lassen, wie sie die gewachsene Kunde von den Verhältnissen als nothwendig für das Risico erscheinen läßt, welches sie zu übernehmen haben.

ten sich, und Viele schmeichelten sich, daß ihre Gesellschaften sich in gedeihlichem Zustande befänden, wo sie doch die sicheren Elemente des Verfalls enthielten. Denn als die Mitglieder älter wurden, wurde die Möglichkeit, daß sie der Erkrankung verfielen, fortwährend größer. Indem die Wirkungen des zunehmenden Alters auf die Zahlungsfähigkeit der zu gegenseitiger Unterstützung gegründeten Clubs bald bekannt wurde, so vermieden junge Leute die älteren Gesellschaften und zogen vor, eigene Organisationen zu errichten. Die Folge war, daß die alten Leute auf ihre Reserven zurückzugreifen begannen, während die regelmäßigen Beiträge wegfielen, und wenn, wie das häufig der Fall war, einige immer kränkelnde Mitglieder ohne Unterlaß auf der Gesellschaft lasteten, so erschöpften sich zuletzt die Fonds, die „Lade" wurde für geschlossen erklärt und die Gesellschaft aufgelöst. Die eigentliche Benachtheiligung erfuhren die jüngeren Leute, die in der Gesellschaft verblieben waren. Nachdem diese ihre Beiträge viele Jahre gezahlt hatten, fanden sie, wenn sie endlich eine Krankheit befiel, daß die Gelder durch Ausgaben für Altersnachlässe und andere Gewährungen erschöpft waren, welche die Regeln der Gesellschaft nicht vorgesehen hatten.

Selbst die besten der Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung haben nur langsam begriffen, von wie wesentlicher Wichtigkeit zweckentsprechende

Maße der Beiträge für Erfüllung ihrer Verpflichtungen sind, und wie sehr es von ihnen abhängt, ob sie fortwährend nützlich und zahlungsfähig sind. Der Mangel der meisten von ihnen besteht darin, daß sie mit zu wenig Mitteln zu viel Gutes zu thun versuchen. Die ausgezahlten Beneficien sind zu hoch im Vergleich mit dem Betrag der eingezahlten Beiträge. Die, welche zuerst kommen, werden bedient, aber Die, welche spät kommen, finden nur zu oft eine leere Truhe. Nicht nur sind die Zahlungsraten gewöhnlich zu gering bemessen gewesen, sondern man hat bei der Auswahl der Mitglieder auch wenig oder gar keinen Unterschied gemacht. Leute in vorgerückten Jahren und von schwächlicher Gesundheit werden oft zu denselben Bedingungen zugelassen, wie junge und gesunde Leute, und der einzige Unterschied ist, daß jene ein höheres Eintrittsgeld zahlen. Selbst junge Logen, die mit Beiträgen, welche ihren Ausgaben nicht entsprechen, beginnen, werden, statt stärker zu werden, allmählich schwächer, und wenn dann noch einige stets kränkliche Mitglieder auf der Casse lasten, so wird dieselbe bald erschöpft, und die Loge geht bankerott und löst sich auf. Von der Art ist die Geschichte Tausender von Genossenschaften zu gegenseitiger Hülfe gewesen, die zu ihrer Zeit Gutes wirkten und einem nützlichen Zwecke dienten, aber kurzlebig, Eintagsfliegen und

für viele ihrer Mitglieder eine Enttäuschung, ja selbst ein Betrug waren.

Neuerdings sind Versuche gemacht worden — vorzüglich von den Beamten des Vereins der Odd Fellows in Manchester — die finanzielle Lage ihrer Gesellschaft zu verbessern. Vielleicht der beste Beweis für den Wunsch, der auf Seiten der leitenden Geister des Ordens besteht, die Organisation in einen Zustand finanzieller Gesundheit zu erheben, ist in dem Umstande zu finden, daß der Verwaltungsrath die Herausgabe der besten aller Daten für die zukünftige Leitung — nämlich der Erfahrungen, die der Orden in Betreff der Krankheitsfälle seiner Mitglieder gemacht — autorisirt hat. Eine sorgfältig ausgeführte Reihenfolge von Tabellen ist infolge dessen von Herrn Ratcliffe, dem correspondirenden Secretair, mit einem Kostenaufwande von etwa 3500 Pfund zu ihrer Belehrung ausgearbeitet und veröffentlicht worden. In der Vorrede zur letzten Auflage wird gesagt, daß „diese Summe nicht den für Unterstützung in Krankheitsfällen, für Versicherungen gegen Todesfälle oder für Versorgung bedürftiger Wittwen und Waisen beiseite gelegten Fonds, sondern den Verwaltungsfonds der Logen entnommen“ sei — „Fonds, welche, da sie gewöhnlich durch unmittelbare Einziehung von den Mitgliedern erhoben werden, deshalb nicht leicht ohne sorgfältige Ueberlegung auf Seiten Derer ausgegeben

werden, welche am meisten Interesse an dem Rufe und der Wohlfahrt ihrer geliebten Institution haben".

Wir glauben, daß Zeit und Erfahrung die Leiter der Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe in den Stand setzen werden, sie zu heben und neue Verbesserungen einzuführen. Die besten Einrichtungen sind Dinge von langsamem Wachsthum, und werden durch die Erfahrung gestaltet, die Mißerfolge ebenso wie Erfolge einschließt, und schließlich bedürfen sie ein gewisses Alter, um stark zu werden und in den Gewohnheiten festzuwurzeln. Die unausgebildetste Gesellschaft, die von Arbeitern zum Zwecke gegenseitiger, von der Hülfe der Privatwohlthätigkeit und der öffentlichen Armencassen unabhängiger Hülfeleistung in Krankheitsfällen gestiftet wird, gründet sich auf den rechten Geist und verdient jede Ermuthigung. Sie gewährt eine Grundlage, auf die sich etwas Besseres bauen läßt. Sie lehrt Selbstvertrauen und trägt so zur Pflege von Gewohnheiten vorsorglicher Wirthschaftlichkeit unter den niedrigsten Classen bei.

Die Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfeleistung begannen ihre Operationen, ehe es eine Wissenschaft der Statistik vom Leben gab, die sie hätte leiten können, und wenn sie in Betreff der gegenseitigen Versicherung Irrthümer begangen haben, so haben sie damit nicht allein gestanden. Wenn wir einen Blick auf die Schwierigkeiten werfen,

denen sie zu begegnen hatten, so haben sie ein Recht darauf, gelinde beurtheilt zu werden. Ein guter Rath, der ihnen in wohlwollendem Geiste ertheilt wird, wird nicht verfehlen, gute Ergebnisse hervorzubringen. Die Mängel, die sich bei ihnen einmischen, sind als die vergängliche Umhüllung zu betrachten, die höchst wahrscheinlich wegfallen wird, wenn die Blume sich ausgebildet hat, und die Frucht zur Reife gelangt.

Achtes Kapitel.

Sparbanken.

„Ich wollte, ich könnte mit goldenen Buchstaben über den ganzen Himmel hin schreiben das einzige Wort: Sparbank."

William Marsh.

„Das einzig wahre Geheimniß bei der Unterstützung der Armen liegt darin, daß man sie zu Mitwirkenden bei der Verbesserung ihrer Lage macht." Erzbischof Sumner.

„Wer mit zwanzig Jahren nichts weiß, mit dreißig nichts kann, mit vierzig nichts hat, wird nie etwas wissen, nie etwas können, nie etwas haben." Französisches Sprichwort.

„Gehe hin zur Ameise, Du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne; ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte." Sprüche Salomonis 6, 6.

In England giebt es ein Sprichwort, nach welchem jede Familie ihr Gerippe hat. Das Gerippe wird verschlossen — in einen Schrank gesperrt — und ist selten zu sehen. Nur die Leute im Hause wissen von seinem Vorhandensein. Aber demungeachtet kann das Gerippe nicht lange ver-

borgen bleiben. Es kommt in dieser oder jener Weise ans Licht. Das gewöhnlichste Gerippe ist die Armuth. „Die Armuth", sagt Douglas Jerrold, „ist das große Geheimniß, welches die eine Hälfte der Welt mit jeder möglichen Mühe der anderen vorenthält." Wenn nichts zurückgelegt worden ist — nichts gespart, um die Krankheit zu erleichtern, wenn sie kommt — nichts, um den Bedürfnissen des Alters abzuhelfen — so ist das Gerippe in manchem Schranke verborgen.

In einem Lande gleich dem unseren, wo das Geschäft oft durch Ueberproduction und Ueberspeculation zum Stillstand gebracht wird, geschieht es häufig, daß Fabrikanten, Commis und Arbeiter außer Beschäftigung gesetzt werden. Sie müssen dann warten, bis bessere Zeiten sich einstellen. Aber wie sollen sie in der Zwischenzeit leben? Wenn sie keine Ersparnisse angehäuft, wenn sie nichts zurückgelegt haben, so sind sie vergleichsweise mittellos.

Selbst die auf Gegenseitigkeit gegründeten Baumwollenfabriken und ebenso die Cooperativ-Banken, die nichts Anderes als Actiengesellschaften mit beschränkter Verbindlichkeit sind, können bankerott gehen*). Sie können vielleicht, wie das

---

*) „Die neuen Baumwollenfabriken, die man cooperative genannt hat, und die unter diesem Namen große Massen von Actionären von der lohnbeziehenden Classe zusammen-

während der Baumwollennoth der Fall war, nicht im Stande sein, es dem großen Capitalisten im Einkauf von Baumwolle oder in der Erzeugung von Baumwollengarn gleichzuthun. Cooperative Gesellschaften, zum Zwecke selbst zu fabriciren, haben wahrscheinlich einen zu speculativen Charakter, um den arbeitenden Classen viel bleibenden Nutzen zu gewähren, und es scheint, daß der bei Weitem sicherere Weg für sie in Zeiten wie die unserigen der ist, einfach und unmittelbar zu sparen.

---

gebracht haben, sind in Wirklichkeit jetzt allesammt gewöhnliche Actiengesellschaften mit beschränkter Verbindlichkeit. Die sogenannten cooperativen Antheilsbesitzer in den vornehmsten Etablissements beschlossen, wie man mir mittheilt, mit großen Mehrheiten, daß die Arbeiter nur in der gewöhnlichen Weise Löhne bekommen, nicht aber den Gewinn theilen sollten. Da die Löhne für das Stück bezahlt wurden, so war man der Ansicht, daß die Bezahlung mit dem communistischen Grundsatze übereinstimme: „Jeder nach seiner Fähigkeit, jeder nach seiner Arbeit". (Das ist der communistische Grundsatz nicht; im Gegentheil, derselbe lautet: Nicht nach der Fähigkeit, nicht nach der Arbeit des Einzelnen — jedem das Gleiche! D. Uebers.) Der gemeine Spinner hatte keinen Antheil an der Arbeit der obersten Leitung gehabt, noch irgend etwas von dem Scharfblick, der Sparsamkeit und der Voraussicht des Capitalisten kundgegeben, und weshalb sollte er den Gewinn theilen, als ob das der Fall gewesen wäre? Die lohnempfangende Classe, in ihrer Eigenschaft als Actionäre, beschloß, daß dies ein unberechtigter Anspruch auf ihren Gewinn sei und behielt ihn ungetheilt für sich." Edwin Chadwick.

Es mag dabei weniger Aussicht auf Gewinn sein, aber es ist auch weniger Risico, zu verlieren. Was zurückgelegt worden ist, ist nicht festgelegt und nun in Betreff seines Ertrags von den Zeiten und von den Verkehrsschwankungen abhängig, sondern es wächst stetig und ist stets zur Hand, wenn der Schuh zu drücken anfängt und man sich seiner zu bedienen wünscht.

Herr Bright behauptete im Jahre 1860 im Unterhause*), daß das Einkommen der arbeitenden Classen mit dreihundertundzwölf Millionen Pfund jährlich zu gering angegeben werde. Werfen wir einen Blick auf die Steigerung der Löhne, die in den letzten fünfzehn Jahren stattgefunden hat, so muß ihr Einkommen sich gegenwärtig wenigstens auf vierhundert Millionen belaufen. Sicherlich könnten die arbeitenden Classen aus diesem gewaltigen Fond von Erwerb jährlich mit Leichtigkeit dreißig bis vierzig Millionen sparen. Auf alle Fälle könnten sie einen solchen Betrag sparen, der, gehörig verwendet und mit gebührender Wirthschaftlichkeit verwaltet, nicht verfehlen könnte, eine große Anzahl von ihnen in behagliche Umstände zu versetzen, ja sie vergleichsweise reich zu machen.

Die Beispiele, die wir bereits angeführt haben, daß Leute aus den tieferen Rangclassen des Lebens durch kluge Sorglichkeit einen beträchtlichen Vor-

*) In seiner Rede bei Ueberreichung der Volks-Bill.

rath von Ersparnissen zum Besten ihrer Familien und als eine Stütze für ihr Alter anhäuften, brauchen keineswegs die verhältnißmäßig ausnahmsweise vorkommenden Fälle zu sein, die sie jetzt sind. Was ein ordentlicher Mensch zu thun im Stande ist, das sind Andere, beeinflußt durch ähnliche Beweggründe des Selbstvertrauens und indem sie als nüchterne und genügsame Leute leben, mit ähnlicher Leichtigkeit auf die eine oder die andere Weise auch zu leisten im Stande. Jemand, der mehr Geld bei der Hand hat, als er für die laufenden Bedürfnisse bedarf, fühlt sich versucht, es zu verthun. Um eine volksthümliche Redensart zu brauchen: „Es ist im Stande ihm ein Loch in die Tasche zu brennen". Er kann leicht in Gesellschaft verlockt werden, und wo seine Häuslichkeit ihm nur wenig Behagen gewährt, ist das Wirthshaus mit seinem hellen Feuer stets bereit, ihn willkommen zu heißen.

Oft begiebt sich's, daß Arbeiter ihre Beschäftigung wegen „schlechter Zeiten" verlieren. Kaufmännische Geschäfte werden bankerott, die Commis abgelohnt, die Dienstboten entlassen, wenn ihre Herrschaften sie nicht mehr beschäftigen können. Wenn die entlassenen Leute gewohnt gewesen sind, ihren gesammten Gehalt oder Lohn aufzuzehren, ohne etwas zurückzulegen, so ist ihre Lage die erbärmlichste, die man sich erdenken kann. Aber wenn sie etwas gespart haben, zu Hause oder in

der Sparcasse, so werden sie im Stande sein, ihren Fall abzuschwächen. Sie werden Zeit zum Aufathmen gewinnen, bevor sie wieder zu Beschäftigung gelangen. Gesetzt, sie hätten sich auch nur zehn Pfund erspart. Es mag das eine sehr kleine Summe zu sein scheinen, und doch will es in der Noth viel besagen. Es kann sich sogar als Paß zu zukünftiger wohlhabender und unabhängiger Lage erweisen.

Mit zehn Pfund könnte ein Arbeiter aus einem Bezirk nach einem andern ziehen, wo es mehr Beschäftigung giebt. Mit zehn Pfund könnte er nach Canada oder den Vereinigten Staaten auswandern, wo seine Arbeit gesucht sein könnte. Ohne diesen kleinen Vorrath von Ersparnissen würde er an seinem Geburtsorte festwurzeln wie die Schüsselmuschel an ihrem Felsen. Wenn er ein verheiratheter Mann mit einer Familie wäre, so würden seine zehn Pfund seinen häuslichen Herd vor der Verwüstung und seine Hausgenossen vor dem Mangel bewahren. Seine zehn Pfund würden den Wolf von der Thür abhalten, bis bessere Zeiten kämen. Zehn Pfund würden manches Dienstmädchen vor dem Untergange bewahren, ihr Zeit zur Wiederherstellung ihrer vielleicht durch harte Arbeit gestörten Gesundheit gewähren und sie in den Stand setzen, sich nach einer passenden Stelle umzusehen, anstatt sich auf die erste beste zu stürzen, die sich ihr darbietet.

Wir legen dem Gelde keinen Werth um seiner selbst willen bei, und wir würden die Letzten sein, die unter irgend einer Classe der Gesellschaft ein filziges Verlangen nach Aufhäufung von Geld ermuthigten; aber wir können nicht umhin, im Gelde die Mittel zum Leben, die Mittel zu behaglicher Existenz, die Mittel zur Bewahrung einer ehrenvollen Unabhängigkeit zu erblicken. Wir möchten deshalb jedem jungen Manne oder jedem jungen Weibe empfehlen, das Leben damit zu beginnen, daß sie sparen lernen, einen gewissen Theil des Verdienstes jeder Woche, sei es wenig oder viel, für die Zukunft zurückzulegen, und sich zu hüten, jede Woche oder jedes Jahr den Verdienst dieser Woche oder dieses Jahres aufzuzehren, und wir rathen ihnen, dies zu thun, wie sie sich hüten würden vor dem Schrecken der Abhängigkeit, der Entblößung und der Bettelei. Wir möchten, daß Männer und Frauen jeder Classe im Stande wären, einander zu helfen, indem sie sich auf ihre eigenen Hülfsquellen verließen — auf ihre eigenen Ersparnisse; denn es ist ein wahres Sprichwort, daß „ein Pfennig in der Tasche besser, als ein Freund bei Hofe ist“. Der erste gesparte Pfennig ist ein Schritt in die Welt. Die Thatsache, daß er gespart worden ist, bekundet Selbstverleugnung, Voraussicht, Klugheit, Weisheit. Er kann der Beginn der Unabhängigkeit sein.

Cobbett war gewohnt, über die „Seifenblase“

der Sparbanken zu witzeln, indem er behauptete, es sei eine Beleidigung des Volkes, ihm zu sagen, daß es etwas zu sparen im Stande wäre. Aber die Ausdehnung, in welcher die Sparbanken selbst von den untersten Classen benutzt worden sind, beweist, daß er hierin ebenso sehr irrte als in vielen der Ansichten, die er hatte. Es giebt Tausende von Menschen, die wahrscheinlich nie daran gedacht haben würden, einen Pfennig zurückzulegen, wenn es die Sparcasse nicht so sehr erleichtert hätte; es würde so nutzlos geschienen haben, es zu versuchen. Das kleine Häufchen Geld auf dem Tellerbret oben war zu nahe bei der Hand und würde vergeudet worden sein, bevor es zu einem erheblichen Betrage angeschwollen wäre; aber nicht sobald war für einen Ort zur Niederlegung gesorgt, wo Summen so klein wie ein Schilling beiseitegelegt werden konnten, als die Leute herbeieilten, es sich zu Nutze zu machen.

Die erste Sparbank wurde von Fräulein Priscilla Wakefield in der Pfarrei Tottenham in Middlesex gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet. Der Zweck der Dame war hauptsächlich, arme Kinder zur Genügsamkeit anzuregen. Der Versuch erwies sich so erfolgreich, daß im Jahre 1799 der Geistliche Joseph Smith in Wendon die Ausführung eines Plans begann, nach welchem er während des Sommers von seinen Pfarrkindern kleine Summen in Empfang nahm,

die er ihnen zu Weihnachten mit Hinzufügung eines Drittels als einer Ermunterung zur Vorsicht und zur Berücksichtigung der Zukunft zurückerstattete. Fräulein Wakefield ihrerseits folgte Herrn Smith's Beispiel und erweiterte 1804 den Plan ihrer wohlthätigen Bank dahin, daß er auch erwachsene Tagelöhner, weibliche Dienstboten und Andere einschloß. Eine ähnliche Einrichtung wurde 1808 in Bath von mehreren Damen dieser Stadt getroffen, und um dieselbe Zeit schlug ein Herr Withbread dem Parlamente die Bildung einer nationalen Einrichtung vor, „in der Weise einer Bank zum Nutzen und Vortheil der arbeitenden Classen ausschließlich", aber es wurde nichts aus dem Vorschlage.

Erst als Henry Duncan, der Geistliche von Ruthwell, einer armen Pfarrei in Dumfriesshire, den Gegenstand in die Hand nahm, kann man sagen, daß das Sparbanken-System förmlich ins Leben getreten sei. Die Bewohner dieses Kirchspiels waren meist arme Häusler, deren durchschnittlicher Lohn sich auf nicht mehr als wöchentlich acht Schillinge belief. Es gab in dem Bezirke keine Manufacturen und auch sonst keine Mittel für die Bevölkerung, ihren Unterhalt zu gewinnen, ausgenommen das, was man dem unter Cultur stehenden Lande entnahm, und die Besitzer des Landes wohnten meistentheils nicht an Ort und Stelle. Es schien ein recht ungeeigneter Ort zur

Errichtung einer Bank für Sparer zu sein, wo die armen Leute schon jeden Nerv anspannen mußten, wenn sie nur das bloße Leben fristen, für die Mittel zur Erziehung ihrer Kinder sorgen (denn der schottische Bauer sorgt, wie gering auch sein Einkommen sei, fast ohne Ausnahme dafür, daß etwas erspart wird, womit er seine Kinder in die Schule schicken kann) und ihre kleinen Beiträge zur Casse der Unterstützungsgesellschaft des Kirchspiels zahlen wollten. Nichtsdestoweniger entschloß sich der Geistliche, das Experiment als Beihülfe zu seiner geistigen Belehrung zu versuchen.

Nicht viele Arbeiter werden die tiefhergeholten Beweise des religiösen Lehrers verstehen, aber auch der am wenigsten Aufgeweckte weiß ein Stück praktischen Rathes zu schätzen, das sich auf das Wohlbefinden seiner Familie und ebenso auf des Tagelöhners eigenes Behagen und seine eigene Selbstachtung bezieht. Dr. Duncan wußte, daß selbst in der ärmsten Familie eine Menge kleiner Einnahmen Gefahr laufen mit unnützen Ausgaben vertrödelt zu werden. Er sah einige sparsame Häusler das Auskunftsmittel einer Kuh, eines Schweines oder eines Stückchens Gartenland als Sparcasse benutzen, indem sie ihren Zinsengenuß in Gestalt von Butter und Milch, Rauchfleisch für den Winter oder Gartenerzeugnissen fanden, und es fiel ihm ein, daß es noch andere Dorfleute, einzelne Männer und junge Weiber gebe, für die

sich eine ähnliche Weise des Beiseitelegens ihrer Sommerersparnisse und ein hübscher Zinsengenuß von den kleinen Summen beschaffen lassen möchte, die sie etwa anzulegen geneigt sein möchten.

Hierin nahm die Kirchspielssparcasse von Ruthwell, die erste auf sich selbst beruhende Einrichtung dieser Art in unserem Vaterlande, ihren Ursprung. Daß der Geistliche mit seinen Erwartungen nicht Unrecht hatte, erwies sich in der Thatsache, daß nach Verlauf von vier Jahren die Fonds seiner Sparbank sich nahezu auf tausend Pfund beliefen. Und wenn arme Dorfbewohner von acht Schillingen und Handarbeiterinnen und Mägde von noch viel weniger diese Summe beiseitelegen konnten — was könnten nicht Maschinenbauer, Handwerker, Bergleute und Eisenarbeiter leisten, welche das ganze Jahr hindurch wöchentlich dreißig bis fünfzig Schillinge verdienen!

Das von Dr. Duncan gegebene Beispiel wurde in vielen Städten und Districten Englands und Schottlands befolgt. In allen Fällen nahm man sich die Kirchspielbank von Ruthwell zum Muster und nahm man das Princip der Selbsthülfe an. Die auf solche Weise eingerichteten Sparcassen waren keine auf Almosen hinauslaufende Einrichtung oder abhängig von Jemandes Barmherzigkeit oder Gönnerschaft, sondern ihr Erfolg beruhte gänzlich auf den Einlegern selbst. Sie ermunterten die arbeitenden Classen, sich auf ihre eigenen Hülfs-

quellen zu verlassen, in der Führung ihres Lebens Vorbedachtsamkeit und Wirthschaftlichkeit zu üben, die Selbstachtung und die Abhängigkeit nur von sich selbst werthzuhalten und durch sorgfältige Verwendung der Erzeugnisse ihres Fleißes für ihr Behagen und ihren Unterhalt in ihren alten Tagen zu sorgen, statt sich um Hülfe nach dem ohne Dank hingenommenen Almosen aus der mit Murren gezahlten Armensteuer umzusehen.

Die Errichtung von Sparcassen mit diesen Zwecken wurde zuletzt als eine Sache von nationaler Bedeutung angesehen, und im Jahre 1817 ging eine Parlamentsacte durch, die dazu beitrug, ihre Zahl zu vermehren und ihre Nützlichkeit weiter auszudehnen. Verschiedene Maßregeln sind seitdem in der Absicht adoptirt worden, ihre Wirksamkeit und ihre Sicherheit zu steigern. Aber trotz des vielen Guten, welches diese Anstalten geleistet haben, liegt es doch auf der Hand, daß die besser bezahlten Classen der Arbeiter sich ihrer nur in sehr beschränktem Maße bedienen. Ein sehr kleiner Theil der vierhundert Millionen Pfund, auf die man den Jahresverdienst der britischen Arbeiterclasse schätzt, nimmt seinen Weg in die Sparcasse, während wenigstens zwanzig Mal so viel jährlich im Bierhause und der Schenke verthan wird.

Nicht die wohlbezahlte Classe der arbeitenden Männer und Weiber ist es, welche Geld in den

Sparbanken anlegen, sondern es sind die, welche vergleichsweise mäßige Einkommen verdienen. So ist z. B. die zahlreichste Classe von Einlegern in der Sparbank von Manchester und Salford die der Dienstboten. Nach ihnen kommen in der Reihe die Commis, die Krämer, die Lastträger und die Unmündigen. Nur etwa der dritte Theil der Einlagen gehört Arbeitern und Handwerkern an. In Fabrikgegenden herrscht gemeiniglich dasselbe Verhältniß. Vor ein paar Jahren fand sich, daß von den zahlreichen Einlegerinnen zu Dundee nur eine Fabrikarbeiterin war, die übrigen waren meistentheils Dienstmädchen.

Es giebt noch eine andere merkwürdige Thatsache. Die Gewohnheit des Sparens herrscht nicht so sehr in den Grafschaften, wo die Löhne am höchsten, als vielmehr in den Grafschaften, wo die Löhne am niedrigsten sind. Vor der Aera der Post-Sparbanken legten die Einwohner von Wilts und Dorset — wo die Löhne ungefähr die niedrigsten in ganz England sind — per Kopf der Bevölkerung mehr in die Sparbanken als jene in Lancashire und Yorkshire, wo die Löhne wohl die höchsten in England sind. Nehmen wir Yorkshire selbst her und theilen wir es in eine Ackerbau treibende und eine mit Industrie beschäftigte Hälfte, so legten die Bewohner der letzteren, des sogenannten West Riding von York, etwa fünfundzwanzig Schillinge per Kopf der Bevölkerung in

die Sparcassen, wogegen die Bauernbevölkerung des East Riding etwa dreimal so viel einlegte.

Gemeine Soldaten bekommen wöchentlich einen viel geringeren Lohn als die niedrigst bezahlten Arbeiter, und doch tragen sie mehr in die Sparcasse als Arbeiter mit einem Wochenlohne von dreißig bis vierzig Schillingen. Man hält die Soldaten gewöhnlich für eine ganz besonders leichtsinnige Menschenclasse. Ja man hängt ihnen wohl das Odium an, bis zur Liederlichkeit sorglos und unbekümmert zu sein; aber die Berichte der Militär-Sparbank widerlegen diese Verleumdung und liefern den Beweis, daß der britische Soldat ebenso nüchtern, wohl disciplinirt und genügsam als — wie wir Alle bereits wissen — brav und tapfer ist. Viele Leute vergessen, daß der Soldat gehorsam, nüchtern und ehrlich sein muß. Wenn er ein Trunkenbold ist, so wird er bestraft, wenn er sich Unehrlichkeit zu Schulden kommen läßt, so wird er aus dem Regimente getrommelt.

Wunderbar ist die Magie des Drillens. Drillen heißt Mannszucht beibringen, üben, erziehen. Die erste Drillung jedes Volkes ist militärisch. Sie ist die erste Erziehung der Nationen gewesen. Die Pflicht des Gehorsams wird so in weitem Maßstabe gelehrt — Unterwerfung unter die Autorität, vereinigtes Handeln unter einem gemeinsamen Haupte. Diese Soldaten, welche bereit sind, festen Schrittes gegen Massenfeuer, gegen eisenspeiende Kanonen,

Festungshöhen hinauf zu marschiren oder mit dem Kopfe gegen starrende Bayonnete anzurennen, wie es z. B. bei Badajoz geschah — sie waren einst Schneider, Schuster, Maschinenbauer, Bergleute, Weber oder Ackersknechte; mit offenem Munde, vorgebogenen Schultern standen sie da, ihr Gang war schlotterig, die Arme und Hände hingen ihnen wie große Flossen an den Seiten herab; jetzt aber ist ihr Gang fest und kriegerisch, ihre Gestalten schreiten aufrecht dahin, und sie marschiren zum Schalle der Musik mit einem Tritt, der die Erde erbeben läßt. Das ist die wunderbare Macht des Drillens!

Die Nationen nehmen, wenn sie zur Gesittung gelangen, andere Methoden der Mannszucht an. Das Drillen wird in Beziehung zum Gewerbfleiße gebracht. Eroberung und Zerstörung machen der Erzeugung von Waaren in vielfacher Gestalt Raum. Und was für Trophäen hat der Gewerbfleiß gewonnen, welche Kunstfertigkeit hat er geübt, was für Arbeiten hat er zu Stande gebracht! Jeder gewerbliche Proceß wird durch gedrillte Schaaren von Werkleuten durchgeführt. Man gehe nach Yorkshire und Lancashire, und man wird Heere von wohleinexercirten Arbeitern beim Werke finden, wo die Mannszucht vollkommen ist und die Ergebnisse, was den Betrag an fabricirten Erzeugnissen, die abgeliefert werden, betrifft, ungeheuer sind.

Auf wirksamer Drillung und Mannszucht

beruht der Erfolg der Menschen als Einzelner und als bürgerlicher Gesellschaften gänzlich. Selbst der Mensch, der ganz nur von sich selbst abhängt, steht unter einer gewissen Mannszucht, und je vollkommener die Mannszucht, desto vollständiger ist er, was er sein soll. Der Mensch muß seine Wünsche drillen, sie sich unterwürfig halten — er muß dem Commandoworte gehorchen, sonst ist er das Spiel der Leidenschaften und Triebe. Das Leben des religiösen Menschen ist voll Mannszucht und Selbstbeherrschung, der Geschäftsmann ist gänzlich an System und Regel gebunden. Die glücklichste Häuslichkeit ist die, wo die Mannszucht am vollkommensten gehandhabt und wo sie doch am wenigsten gefühlt wird. Wir gewöhnen uns zuletzt an Unterwürfigkeit gegen dieselbe wie gegen ein Naturgesetz, und während sie uns fest bindet, empfinden wir sie doch nicht. Die Macht der Gewöhnung ist nur die Macht des Drillens.

Man darf in diesen Tagen kaum auf die Nothwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht hinweisen, und doch, wäre das Volk als Ganzes und Großes genöthigt, die Mannszucht der Armee durchzumachen, so würde das Land stärker, das Volk nüchterner sein, und die Sparsamkeit viel mehr zur Gewohnheit werden als es gegenwärtig der Fall ist.

Militärische Sparcassen wurden zuerst vom Zahlmeister Fairfowl im Jahre 1816 vorgeschlagen, und zehn Jahre später wurde die Frage abermals

aufs Tapet gebracht vom Obersten Oglander vom 26. Infanterieregimente (den Cameronians", einem Bergschottenregiment). Der Gegenstand wurde dem verstorbenen Herzog von Wellington vorgelegt und von ihm nicht gut geheißen. Der Herzog machte zu der Sache folgende Randbemerkung: „Es giebt meines Wissens nichts, was einen Soldaten verhindern könnte, gleich anderen Unterthanen seiner Majestät sein Geld in Sparcassen zu legen. Giebt es ein Hinderniß, so sollte es beseitigt werden, aber ich zweifle, daß es zweckdienlich ist, weiter zu gehen".

Indeß scheint der Herzog auf die Idee gekommen zu sein, daß der Vorschlag, das Sparen von Geld durch gemeine Soldaten zu erleichtern, sich am Ende vortheilhaft verwenden lassen möchte, indem man eine Verminderung des Aufwandes für die Armee daraus herleitete, und so fügt er bezeichnend hinzu: „Hat ein Soldat mehr Löhnung als er braucht? Wenn er mehr hat, so sollte sie herabgesetzt werden, nicht für Die, welche jetzt im Dienste stehen, aber für Die, welche später eintreten". Indeß konnte Niemand behaupten, daß die Löhnung des gemeinen Soldaten zu reichlich sei, und es war nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Vorschlag, sie zu vermindern, Annahme finden würde.

Die Frage der Sparbanken für die Armee wurde nun eine Zeitlang unberührt gelassen, aber 1842 wurde endlich unter dem Beistande Sir James

Macgregors und des Lords Howick ein Plan geprüft und schließlich ausgeführt. Das Ergebniß hat sich in hohem Grade befriedigend gezeigt und spricht sehr zu Gunsten des Charakters des britischen Soldaten. Es scheint nach einem Berichte, der vor einigen Jahren dem Unterhause vorgelegt wurde, und welcher die Einzelnheiten über die von den verschiedenen Corps bewirkten Ersparnisse mittheilte, daß die Mannschaften der königlichen Artillerie über dreiundzwanzigtausend Pfund gespart hatten, was einem durchschnittlichen Betrag von sechzehn Pfund für jeden Einleger gleichkam. Diese Ersparnisse wurden von dem täglichen Solde von einem Schilling drei Pence (1 Mark 25 Pfennigen) und einem Penny Biergeld oder neun Schillingen sechs Pence (9 Mark 50 Pfennigen) wöchentlich gemacht, wobei von dieser Löhnung noch verschiedene Abzüge für Extrakleidung wegfielen. Ferner hatten die königlichen Ingenieure, die sich meistentheils aus der geschickten Handwerkerclasse recrutiren, beinahe zwölftausend Pfund oder durchschnittlich zwanzig Pfund für den Einleger gespart. Das vorhin erwähnte 26. Linienregiment, dessen Löhnung täglich einen Schilling und einen Penny für Bier beträgt, sparte über viertausend Pfund. Zweihundertundfünfzig Mann vom ersten Bataillon oder ein Drittel des ganzen Corps waren Einleger in die Sparbank, und ihre Ersparnisse beliefen sich auf etwa siebzehn Pfund per Mann.

Aber das ist noch nicht Alles. Gemeine Soldaten sind gewöhnt, von ihrem geringen Verdienste beträchtliche Summen durch die Post ihren armen Verwandten daheim zu schicken. In einem Jahre wurden auf diese Weise aus dem Lager von Aldershot zweiundzwanzigtausend Pfund abgeschickt, wobei der durchschnittliche Betrag jeder Geldanweisung sich auf einundzwanzig Schilling vier Pence belief. Wenn arme Leute mit sieben Schillingen und sieben Pence die Woche so viel thun können, was könnten nicht geschickte Arbeiter thun, deren Verdienst sich auf zwei bis drei Pfund wöchentlich beläuft?

Soldaten, die im Auslande während anstrengender Feldzüge dienten, haben sich gleich bedachtsam und vorsorglich erwiesen. Während des Kriegs in der Krim schickten die Soldaten und Seeleute durch das Geldvermittelungsamt einundsiebzigtausend und das Armeearbeitercorps fünfunddreißigtausend Pfund nach Hause. Mehr als ein Jahr vor Einrichtung des Geldvermittelungsamtes in Skutari besorgte Fräulein Nightingale die Ersparnisse der Soldaten an ihre Adresse. Sie fand dieselben sehr bereitwillig, sich in ihren Bequemlichkeiten oder Genüssen zu Gunsten Anderer, die ihnen theuer waren, so wie zum Besten ihres eigenen zukünftigen Wohlergehens einzuschränken, und sie widmete jede Woche einen Nachmittag der Annahme und der Versendung ihrer Ersparnisse

nach England. Sie sandte auf diese Weise viele Tausend Pfund nach der Heimath ab, und es wurde dann durch einen Freund in London vertheilt — viel davon in die entlegensten Winkel Schottlands und Irlands. Und es konnte als Beweis dienen, daß der Samen auf guten Boden fiel (und die Post pünktlich verfuhr), daß von der ganzen Zahl der Rimessen nur eine einzige nicht gehörig honorirt wurde.

Ferner kommt kein Regiment aus Indien zurück, das nicht einen Vorrath von Ersparnissen mitbrächte. Im Jahre 1860, nach der Meuterei der Hindus, wurden mehr als zwanzigtausend Pfund in Anweisungen für invalid gewordene Mannschaften, die nach England zurückgingen, in Rimessen abgesandt, und außerdem brachten acht Regimenter in ihren Regimentsbanken Guthaben mit heim, die sich auf 40,499 Pfund beliefen*). Am meisten hatte das vierundachtzigste geleistet, dessen Ersparnisse 9718 Pfund betrugen. Das achtundsiebzigste (die Roßshire Buffs), die Helden, welche Havelock bei seinem Zuge nach Lucknow folgten, sparte 6480, und die tapfern Zweiunddreißiger, die Lucknow unter Inglis hiel-

*) Die von den in Indien dienenden Soldaten Freunden und Verwandten daheim übersandten Summen sind in diesen Beträgen nicht inbegriffen, da die Rimessen unmittelbar durch die Zahlmeister der Regimenter und nicht durch die Sparbanken abgesandt wurden.

ten, legten 5263 Pfund zurück. Die Achtundsechzziger, das erste Bataillon des zehnten Regiments und das neunte Dragonerregiment brachten alle einen Ertrag an Ersparnissen mit nach Hause, der von Vorsorglichkeit und Denken an die Zukunft Zeugniß ablegte und den Mannschaften sowohl als Menschen wie als Soldaten zur höchsten Ehre gereichte*).

Und doch legen die gemeinen Soldaten nicht alle ihre Ersparnisse in die militärischen Sparcassen — vorzüglich da nicht, wo sie Zugang zu einer gewöhnlichen Sparbank erlangen können. Man theilt uns mit, daß viele Leute von den in London garnisonirenden Gardetruppen ihr Geld lieber in die Sparcassen als in die Regimentsbanken tragen, und als bei einer neulich vorkommenden Gelegenheit die Frage aufgeworfen wurde, was die Ursache davon sei, lautete die Antwort: „Ich möchte nicht, daß mein Sergeant wüßte, daß ich Geld spare". Aber überdies möchte auch der gemeine Soldat nicht, daß seine Kameraden wüßten, er spare sich Geld; denn der nicht sparsame Soldat ist gleich dem nicht sparsamen Arbeiter sehr geneigt, eine Art Recht zu beanspruchen, sich von dem Geldvorrath seines sparsameren Kameraden zu borgen.

Dieselbe Empfindung von Verdacht hindert

---

*) Der Fond der militärischen Sparbanken betrug am 20. März 1874 die Summe von 300,609 Pfund Sterling.

häufig auch Arbeiter, Geld in die gewöhnliche Sparcasse zu tragen. Sie wollen nicht, daß ihre Arbeitgeber wissen, daß sie Geld sparen, indem sie den Eindruck haben, als ob das zu Versuchen führen könnte, ihre Löhne herabzusetzen. Ein Arbeiter in einer Stadt in Yorkshire, der sich entschlossen hatte, eine Einlage in die Sparcasse zu machen, zu deren Directoren sein Arbeitgeber gehörte, ging wiederholt hin, um an der Thür der Bank zu lauschen, bis er sich versichert hatte, daß sein Arbeitgeber abwesend war, und er zahlte sein Geld erst nach mehrwöchentlichem Warten ein, nachdem er über diesen Punkt Beruhigung erlangt.

Die Bergleute zu Bilston, wenigstens diejenigen von ihnen, die Geld in die Sparbank legten, waren gewöhnt, es auf andere Namen als ihre eigenen eintragen zu lassen. Auch hatten sie dazu guten Grund. Denn einige von ihren Arbeitgebern waren allerdings gegen die Einrichtung der Sparcassen, indem sie fürchteten, die Arbeiter möchten sich bei einer Ausweisung aus dem Geschäft für ihren Unterhalt an ihre Ersparnisse halten, wobei sie nicht bedachten, daß sie die beste Bürgschaft für ein ordentliches Betragen dieser Menschenclasse in deren Einlagen in der Sparcasse haben. Der Fabrikinspector Baker hat gesagt, daß „die ungeheure Narrheit einer Arbeitseinstellung sich an der Thatsache zeigt, daß an der Spitze selten oder nie ein wohlhabender Arbeiter steht".

Ein Gemeindebeamter in Bilston, der nichts mit der Beschäftigung von Arbeitern zu thun hatte, erwähnte des folgenden Falles. „Ich bewog", sagte er, „einen Arbeiter, den Anfang mit Einlagen in eine Sparcasse zu machen. Er kam höchst ungern. Seine Einlagen waren unbedeutend, obwohl ich wußte, daß sein Verdienst erheblich war. Ich ermunterte ihn, indem ich meine Befriedigung über den Weg aussprach, den er einschlage. Seine Einlagen wurden größer, und nach Verlauf von fünf Jahren zog er die Geldsumme, die er angehäuft hatte, heraus, kaufte ein Stück Land und baute ein Haus darauf. Ich denke, wenn ich nicht mit ihm gesprochen hätte, so würde der ganze Betrag mit Schmausen oder Gesellschaften oder Beiträgen zu den Gewerkvereinen draufgegangen sein. Jetzt sind diesem Manne die Augen geöffnet — seine gesellschaftliche Stellung ist eine höhere geworden — er sieht und fühlt wie wir und wird durch seinen Einfluß Andere bewegen, seinem Beispiele zu folgen.

Nach dem, was wir gesagt haben, wird es klar sein, daß über die Befähigung eines großen Theils der besser bezahlten Arbeiterclasse, einen Vorrath von Ersparnissen zurückzulegen, kein Zweifel obwalten kann. Wenn sie sich irgend etwas in den Kopf setzen, haben sie keine Schwierigkeit, das erforderliche Geld zu finden. Eine einzige Stadt in Lancashire trug dreißigtausend Pfund zur Unter-

stützung ihrer Kameraden bei, die in einer benachbarten Stadt die Arbeit niedergelegt hatten. Warum sollten sie zu einer Zeit, wo es keine Strikes giebt, nicht soviel Geld für sich selbst, für ihr eigenes bleibendes Behagen sparen können? Viele Arbeiter sparen bereits mit diesem Zwecke vor den Augen, und was sie thun, könnten Alle thun. Wir kennen ein großes Maschinenbaugeschäft, das in einem Ackerbaubezirke liegt, wo die Versuchungen zu nutzlosem Aufwand selten sind, und in welchem fast alle Arbeiter gewohnheitsmäßige Sparer sind und Summen zurückgelegt haben, die zwischen zweihundert und fünfhundert Pfund betragen.

Viele Fabrikarbeiter könnten mit ihren Familien mit leichter Mühe fünf bis zehn Schillinge die Woche zurücklegen, die in wenigen Jahren beträchtliche Summen betragen würden. Zu Darwen zog erst vor kurzer Zeit ein Arbeiter seine Ersparnisse aus der Sparcasse, um eine Reihe kleiner Häuser zu kaufen, die jetzt sein Eigenthum geworden sind. Viele Andere in demselben Orte sowie in den benachbarten Städtchen sind damit beschäftigt, für sich selbst kleine Häuser zu bauen, einige vermittelst ihrer Beiträge zu Baugesellschaften und andere vermittelst ihrer in der Bank aufgehäuften Ersparnisse.

Ein anständig gekleideter Arbeiter theilte, als er eines Tages in der Sparbank zu Bradford eine

Einzahlung machte, welche sein Guthaben fast auf achtzig Pfund brachte, dem Director mit, wie es gekommen, daß er bewogen worden sei, Einlagen zu machen. Er war ein Trinker gewesen, aber als er eines Tages zufällig das Sparcassenbuch seiner Frau gefunden, aus dem er ersehen, daß sie gegen zwanzig Pfund zurückgelegt hatte, sagte er: „Wohlan denn, wenn das geschehen kann, während ich Geld verthue, was könnten wir erst thun, wenn wir Beide sparten?" Der Mann gab sein Trinken auf und wurde einer der achtbarsten Leute seiner Classe. „Ich verdanke das Alles meiner Frau und der Sparkasse", sagte er.

Wenn gut bezahlte Arbeiter wie diese im Stande sind, einen genügenden Vorrath von Ersparnissen anzuhäufen, so sollten sie allmählich die schwere Arbeit aufgeben und sich vom Felde der Bewerbung um solche Arbeit bei Annäherung des Alters zurückziehen. Sie sollten jüngeren Leuten Platz machen und sich hüten, in die niedrig bezahlten Reihen der Arbeitenden hinabgedrängt zu werden. Nach sechzig Jahren versagen dem Menschen die physischen Kräfte, und bis zu dieser Zeit sollte er dafür gesorgt haben, daß er zu leben hat und unabhängig ist. Auch sind die Beispiele keineswegs sehr selten, daß Arbeiter zu diesem Zwecke Geld zurücklegen und dadurch den Beweis liefern, was die ganze Classe in größerem oder geringerem Grade in derselben Richtung zu Stande zu bringen vermöchte.

Die Ausdehnung, in welcher Penny-Banken von den allerärmsten Classen benutzt worden sind, wo sie nur begründet wurden, liefert einen überraschenden Beweis, wie viel gethan werden könnte, wenn man lediglich für reichlichere Gelegenheiten zur Uebung der Sparsamkeit sorgen wollte. Die erste Penny-Bank wurde in Greenock gegründet; dies geschah vor etwa dreißig Jahren, und dieselbe sollte als Hülfsanstalt neben der Sparcasse dienen. Die Absicht des Unternehmers (eines Herrn J. M. Scott) war, arme Leute, deren Ersparnisse weniger als einen Schilling (das Minimum der Einlage bei den Sparcassen) betrug, in den Stand zu setzen, sie an einen sichern Ort zu bringen. In einem Jahre legten fünftausend Sparer in die Anstalt zu Greenock 1580 Pfund ein. Der achtbare Herr Queckett, ein Geistlicher im Ostende von London, war der Nächste, der eine Penny-Bank eröffnete. Die Ergebnisse waren merkwürdig. In einem Jahre wurden 14,513 Einlagen bei der Bank gemacht. Die Zahl der Einleger war auf zweitausend beschränkt, und die Nachfrage nach Zulaß war so groß, daß gewöhnlich Viele warteten, bis Stellen frei wurden.

„Einige sparen wegen ihrer Miethe", sagt Herr Queckett, „Andere, um sich Kleider kaufen oder ihre Kinder auf die Lehre bringen zu können, und zahlreich sind die kleinen Zwecke, für welche die Ersparnisse verwendet werden. Jede Rückzahlung

geht durch meine eigenen Hände, was Gelegenheit giebt, von Krankheit oder Noth oder anderen Ursachen zu hören, welche zur Zurückziehung des kleinen Fonds nöthigten. Es ist außerdem eine Hinleitung und Speisung der größeren Sparbanken, denen Viele zugewiesen werden, wenn die wöchentlichen Zahlungen, die dargeboten werden, die gewöhnliche Summe übersteigen. Viele von Denen, welche zuerst kaum mehr als einen Penny die Woche aufbringen konnten, können jetzt eine Silbermünze der oder jener Art einlegen."

Nie wurde der moralische Einfluß des Kirchspielsgeistlichen weiser verwendet als in diesem Falle. Nicht viele von Denen, welchen Herr Queckett in dieser Weise zu dienen sich bemühte, gehörten zu der Classe, welche in die Kirche geht, aber indem er ihnen half, genügsam zu sein, und ihre körperliche Verfassung besserte, war er im Stande, allmählich ihren socialen Geschmack zu veredeln und in ihnen ein religiöses Leben zu erwecken, dem der größere Theil derselben vorher fremd gewesen war.

Einen gewaltigen Einfluß übte sodann auf die Bewegung Charles W. Sikes, der Cassirer der Bankgesellschaft in Huddersfield, welcher für Errichtung von Sparcassen in Verbindung mit der ausgedehnten Organisation von Gewerbeschulen sprach. Es schien ihm, daß Gewöhnung der Arbeiter an Wirthschaftlichkeit schon in der Jugend

von mehr praktischem Werthe für sie selbst und von größerer Wichtigkeit für die Gesellschaft sei, als die Anfüllung ihres Gedächtnisses mit dem Inhalte vieler Bücher. Er wies auf den verkehrten Gebrauch des Geldes auf Seiten der Arbeiterclasse als auf eins der größten praktischen Uebel der Zeit hin. „In vielen Fällen", sagte er, „heißt es, je höher der Lohn des Arbeiters, desto ärmer ist seine Familie, und das sind Diejenigen, welche eigentlich die mißvergnügten und gefährlichen Classen bilden. Wie können solche Menschen irgendwelches Interesse an reinem und veredelndem Wissen haben?"

Um den Mangel an Sparsamkeit bei den Leuten darzuthun, erwähnte Herr Sikes folgendes Beispiel: „Ein hervorragender Arbeitgeber im westlichen Bezirk von Yorkshire, dessen Fabriken ein Vierteljahrhundert hindurch kaum einmal eine Woche nur mit verkürzter Zeit gearbeitet haben, hat vor einigen Tagen die Sätze der seinen Leuten gezahlten Löhne geprüft und sie mit den vor etlichen Jahren üblichen verglichen. Er hatte die Freude, zu finden, daß die Verbesserung im Maschinenwesen zu einer Verbesserung der Löhne geführt hatte. Seine Spinner und Weber verdienen wöchentlich gegen siebenundzwanzig Schillinge. In vielen Fällen arbeiten einige von ihren Kindern in derselben Fabrik und in manchen Fällen auch ihre Weiber, und oft erreicht das Einkommen der

Familie hundert bis hundertundfünfzig Pfund jährlich. Indem er die Wohnungen einiger Leute besuchte, hatte er mit Gefühlen der Enttäuschung das unbehagliche und schmutzige Wesen gesehen, welches sich durch viele hindurchzieht. Das Wachsen der Einnahme hat nur zum Wachsen der Unvorsorglichkeit geführt. Die Sparcasse und die Baugesellschaft sind gleich vernachlässigt, obwohl in derselben Fabrik einige Leute sind, die keine höheren Löhne haben, deren Häuslichkeit aber alle Bequemlichkeit aufweist, und die Mittel zu einem ganz genügenden Auskommen zurückgelegt haben. In Bradford, wie ich glaube, eröffnete ein freigebiger Arbeitgeber bei einer Gelegenheit siebenhundert Conten bei der Sparbank für seine Arbeiter, indem er für jeden eine kleine Summe einlegte. Das Ergebniß war nicht ermuthigend. Rasch wurde ein kleiner Theil der Summen herausgezogen, und sehr wenig blieb zuletzt als der Kern zu weiteren Einlagen übrig".

Herr Sikes schlug vor, jede Gewerbeschule solle einen vorbereitenden Sparcassen-Ausschuß einsetzen, der ein Mal wöchentlich zu dem Zwecke zusammenkommen solle, Einlagen von den Mitgliedern und Anderen in Empfang zu nehmen.

„Wenn bei jeder Anstalt ein Ausschuß diesen Weg einschlüge", sagte er, „indem er sich für ihre bescheidenen Verhältnisse interessirte und in theilnehmendem, wohlwollendem Geiste sie beriethe, sie

einlüde, ja sie für die Sache eroberte, nicht blos durch Vorlesen der Lection wahrer Wirthschaftlichkeit und echten Selbstvertrauens — der edelsten Lectionen, für welche Classen gebildet werden könnten — sondern durch Ausbildung der entsprechenden Gewohnheit: wie erfreulich würden die Ergebnisse sein! Einmal zu besserer Sitte gewöhnt, mit den Füßen fest auf den Pfad des Selbstvertrauens gestellt, wie würden dann junge Leute allgemein mit der praktischen Ueberzeugung aufwachsen, daß sie ihr Augenmerk hauptsächlich auf ihre eigene fortschreitende Verständigkeit und sittliche Tüchtigkeit richten müssen, wenn sie ihre eigene gesellschaftliche Wohlfahrt schaffen wollen."

Dieser bewundernswürdige Rath fiel nicht auf unfruchtbaren Boden. Eine von den genannten Anstalten ging auf den Gedanken ein, und durch ganz Yorkshire waren in kurzer Zeit vorbereitende Sparbanken in Verbindung mit den hauptsächlichsten Gewerbeschulen errichtet. Die in Huddersfield, Halifax, Bradford, Leeds und York errichteten waren von außerordentlichen Erfolgen begleitet. Die Penny-Banken in Halifax bestanden aus einer Centralbank und sieben untergeordneten Zweiganstalten. Die Zahl der Einleger und der durchschnittliche Betrag der von ihnen eingelegten Summen fuhr von Jahr zu Jahr zu steigen fort. In Bradford wurden vierzehn Penny-Banken begründet, und nachdem die Einleger in den kleinen

Banken die Gewohnheit des Sparens an sich ausgebildet hatten, übertrugen sie dieselbe im Großen und Ganzen auf die gewöhnliche Sparbank.

Sechsunddreißig Penny-Banken entstanden in und um Glasgow. Der Ausschuß sagte in seinem Berichte, daß sie den Zweck verfolgten, „jenem leichtsinnigen Ausgeben von kleinen Summen Einhalt zu thun, welches oft zu der eingewurzelten Gewohnheit des Vergeudens und der Unvorsorglichkeit führt", und man rieth dringend zur Unterstützung der Penny-Banken, als des besten Mittels zur Ausdehnung des Nutzens der Sparcassen. Man schätzt, daß die in dem kleinen Landstädtchen Farnham errichtete Penny-Bank der in demselben Orte bestehenden Sparcasse im Verlauf weniger Jahre hundertundfünfzig regelmäßige Einleger zugeführt habe. Die Thatsache, daß ein so großer Theil wie zwei Drittel des ganzen eingelegten Betrags im Laufe des Jahres herausgezogen wird, zeigt, daß Penny-Banken vorzüglich als Orte benutzt werden, wo man sehr kleine Geldsummen sicher niederlegen kann, bis man sie zu irgend einem besondern Zwecke, wie z. B. zur Miethe, zu Kleidern, Möbeln, der Rechnung des Arztes und ähnlichen Dingen braucht.

So ist die Penny-Bank im eigentlichsten Sinne die Börse des Armen. Die große Masse der Ein-

lagen wird in Summen gezahlt, die sechs Pence nicht übersteigen, und der Durchschnitt des Ganzen geht nicht über einen Schilling hinaus. Die Einleger bestehen aus den allerbescheidensten Mitgliedern der arbeitenden Classe, und bei Weitem die größte Zahl derselben ist früher nie gewohnt gewesen, irgend einen Theil ihres Verdienstes zurückzulegen. Der Geistliche Clarke in Derby, der thätiges Interesse an der Ausdehnung dieser nützlichen Anstalten nahm, hat angegeben, daß ein Zehntel des ganzen von der Penny-Bank zu Derby in Empfang genommenen Betrags in Kupfergeld und ein großer Theil des Uebrigen in Zwei-, Drei- und Vierpennystücken eingezahlt worden ist.

Es ist daher klar, daß die Penny-Bank eine Classe von sehr wenig bemittelten Personen erreicht, deren Befähigung zum Sparen viel geringer ist, als die des reichlich bezahlten Arbeiters, und die, wenn das Geld in ihren Taschen verbliebe, es im ersten besten Wirthshause verthun würden. Daher machte, als zu Putney eine Penny-Bank errichtet und am Ende des ersten Jahres die Einlagen zusammengezählt wurden, ein Brauer, der im Ausschusse saß, die Bemerkung: „Nun ja, das bedeutet dreißigtausend Pinten Bier, die nicht getrunken worden sind“.

In einer der Penny-Banken in Yorkshire sah man einen alten Mann, der vom Kirchspiel Unterstützung erhielt, ohne ins Armenhaus aufgenom-

men zu sein, die Penny-Bank als eine Einlagestelle für seine Pennies benutzen, bis er so viel Reichthum angehäuft hatte, daß er sich einen Rock kaufen konnte. Andere sparen, um sich eine acht Tage gehende Wanduhr oder ein Musikinstrument kaufen oder einen Ausflug auf der Eisenbahn machen zu können.

Aber die Hauptgönner der Penny-Banken sind Knaben, und dies ist der hoffnungsreichste Zug der Sache; denn aus Knaben werden Männer. Zu Huddersfield gehen viele von den halbwüchsigen Burschen in Schaaren aus den Fabriken in die Penny-Banken, indem sie dazu sowohl vom Ehrgeiz, es Andern zuvorzuthun, als vom guten Beispiel bewogen werden. Sie sparen zu verschiedenen Zwecken — der Eine, um sich eine Kiste mit Werkzeugen, der Andere, um sich eine Taschenuhr, ein Dritter, um sich ein Wörterbuch oder eine Grammatik zu kaufen.

Eines Abends stellte sich ein Knabe ein, um ein Pfund und zehn Schillinge zurückzuverlangen. Nach den Regeln der Penny-Bank muß es eine Woche vorher angemeldet werden, wenn Jemand eine Summe, die zwanzig Schilling übersteigt, zurückziehen will, und der Cassirer war unschlüssig, ob er die Zahlung leisten sollte. „Nun", sagte der Knabe, „die Sache ist die — Mutter kann ihre Miethe nicht bezahlen. Ich will sie bezahlen; denn so lange ich was habe, soll sie es kriegen."

In einem andern Falle zog ein junger Bursche zwanzig Pfund zurück, um seinen Bruder loszukaufen, der sich für das Militär hatte anwerben lassen. „Mutter nagt sich so ab", sagte der junge Mensch, „daß es ihr das Herz brechen wird, wenn er nicht losgekauft wird, und ich kann das nicht aushalten."

So gewähren diese Anstalten Hülfe und Kraft in vielerlei Weisen, und außerdem, daß sie junge Leute in den Stand setzen, sich von Schulden frei zu halten und ehrlich, was sie brauchen, zu bezahlen, liefern sie ihnen auch die Mittel, in Zeiten, wo die Familie von Noth oder einem unerwarteten Ereigniß betroffen wird, Handlungen der Gutherzigkeit und Großmuth zu verrichten. Es ist ein bewundernswürdiger Charakterzug der Armenschulen, daß fast jede derselben mit einer Penny-Bank verbunden ist, die den Zweck hat, die Schüler in guten Gewohnheiten zu üben, die ihnen am meisten noththun, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß von den mit dem Armenschul-Verein verbundenen Schülern in einem einzigen Jahre in 25,637 Summen nicht weniger als 8880 Pfund Sterling eingezahlt wurden. Und wenn dies von den mittellosen Knaben der Armenschulen gethan werden kann, was könnte da nicht von den reichlich bezahlten Arbeitern und Handwerkern Englands geleistet werden?

Aber ein anderer trefflicher Zug in der Wirk-

samkeit der Penny-Banken, sofern es sich um die Pflege vorsorglicher Gewohnheiten unter dem Volke handelt, ist der Umstand, daß das Beispiel von Knaben und Mädchen, die ihre dürftigen Wochenersparnisse in die Bank legen, oft die Wirkung hat, die Eltern derselben nach sich zu ziehen. Ein Knabe fährt wochenlang fort, seine Pennies einzuzahlen und sein Quittungsbuch mit heimzunehmen. Das Buch zeigt, daß er ein ihm ausdrücklich gewidmetes Folium bei der Bank hat, daß seine Pennies alle gehörig eingetragen sind und zwar mit den betreffenden Daten, wo sie eingezahlt wurden, daß diese Ersparnisse nicht todt und unfruchtbar daliegen, sondern das Jahr dritthalb Procent Zinsen tragen, und daß er sie zu jeder Zeit zurückhaben kann, wenn es unter und bis zu zwanzig Schillingen beträgt, ohne vorherige Anmeldung, und wenn es über zwanzig Schillinge beträgt, nachdem die Zurückforderung eine Woche vorher erfolgt ist.

Das Buch ist eine kleine Geschichte für sich selbst und kann nicht verfehlen, die Brüder und Schwestern und ebenso seine Eltern zu interessiren. Sie nennen ihn einen „guten Jungen“, und sie sehen, daß er ein Junge von guter Aufführung ist. Der Vater überlegt sich, wenn er ein verständiger Mann ist, natürlich, daß, wenn sein Sohn etwas so Lobwürdiges, etwas ihm so zur Ehre Gereichendes thun kann, er dies am Ende auch könnte. Infolge

dessen geschieht es oft, daß am nächsten Sonnabend, wo der Knabe nach der Penny-Bank geht, um seine drei Pence einzulegen, der Vater seinen Schilling hinschickt.

So wird häufig ein guter Anfang gemacht und eine Gewohnheit begonnen, die, wenn bei ihr beharrt wird, in sehr kurzer Zeit einen sehr heilsamen Einfluß auf die gesammten häuslichen Verhältnisse der Familie ausübt. Die beobachtende Mutter bemerkt rasch die Wirkungen dieser neuen Praxis auf das Glück der Häuslichkeit, und im Verlauf der Zeit, wenn die jüngeren Kinder aufwachsen und Geld verdienen, ermahnt sie dieselben, dem Beispiele des älteren Knaben zu folgen. Sie selbst nimmt sie bei der Hand und führt sie nach der Penny-Bank und gewöhnt sie daran, ihre kleinen Ersparnisse dort anzulegen. Frauen haben in solchen Dingen mehr Einfluß als selbst Männer, und wo sie ihn ausüben, sind die wohlthätigen Wirkungen von längerer Dauer.

Eines Abends erschien ein starker, muskulöser Handwerker vom Maschinenfach in seiner Arbeitskleidung bei der Sparbank zu Bradford und brachte seine drei Kinder mit, eins davon auf dem Arme. Er legte auf den Ladentisch ihre Quittungsbücher, die früher seine Frau zu präsentiren gewohnt gewesen war, so wie zehn Schillinge, die unter die drei Kinder gleich vertheilt werden sollten. Indem er das Kind', das er auf dem Arme trug, an sein

Herz drückte, sagte der Mann: „Die armen Würmer, sie haben, seit sie nicht hier gewesen sind, ihre Mutter verloren; aber ich muß das Beste für sie thun, was ich kann". Und er setzte die gute Lehre, die seine Frau begonnen, mit den Kindern fort und brachte sie jedes Mal mit, damit sie sähen, wie ihre kleinen Einlagen gemacht wurden.

Es giebt ein altes englisches Sprichwort, welches sagt, „wer gedeihen will, muß erst seine Frau fragen", aber die Frau muß ihren Mann nicht nur gedeihen lassen, sondern ihm dabei helfen; sonst ist sie nicht die „Gehülfin", die zu dem häuslichen Behagen und der Zufriedenheit des Arbeiters eben so nothwendig ist, wie zu dem jedes andern Mannes, der die Verantwortlichkeit begreift, welche eine Familie auferlegt Frauen bilden die moralische Atmosphäre, in der wir wachsen, wenn wir Kinder sind, und sie haben viel zu thun mit dem Leben, welches wir führen, wenn wir Männer werden. Es ist wahr, daß die Männer die Zügel halten mögen, aber gewöhnlich sind es die Frauen, die ihnen sagen, nach welcher Seite sie fahren sollen. Was Rousseau sagte, kommt der Wahrheit sehr nahe: „Die Männer werden stets Das sein, was die Frauen aus ihnen machen".

Vor nicht langer Zeit begegnete Herr Sikes in einem Wagen zweiter Classe einem wohlgekleideten Arbeiter, der während der Feiertage von Sheffield nach Glasgow reiste, um seine Mutter zu

besuchen. „Ich freue mich“, sagte Herr Sikes, „einen Arbeiter zu diesem Zwecke eine so weite Strecke reisen zu sehen.“ — „Ja“, sagte der Mann, „und ich freue mich, sagen zu können, daß ich mir das erlauben darf.“ — „Und sparen viele von den in Ihrer Werkstatt beschäftigten Arbeitern Geld?“ fragte Herr Sikes. — „Nein“, sagte der Andere, „nicht mehr als zwei etwa vom Hundert. Die kärglichen Verdienste der Anderen werden nicht in die Sparcasse, sondern in die Bierstube getragen.“ — „Und wann fingen Sie an zu sparen?“ — „Als ich nicht größer als so hoch war“, sagte jener, indem er die Größe eines kleinen Knaben andeutete. „Das erste Geld, welches ich ersparte, wurde in die Penny-Bank getragen, und von da an habe ich immer fortgefahren mit Sparen.“

Indem der Einfluß frühzeitiger Praxis und guten Beispiels von dieser Art ist, freuen wir uns, zu finden, daß die Wirthschaftlichkeit jetzt in öffentlichen Schulen gelehrt wird. Der Pfarrer Crallan im Grafschaftsarmenhause von Sussex hat armen Knaben und Mädchen schon lange Vorträge über Sparsamkeit gehalten. Er empfiehlt die Errichtung mit Sparcassen in Verbindung stehender Penny-Banken in allen Elementarschulen. Er bemerkt sehr verständig, daß einfache Lectionen über das Geld, sein Wesen, seinen Werth und seinen Gebrauch verbunden mit den verschiedenen Pflichten des Gebens, Verwendens und Sparens einen

ungeheuren Einfluß auf die heranwachsende Generation haben würden.

Die Praxis, Kindern Gewohnheit vorsorglicher Art zu lehren, ist in den Volksschulen Belgiens seit etwa acht Jahren eingeführt. Die Schulcommission zu Gent, überzeugt von dem günstigen Einflusse, den das Sparen auf das moralische und materielle Wohlbefinden der arbeitenden Classen hat, glaubt, daß das beste Mittel, den Geist der Wirthschaftlichkeit mit ihren Gewohnheiten durchdringen zu lassen, das ist, sie den Schulkindern zu lehren und dieselben sie üben zu lassen.

Es ist immer sehr schwierig, Erwachsenen etwas Neues zu lehren und namentlich Vorlesungen über Sparsamkeit Männern zu halten, die nicht sparsam sind. Ihre Lebensweise ist festgestellt. Herkömmliche und eingewurzelte Gewohnheiten, ihr Geld auszugeben, existiren unter ihnen. Bei Männern ist es die Schenke, bei Weibern der Putzladen. Sie verthun, was sie verdienen, und denken nicht an den morgenden Tag. Wenn sie herunterkommen und in Noth sind, fühlen sie keine Scham vor dem Betteln; denn das Gefühl der Menschenwürde ist bei ihnen noch nicht hinreichend entwickelt.

Mit Kindern verhält es sich ganz anders. Sie haben keine eingewurzelten Gewohnheiten loszuwerden. Sie werden meistentheils thun, was man ihnen lehrt, und man kann ihnen Wirthschaftlichkeit ganz eben so lehren, wie man ihnen Arithme-

tik lehren kann. Sie können auf alle Fälle von einem geschickten Lehrer mit Gewohnheiten der Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit erfüllt werden. Jedes Kind hat zu Zeiten ein wenig Geld. Der Lehrer kann sie bewegen, dasselbe für irgendwelche würdige Zwecke zu sparen. Zu Gent ist in jeder Schule eine Sparcasse eingeführt, und die Kinder legen ihre Sous in dieselbe. Sowohl in den Schulen, wo für den Unterricht bezahlt wird, als in den Freischulen sind Sparcassen eingeführt; denn Gewohnheiten der Sparsamkeit sind für Männer und Frauen der reicheren Classen eben so nützlich als für die ärmeren. Die Ergebnisse der Vorträge über Wirthschaftlichkeit sind höchst befriedigend gewesen *). Die zu den Schulen von Gent

*) Eine in Gent veröffentlichte Flugschrift sagt von den Schulen, wo für den Unterricht bezahlt wird: „Der Geist der Wirthschaftlichkeit ist hier unter der Form der Mildthätigkeit eingeführt worden. Die jungen Mädchen kaufen für ihr Taschengeld erstens Material, Baumwollenzeug oder Leinwand, aus denen sie später während der für Handarbeiten bestimmten Stunden Kleider anfertigen; dann werden Hemden, Kleider, Taschentücher oder Schürzen unter die ärmeren Kinder der Freischulen vertheilt. Diese Vertheilung wird Gegenstand eines kleinen Feiertags, wir kennen nichts, was rührender wäre. Die armen Kinder werden in der Kohlengräberschule versammelt, unsere jungen Damen gehen ebenfalls dahin, eine von ihnen sagt ein paar gefühlvolle Worte zu ihren Schwestern aus den ärmeren Classen, eines der Mädchen aus den Freischulen antwortet. Dann werden die hübschen und nützlichen Dinge, die im

gehörenden Kinder haben achtzehntausend Pfund zusammengesteuert, eine Summe, die in der Staatssparcasse zu drei Procent Zinsen angelegt ist. Dieses System verbreitet sich über Holland, Frankreich und Italien. Es ist bis zu einer gewissen Ausdehnung auch in unserem Lande angenommen worden. So zeigen Glasgow, Liverpool, Birmingham, Great Ilford und das Londoner Waisenhaus allesammt Beispiele von Schulsparcassen, und wir hoffen mit Bestimmtheit, daß dieselben in nicht langer Zeit in jeder Schule über das ganze Königreich hin, Eingang gefunden haben werden.

Aus dem, was gesagt worden ist, wird deutlich erhellen, daß die Uebung der Sparsamkeit sehr viel davon abhängt, daß für Erleichterung des Zurücklegens kleiner Geldsummen gesorgt wird. Trage man für eine bequem eingerichtete Sparcasse Sorge, und die Einlagen werden allmählich hineinströmen. Errichte man Militär-Sparcassen, und die gemeinen Soldaten werden es möglich machen, von ihrer geringen Löhnung etwas zu ersparen. Eröffne man Penny-Banken, und Massen

letzten Jahre angefertigt worden sind, vertheilt. Die Geberinnen selbst sind es, welche die Früchte ihrer Arbeit an die Aermsten unter den Armen vertheilen. Zwischen den einzelnen Acten der Austheilung werden Lieder gesungen. Brauchen wir nochmals auf die Segnungen dieser segensreichen Wirthschaftlichkeit hinzuweisen?"

von Einlegern werden sich sofort einstellen; selbst die Knaben der Armenschulen sind ja im Stande beträchtliche Summen in sie zu tragen. Es ist dasselbe mit Schulcassen, wie wir aus dem Beispiele in Gent gesehen haben.

Nun war unser Land vor fünfzehn Jahren noch sehr ungenügend mit Sparcassen für das Volk versehen. Es gab damals viele große Städte und Dörfer, welche ganz und gar nichts der Art besaßen. Lancashire hatte nur dreißig Sparbanken für mehr als zwei Millionen Seelen. Der östliche Bezirk von Yorkshire hatte nur vier Sparbanken. Es gab fünfzehn Grafschaften im Königreiche, die nicht eine einzige Sparbank hatten. Es gab nur etwa sechshundert Sparbanken für ungefähr dreißig Millionen Menschen. Diese waren in der Woche nur zwei oder drei Stunden geöffnet, ja einige nur vier Stunden im Monat. Der Arbeiter, der Geld zum Sparen hatte, mußte seine paar Schillinge eine Zeitlang in der Tasche mit sich herumtragen, bevor er sie zurücklegen konnte, und in der Zwischenzeit konnte er fortwährend Versuchungen ausgesetzt sein, sie auszugeben. Um seine Schillinge sicher bei sich zu behalten, mußte er sich die G e w o h n h e i t des Sparens erworben haben, und es war der Zweck der Sparcassen, ihn zu dieser Gewohnheit zu erziehen und sie bei ihm zu befestigen.

Dr. Guthrie sagte in seinem 1860 erschienenen

Buche über die Armenschulen: „In welcher Lage befinden sich die jungen Leute in unseren Fabriken und Handwerken? In Gestalt von Wirthshäusern und Branntweinläden sind sie von zahlreichen Versuchungen umgeben, während vielen von ihnen Sparcassen kaum dem Namen nach bekannt sind. Die Ausschweifung hat ihre Netze über alle Straßen ausgeworfen. In vielen unserer Städte hat die Nüchternheit auf der Strecke eines Bogenschusses zwischen einem halben Dutzend Schnapsschenken Spießruthen zu laufen. Diese sind nahe zur Hand, offen bei Tage, flammend erleuchtet bei Nacht, sowohl am Sonnabend, wo der Arbeiter seinen Lohn empfängt, als am Tage des Herrn. Die Trunksucht findet unmittelbar Befriedigung, während die Wirthschaftlichkeit vielleicht eine Meile weit bis zu ihrer Sparcasse zu wandern hat, und diese überdies der Sparsamkeit nur ein oder zwei Mal in der Woche die Thür öffnet".

Viele Andeutungen waren von Freunden der ärmeren Classen ergangen, ob es nicht möglich sein möchte, ein ausgedehnteres System von Sparbanken über das Land hin zu errichten. Schon im Jahre 1807 brachte Herr Whitbread im Parlamente einen Gesetzentwurf zu dem Zwecke ein, es zu ermöglichen, daß bei einem in London zu errichtenden Amte kleine Einlagen gemacht würden, das Geld sollte durch die Postmeister der Districte eingesandt werden, in denen die Einlagen statt-

fänden. Der Gesetzentwurf faßte ferner die Errichtung einer nationalen Versicherungsgesellschaft ins Auge, vermittelst deren Arbeiter in den Stand gesetzt werden sollten, Versicherungen zu bewirken, die zweihundert Pfund nicht übersteigen sollten. und sich jährliche Renten zu schaffen, die nicht über den Betrag von zwanzig Pfund hinausgingen. Herrn Whitbread's Gesetzentwurf wurde verworfen, und es wurde nichts aus seinen Vorschlägen.

Als die Bemühungen des Generalpostmeisters Sir Rowland Hill dem Systeme der Postämter eine große Lebenskraft verliehen und ihre Nützlichkeit als öffentliche Anstalt nach allen Richtungen hin ausgedehnt hatten, wurde zunächst vorgeschlagen, eine Einrichtung zu treffen, nach welcher die Geldkarten-Stellen, welche 1838 errichtet wurden, zu dem Zwecke benutzt werden könnten, nicht blos Geld zu versenden, sondern auch auf Zinsen auszuthun. Professor Hancock veröffentlichte 1852 über den Gegenstand eine Flugschrift. Im November 1856 schlug Herr John Bullar, der berühmte Advocat — dessen Aufmerksamkeit durch die Wirksamkeit der Penny-Bank in Putney auf die Sache hingelenkt worden war — den Postbehörden die Verwendung der Geldkarten-Stellen als Mittel zur Ausdehnung des Sparbanksystems vor; allein sein Vorschlag begegnete zur Zeit keiner Billigung, und es wurde nichts daraus.

Aehnliche Vorschläge wurden von anderen

Herren gemacht — von Herrn Hume, von Herrn Mac Corquodale, von Capitän Strong, von Herrn Ray Smee u. A. m. Aber erst als der bereits wiederholt erwähnte Herr Sikes von Huddersfield die Frage in die Hand nahm, verkörperten sich diese verschiedenen Vorschläge zu Thatsachen. Vorschläge sind immer nützlich. Sie regen zum Nachdenken an. Die werthvollsten gehen nie verloren, sondern arbeiten sich zuletzt zu Thatsachen durch. Die meisten Erfindungen sind das Ergebniß origineller Vorschläge. Irgend Jemand versucht die Idee anzuwenden. Zuerst mißlingt es ein oder ein paar Mal, aber mit größerer Kenntniß, mehr Erfahrung und festerem Entschlusse ringt sich der Gedanke zuletzt zum Erfolge durch.

Die Post=Sparcassen verdanken ihren Erfolg an erster Stelle den zahlreichen Vorschlägen, die Herr Whitbread und Andere machten, sodann aber dem Generalpostmeister Sir Rowland Hill, der durch Errichtung der Zweigpoststellen für die Vermittelung von Geldern die Vorschläge ausführbar machte, hierauf Herrn Sikes, der die Frage 1850 in die Hand nahm, sie lebhaft betrieb, dies beharrlich fortsetzte und sie verschiedenen Schatzkanzlern zur Berücksichtigung vorlegte, endlich aber Herrn Gladstone, der, nachdem er die unermeßlichen wohlthätigen Folgen von Post=Sparcassen klar erkannt hatte, 1861 im Parlament einen hierauf bezüglichen Gesetzvorschlag einbrachte und durchsetzte.

Die Geldkartenabtheilung des Postamtes hatte Herrn Sikes, wie früher bereits andere Beobachter, darauf hingewiesen, daß die Organisation bereits vorhanden war, durch die sich Postsparcassen über das ganze Land hin ausführbar machen ließen. Die Praxis war, da, wo der Localinspector fand, daß in einer Woche bis zu fünf Geldkarten verlangt wurden, diese Zweigstelle des Postamtes zu einem Geldkartenamte zu machen. Man rechnete aus, daß ein solches Amt durchschnittlich innerhalb einer Strecke von drei Meilen von der Thür jedes Arbeiters im Königreiche errichtet worden war. Die Aemter waren täglich geöffnet. Sie nahmen Geld von Allen, die kamen, und gaben Belegscheine für die durch sie zu übermittelnden Beträge aus. Sie behielten das Geld an sich, bis es erhoben wurde, und zahlten es auf Vorzeigung eines gehörigen Betragscheines aus. Das Postamt war in Wirklichkeit eine Bank zur Uebermittelung von Geld, das es für Perioden von vierundzwanzig Stunden bis zu Wochen und Monaten an sich behielt. Wenn man es in den Stand setzte, mehr Geld von mehr Einlegern anzunehmen, und wenn man die Zeit erweiterte, die es dasselbe an sich behielt, indem es dafür die üblichen Zinsen gewährte, so wurde es in jeder Hinsicht und Beziehung eine nationale Depositenbank.

Die Ergebnisse des Gesetzes in Betreff der

Postsparcassen haben sich als durchaus zufriedenstellend erwiesen. Die Geldkarten-Stellen sind beträchtlich ausgedehnt worden. Es giebt deren etwa viertausend, und infolge dessen ist die Gelegenheit zum Sparen, seit diese Banken oder Cassen errichtet worden sind, beinahe verdoppelt worden. Ihre Zahl im Londoner Bezirk beträgt jetzt ungefähr vierhundertundsechzig, so daß man von jedem Punkt in den dichtbevölkerten Theilen der Metropole ausgehen und innerhalb der Entfernung von einigen hundert Schritten eine Sparcasse finden kann. Die Zahl der Einleger belief sich zu Ende des Jahres 1873 auf mehr als anderthalb Million, während der Betrag der Einlagen damals über einundzwanzig Millionen Pfund Sterling hinausging und zu Ende des Jahres 1874 die Summe von 23,157,469 Pfund erreichte. Zu derselben Zeit aber blieb der in den ursprünglichen Sparcassen niedergelegte Betrag so ziemlich derselbe wie vorher.

Die Postsparcassen bieten mehrere große Vortheile, welche allgemein bekannt zu werden verdienen. Diese Cassen oder Banken sind sehr weit verbreitet und von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr am Abend eröffnet, am Sonnabend sogar bis neun Uhr des Nachts. Man kann eine Einlage von einem Schilling oder beliebig vielen Schillingen machen, nur darf der jährliche Betrag der Einlagen dreißig Pfund nicht übersteigen. Die Post-

beamten liefern das Buch, in welches die verschiedenen Einlagen eingetragen werden. Das Buch enthält auch die Regeln, nach denen die Postsparcassen verwaltet werden. Es wird ein Zins von dritthalb Procent gewährt.

Ein zweiter höchst wichtiger Punkt ist die Sicherheit. Die Regierung ist für den vollen eingezahlten Betrag verantwortlich, so daß das in die Postsparcassen deponirte Geld so sicher ist, als ob es in der Bank von England läge. Das gesparte Geld kann auch ohne Kosten von Ort zu Ort übertragen werden, und wird dem Einleger ohne Schwierigkeit auf Verlangen ausgezahlt, einerlei, wo es ursprünglich eingezahlt worden ist. Alles, was geschieht, geschieht vollkommen geheim zwischen dem Einleger und dem Postmeister, dem untersagt ist, die Namen der Einleger zu nennen.

Wir haben häufig des Herrn Charles William Sikes in Verbindung mit Pennybanken und Postsparcassen gedacht. Sein Name wird immer eine hervorragende Stelle in Verbindung mit diesen schätzenswerthen Anstalten einnehmen. Er ist der Sohn eines Bankiers in Huddersfield. Als er auf der Schule war, bekam er einen Preis in Gestalt eines Exemplars der Abhandlungen und Briefe Dr. Franklin's. Er las das Buch mit Begierde durch. Es pflanzte seiner Seele die Keime vieler nützlichen Gedanken ein und übte einen mächtigen Einfluß darauf aus, daß sein Leben die

Richtung auf das Praktische nahm. Huddersfield ist eine geschäftige Fabrikstadt. Obwohl die Arbeiter für ihre Arbeit gut bezahlt waren, gab es doch mancherlei Auf- und Niedergänge in ihrem Geschäfte. Wenn es mit Handel und Gewerbe stockte, und sie Alles, was sie verdient, verthan hatten, waren eine Menge von ihnen gewohnt, in den Straßen oder an den Wegen draußen das öffentliche Mitleid in Anspruch zu nehmen. Der junge Sikes fragte sich oft, ob diese Leute jemals von Dr. Franklin gehört hätten und von seiner Methode zur Vermeidung des Bettelns oder schlechter Zeiten durch Sparen ihres Geldes, wenn Handel und Gewerbe flott gingen und sie gut bei Casse wären.

Frühzeitig im Jahre 1833 trat Herr Sikes in die Dienste der Huddersfielder Bankgesellschaft. Es war die zweite Actienbank, die in England errichtet worden war. Die Klugheit und der Erfolg, mit denen die schottischen Bankgesellschaften verwaltet worden waren, bewog die Directoren, einen schottischen Geschäftsführer zu wählen. Einer der ersten Beschlüsse, welche die Directoren faßten, war, Depositenscheine für Summen von zehn Pfund und darüber zu dem Zwecke auszugeben, die arbeitenden Classen zu vorsorglichen und sparsamen Gewohnheiten zu ermuntern. Herr Sikes, der bei dem Geschäftsführer gut stand, hörte von seinen Lippen höchst interessante Mittheilungen über die

vorsorglichen Gewohnheiten der schottischen Bauern und erfuhr von ihm die Thatsache, daß eine der Banken in Perth jährlich für Depositen, die zwischen zehn und zweihundert Pfund jedes einzelne betrugen, nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Interessen zahle.

Im Jahre 1837 wurde Herr Sikes einer der Cassirer der Gesellschaft. Dies brachte ihn in unmittelbare Berührung gerade mit der Classe, die er nach der Richtung, die sein Geist genommen hatte, so sehr zu verstehen wünschte — nämlich mit dem sparsamen Theile der arbeitenden Bevölkerung. Eine beträchtliche Anzahl derselben hatte Summen auf Zinsen liegen. Im Verlaufe der Jahre war Herr Sikes oft Zeuge, wie ein Einleger mit zehn oder zwanzig Pfund anfing, dann fortwährend zu seinem kleinen Schatze hinzuthat, bis der Betrag schließlich ein-, zwei- und in einigen Fällen dreihundert Pfund erreichte. Herr Sikes dachte oft an die wunderbare Verbesserung, welche in den Verhältnissen der arbeitenden Classen herbeigeführt werden würde, wenn jeder von ihnen von derselben Genügsamkeit und Vorsorglichkeit beeinflußt wäre, welche die Ausnahmen von dem Stande der Arbeiter bewog, ihre Ersparnisse in seine Bank zu tragen.

Um diese Zeit waren Handel und Gewerbe in trauriger Lage. Die Weber, die an dem Handwebstuhl arbeiteten, waren fast ganz ohne Beschäf-

tigung. Entbehrung und Noth herrschten auf jeder Seite, und dieselben wurden oft mit schweigendem und edlem Heroismus ertragen. Verschiedene Mittel zur Abhülfe wurden in Betreff dieser Uebelstände in Vorschlag gebracht. Socialismus, Chartismus und Freihandel waren die beliebtesten. Theorien der tollsten und unausführbarsten Art wurden in Ueberfülle vorgetragen, und doch gab es selbst in diesen dunkeln Tagen Beispiele von Leuten, die es so eingerichtet hatten, daß bis zu einem gewissen Grade die Zukunft über die Gegenwart herrschte, und die sich auf ihre Reserve bei der Actiengesellschaft oder der Sparcasse zurückziehen und sich von ihr bis auf bessere Zeiten durchhelfen lassen konnten. Indem Herr Sikes an die wohlthätigen Folgen des Freihandels glaubte, war er gleichermaßen überzeugt, daß die nationale Prosperität ganz ebenso wie die nationale Noth von großen Uebeln begleitet sein könne, wenn die Massen sich nicht Gewohnheiten der Vorsorglichkeit und Sparsamkeit erworben hätten und nicht durch vorgängige Erziehung auf die „zukünftige gute Zeit" vorbereitet wären, welche die Redner der Liga so beredt voraussagten.

Viele Besprechungen, die Herr Sikes auf seinen abendlichen Gängen nach Hause hatte, überzeugten ihn, daß es gesellschaftliche Probleme gebe, mit welchen zu kämpfen die Gesetzgebung beinahe machtlos wäre, und von diesen war eins die nicht

sparsame Lebensweise des Volkes. Ein Fabrikant, der fünfhundert Weber am Handwebstuhle beschäftigte, hatte Herrn Sikes erzählt, daß er in einer vorhergehenden Periode, wo die Geschäfte flott gegangen, Arbeit in Fülle vorhanden und die Löhne sehr hoch gewesen seien, seine Leute, selbst wenn er sie auf den Knieen gebeten hätte, nicht habe bewegen können, einen einzigen Penny zu sparen oder irgend Etwas für einen trüben Tag zurückzulegen. Der Handel mit gemusterten Westenstoffen hatte zu allen Zeiten seine Cyklen abwechselnder Flottheit und Gedrücktheit gehabt, aber die Erfahrung konnte, eine wie strenge Lehrmeisterin sie auch war, Leuten, die nicht hören wollten, nichts lehren. In dieser Zeit las Herr Sikes die „Urkunden der Schöpfung" des verstorbenen Erzbischofs Sumner und begegnete da der folgenden Stelle: „Das einzig wahre Geheimniß, wie den Armen beizustehen ist, besteht darin, daß man sie zu Mitwirkenden bei der Besserung ihrer eigenen Lage macht".

So einfach diese Worte sind, warfen sie Licht in die Seele des Herrn Sikes und wurden der Grundton und der Probirstein, an dem er die verschiedenen Ansichten und Theorien prüfte, denen er vorher begegnet war. Almosen und andere Wohlthaten waren, obwohl sie häufig sich auf die wohlwollendsten Motive gründeten, zu oft von schädlichem Einfluß auf ihre Empfänger. Dagegen

konnte, wenn nur Verlaß auf sich selbst und Selbsthülfe — die Grundpfeiler der wahren Majestät im Menschen — zu allgemeinen Charakterzügen der arbeitenden Classen gemacht werden konnten, nichts ihren Fortschritt weiterhin und nach obenhin aufhalten. Herr Sikes bemerkte, daß die arbeitenden Classen so lange, als bis sie mehr von der Geldkraft in den Händen hätten, immer periodisch arm und in Noth sein würden. Er sah, daß, wenn sie nur vorsorglichen Gewohnheiten folgen wollten, die ganze Physiognomie der bürgerlichen Gesellschaft sofort eine andere Gestalt gewinnen würde, und er entschloß sich, diesem guten Werke, soweit es in seinen Kräften stand, jede Unterstützung angedeihen zu lassen.

1850 waren die Sparcassen in jeder Woche nur ein paar Stunden offen. In Huddersfield, wo jährlich an Löhnen mehr als viermalhunderttausend Pfund bezahlt wurden, hatte die Sparcasse nach dreißigjährigem Bestehen nicht mehr als 74,332 Pfund Einlagen. Im Jahre 1850 richtete Herr Sikes einen anonymen Brief an die Herausgeber des „Leeds Mercury", unter den er auf ihr Verlangen später seinen Namen setzte. In diesem Briefe empfahl er die Errichtung von Penny-Sparcassen in Verbindung mit Gewerbeschulen und ähnlichen Anstalten. Mit einfachen Worten, aber vielen schlagenden Thatsachen zeigte er, wie die jungen Männer und die jungen Mädchen der

arbeitenden Classen fast jeder Gelegenheit beraubt aufwüchsen, sich an Sparsamkeit zu gewöhnen und Einleger in Sparbanken zu werden.

Der Brief wurde mit allgemeiner Beistimmung aufgenommen. Der Ausschuß des Vereins der Gewerbeschulen in Yorkshire gab ihm seine herzliche Billigung zu erkennen, und es wurden in Verbindung mit fast allen Gewerbeschulen Penny-Banken errichtet. Herr Sikes trat persönlich an die Spitze einer solchen in Huddersfield, und bis auf die jetzige Zeit herab hat er ungefähr dreißigtausend Pfund eingenommen und zurückgezahlt. In der That sind die Arbeiter von Huddersfield — zweifelsohne großentheils infolge des praktischen Beispiels des Herrn Sikes — vorsorglicher und sparsamer geworden; denn die Einlagen in ihre Sparcasse sind von vierundsiebzigtausend Pfund im Jahre 1850 auf dreihundertdreißigtausend Pfund im Jahre 1874 gestiegen.

Im Jahre 1854 veröffentlichte Herr Sikes seine treffliche Flugschrift: „Gute Zeiten, oder die Sparcasse und der häusliche Heerd", auf die wir bereits Bezug genommen haben. Der Erfolg, dem sie begegnete, bewog ihn, seine Aufmerksamkeit auf das Sparcassenwesen im Allgemeinen zu richten. Er war überrascht, zu finden, daß sie den Bedürfnissen des Landes so äußerst wenig entsprachen. Er suchte eine Unterredung mit Sir Cornwall Lewis, dem damaligen Schatzkanzler, nach und unter-

breitete ihm den Gegenstand seiner Ueberlegung. Der Kanzler ersuchte Herrn Sikes, seine Ansichten in einem Briefe auszusprechen, und in Verlauf einiger Monate erschien eine an Sir Cornwall Lewis gerichtete Flugschrift, die den Titel führte: „Reform der Sparcassen“. Herr Sikes bestand darin darauf, daß die Regierung die in Sparcassen niedergelegten Beträge garantire; doch wurde das abgeschlagen.

Herr Sikes verschritt zunächst zur Untersuchung der Frage in Betreff von Postsparcassen. Er sah sich enttäuscht, indem das Parlament keine Maßregel zur Verbesserung der Sparbanken gutgeheißen hatte. Der Tag schien sehr fern zu liegen, wo sein sehnlicher Wunsch sich verwirklichen sollte, daß die Sparbanken in Wahrheit die Bank des Volkes würden. Aber die dunkelste Stunde geht der Morgendämmerung entgegen. Als er schon den Gedanken aufgegeben hatte, die bestehenden Sparcassen zu verbessern, stieg ihm plötzlich die Idee auf, daß in den Geldkarten-Stellen genau die Organisation gegeben wäre, welche sich zu einer Sparcasse für das Volk machen ließe.

Er theilte seinen Plan seinem Freunde, Herrn Baines, der damals die Stadt Leeds im Unterhause vertrat, mit. Der Plan wurde Sir Rowland Hill vorgelegt, der die darin ausgesprochenen Vorschläge billigte und den Plan „für ausführbar, soweit sich's um die Post handelte“, erklärte.

Die Sache wurde sodann Herrn Gladstone zur Kenntniß gebracht, der später den betreffenden Gesetzentwurf im Parlamente durchsetzte, durch welchen im ganzen Lande Postsparcassen errichtet wurden.

Um die eigenen Worte des Herrn Sikes zu brauchen — als er im Verein für Socialwissenschaft den Erfolg der Postsparcassen voraussagte —: „Sollte der Plan zur Ausführung kommen, so wird er glorreiche Folgen haben. Wo eine Bank dieser Art eröffnet wird und Einlagen angenommen werden, wird das Selbstvertrauen bis zu einer gewissen Ausdehnung geweckt werden, und bei Vielen wird ein edleres Leben seinen Anfang nehmen. Sie werden allmählich erkennen, eine wie unbarmherzige Feindin die Unvorsorglichkeit für den Arbeiter ist, und wie wahre Freundinnen für sie die Wirthschaftlichkeit und die Sorge für die Zukunft sind. Unter ihrer Führung könnten Einkäufe für den Haushalt unter den günstigsten Bedingungen gemacht werden — gegen Baarzahlung könnte jedes wünschenswerthe Haus für die niedrigste Miethe genommen werden — bei pünktlicher Zinsentrichtung könnte das Haus mit Bequemlichkeiten bereichert werden, bis Alle sich seiner erfreuten und es zu schätzen wüßten. Von solchen Häuslichkeiten gehen Diejenigen aus, welche den rechten Geist erwerben, den Fleiß ehren, die Sparsamkeit üben und die Heimath lieben.

Einem guten Beispiele nacheifernd würden sie in ihrer Zeit und ihrer Generation edelmüthig sich bestreben, einen Theil ihres Einkommens zurückzulegen. Mancher harte Winter und manche folgende Zeit würde mühelos überwunden werden, in der man von seinem kleinen Vermögen zehrte, das man in bessern Tagen wieder vermehren würde. Und wenn der Plan angenommen würde, so hoffe ich, indem ich mich erinnere, daß er die Sparcasse dem Arbeiter so nahe bringen würde, daß er sie mit einem Gange von seiner Thür aus in weniger als einer Stunde erreichen könnte, keine zu sanguinische Ansicht aufzustellen, wenn ich annehme, er werde dazu verhelfen, die große Masse der arbeitenden Classen des Königreichs endlich für jene Gewohnheiten der Vorsorglichkeit und jener Selbstverleugnung zu gewinnen, welche dem Einzelnen dauernde Belohnung bringen und wesentlich zur Sicherheit des Staates beitragen".

Die arbeitenden Classen haben indeß bis jetzt noch nicht vollkommen Gebrauch gemacht von den Erleichterungen des Sparens, die ihnen durch die Postsparcassen gewährt worden sind. Nehmen wir zum Beispiel Birmingham, wo die Handwerker zu den am Besten bezahlten Arbeitern der Stadt gehören. In der Einlegerliste der Postsparcassen finden wir, daß die Handwerker erst nach den Dienstboten, den verheiratheten und unverheiratheten Frauen und den Unmündigen kommen.

Sie machen nur etwa ein Zehntel der gesammten Einleger aus, obwohl es möglich ist, daß sie ihre Ersparnisse in anderer Weise anlegen.

Nehmen wir sodann die Berichte über das ganze vereinigte Königreich England und Schottland her. Unter jeden zehntausend Einlegern bei den Postsparcassen sind, wie wir finden, die Dienstboten wieder die zahlreichsten, dann folgen die verheiratheten und einzelnstehenden Frauen, dann Personen „ohne Beschäftigung", oder mit der Notiz „Beschäftigung nicht angegeben", dann die Handwerker und nach ihnen die Tagelöhner, die Unmündigen, die Handelsleute, Soldaten, Matrosen, Commis, Putz- und Kleidermacherinnen, die gelehrten Berufsclassen und die öffentlichen Beamten in der angegebenen Reihenfolge. Wir müssen indeß die Anstalt als eine solche betrachten, die noch zu jung ist, um schon Wurzel geschlagen zu haben. Wir glauben, daß die lebende Generation dahingehen muß, bevor die vollen Früchte der Postsparcassen eingeerntet werden können.

Die Bewohner von Preston haben in den letzten paar Jahren eine starke Neigung zum Sparen von ihrem Einkommen kundgegeben — namentlich seit Beendigung der letzten großen Arbeitseinstellung. Es giebt, Huddersfield vielleicht ausgenommen, in England keine Stadt, wo das Volk sich so vorsorglich und sparsam erwiesen hat. Vor fünfzig Jahren legte von der Bevölkerung Prestons

nur eine Person von fünfzig Geld in die Sparcasse. Dreißig Jahre später verhielten sich die Einleger zur Zahl der Bevölkerung wie eins zu elf, und im letzten Jahre wie eins zu fünf. Im Jahre 1834 war von 5942 Einlegern die Summe von 165,000 Pfund in die Sparcasse geflossen, und 1874 von 14,792 Einlegern aus einer Gesammtbevölkerung von 85,428 Seelen die Summe von 472,000 Pfund. Giebt es eine andere Klein- oder Großstadt, die ein befriedigenderes Ergebniß der Lehren, der Erfahrung und des Gedeihens der letzten zwanzig Jahre aufzuweisen hat?

Neuntes Kapitel.

Kleinigkeiten.

„Stilles Behagen und Zufriedenheit,
Die heil'gen Freuden unsrer Häuslichkeit,
Sie hängen von viel kleinen Dingen ab,
Die uns Weib oder Tochter sorgend gab."
Hannah More.

„Wann zu verthun und wann zu sparen, wissen
Und wann zu kaufen, läßt nie Nothdurft missen."

„Wer das Kleine verachtet, soll Kleines bei Kleinem zu Grunde gehen."
Sprüche Salomo's.

Vernachlässigung kleiner Dinge ist der Felsen, an dem die große Mehrheit der Menschheit gescheitert ist. Das menschliche Leben besteht aus einer Reihenfolge kleiner Dinge, von denen jedes vergleichsweise unbedeutend ist, und doch hängt das Glück und der Erfolg jedes Menschen von der Art und Weise ab, wie man mit diesen Kleinigkeiten umgeht. Der Charakter bildet sich aus kleinen Dingen heraus, aus Kleinigkeiten, die gut

und ehrenwerth besorgt werden. Der Erfolg eines Geschäftsmannes hängt von der Aufmerksamkeit ab, die er kleinen Dingen widmet. Das Behagen einer Haushaltung ist das Ergebniß kleiner Dinge, die gehörig besorgt und gut arrangirt worden sind. Eine gute Regierung kann nur auf demselben Wege zu Stande kommen — durch gut geregelte Vorkehrungen für die Besorgung von Kleinigkeiten.

Große Schätze von Wissen und Erfahrung der werthvollsten Art sind das Ergebniß kleiner Bischen von Wissen und Erfahrung, die sorgfältig aufbewahrt worden sind. Die, welche im Leben Nichts lernen und Nichts anhäufen, werden als verfehlte Existenzen betrachtet, weil sie die kleinen Dinge nicht beachtet haben. Sie selbst mögen der Meinung sein, daß die Welt ihnen gram gewesen sei, aber in Wahrheit sind sie ihre eigenen Feinde gewesen. Der Volksglaube hat lange Zeit von „gutem Glück" geredet, aber die Vorstellung verschwindet allmählich wie andere im Volksmunde gang und gäbe gewesene Redensarten. Die Ueberzeugung greift um sich, daß Fleiß der Vater des guten Glücks ist, mit anderen Worten, daß unser Erfolg im Leben unseren Anstrengungen, unserer Rührigkeit und unserer Aufmerksamkeit auf das Kleine in der Welt entsprechen wird. Nachlässige, ungelenke, schlotterige Bursche werden dem Glücke nie begegnen, weil die Ergebnisse des Fleißes

Denen vorenthalten bleiben, die nicht die rechten Anstrengungen machen, um sie sich zu sichern.

Nicht das Glück, sondern die Arbeit macht Männer. Glück, sagt ein amerikanischer Schriftsteller, wartet immer darauf, daß sich Etwas finden soll, Arbeit findet mit scharfem Auge und kräftigem Willen selber immer Etwas. Glück liegt im Bette und wünscht, der Postbote wolle kommen und ihm die Nachricht von einer Erbschaft bringen; Arbeit rückt schon um sechs Uhr Morgens aus und legt mit geschäftiger Feder oder schallendem Hammerschlag die Grundsteine zu einem guten Auskommen. Glück winselt, Arbeit pfeift sich Eins. Glück verläßt sich auf den Zufall, Arbeit auf den Charakter. Glück glitscht aus und rutscht langsam in Nachlässigkeit gegenüber seinen üblen Antrieben hinab, Arbeit schreitet aufwärts und strebt nach Unabhängigkeit.

Es giebt in den Haushaltungen viele kleine Dinge, denen man seine Aufmerksamkeit zuwenden muß, wenn man gesund und glücklich sein will. Die Reinlichkeit besteht in der Aufmerksamkeit auf eine Anzahl scheinbarer Kleinigkeiten — das Scheuern einer Stubendiele, das Abstäuben eines Stuhles, das Auswaschen einer Theetasse — aber das Gesammtergebniß des Ganzen ist eine Atmosphäre moralischen und physischen Wohlbefindens — ein Zustand, der dem Wachsen des menschlichen Charakters im höchsten Grade gün-

stig ist. Die Beschaffenheit der Luft, die in einem Hause herrscht, mag eine Kleinigkeit zu sein scheinen — denn wir können die Luft nicht sehen, und wenige Menschen wissen etwas von ihr. Und doch, wenn wir nicht für ein regelmäßiges Zuströmen von reiner Luft in unsere Häuser sorgen, werden wir für diese Nachlässigkeit unausbleiblich büßen. Auf ein paar Schmutzflecke hier oder da scheint nicht viel anzukommen, und eine verschlossene Thür, ein nie geöffnetes Fenster scheint nicht viel zu bedeuten zu haben, aber es kann ein durch Fieber zerstörtes Leben bedeuten, und deshalb sind das Bischen Schmutz und das Bischen schlechte Luft wirklich sehr ernsthafte Dinge. Die Gesammtheit der Regeln für den Haushalt besteht, wenn man dieselben einzeln betrachtet, aus Kleinigkeiten — es sind aber Kleinigkeiten, die auf ein bedeutungsvolles Ziel hinstreben.

Eine Stecknadel ist ein sehr kleines Ding an einem Kleidungsstücke, aber die Art und Weise, wie sie in das Kleid gesteckt wird, offenbart uns den Charakter der Trägerin des Kleides. Ein geriebener Bursche sah sich einst nach einer Frau um und machte zu diesem Zweck einer Familie mit Töchtern seinen Besuch. Die Schöne, in die er besonders verliebt war, trat eines Tages mit theilweise nicht zusammengestecktem Kleide und wirren Haaren in das Zimmer, wo er saß, und er ging nie wieder hin. Man kann sagen, ein solcher Ge-

sell „war keine Stecknadel werth", aber er war wirklich ein geriebener Bursche und wurde später ein guter Ehemann. Er beurtheilte die Weiber wie die Männer nach Kleinigkeiten — und er hatte Recht darin.

Ein Droguist verlangte in der Zeitung einen Gehülfen, und es erfolgten Bewerbungen von einer ganzen Schaar junger Leute. Er forderte sie alle auf, zu derselben Zeit in seinen Laden zu kommen und ließ sie für einen Pfennig Salzpräparate in ein Päckchen packen. Dann gab er Demjenigen den Vorzug, der diese Kleinigkeit am saubersten und gewandtesten verrichtete. Er schloß von der Art und Weise, in der sie diese winzige Kleinigkeit im Geschäfte besorgten, auf ihre allgemeine praktische Befähigung.

Die Vernachlässigung kleiner Dinge hat manches Vermögen zu Grunde gerichtet und die besten Unternehmungen beeinträchtigt. Das Schiff, welches den Schatz des Kaufmanns heimtrug, ging verloren, weil man ihm erlaubte, den Hafen, von dem es absegelte, mit einem kleinen Loche im Boden zu verlassen. Weil ein Nagel fehlte, ging dem Pferde des Adjutanten ein Hufeisen verloren, weil das Hufeisen fehlte, ging das Pferd verloren, weil das Pferd fehlte, ging der Adjutant selbst verloren; denn der Feind nahm ihn gefangen und tödtete ihn, und weil die Intelligenz des Adjutanten fehlte, ging die Schlacht für den General ver-

loren, und das Alles geschah, weil ein kleiner Nagel nicht gehörig in ein Hufeisen befestigt worden war.

„Es wird schon gehen“, ist die gewöhnliche Phrase Derjenigen, welche kleine Dinge vernachlässigen. „Es wird schon gehen“, hat manchen Charakter verdorben, manches Vermögen zu Grunde gerichtet, manches Schiff versenkt, manches Haus verbrannt und tausende von hoffnungsvollen Plänen zum Besten der Menschheit scheitern lassen. Es bedeutet immer ein Innehalten vor dem Rechten. Es ist ein Nothbehelf. Es ist ein Mißlingen und eine Niederlage. Nicht was „so auch schon gehen“ wird, sondern was in diesem Falle das möglichst Beste ist, ist der zu erstrebende Punkt. Nehme eins nur einmal den Grundsatz, „es wird schon gehen“ an, und er hat sich dem Feinde ergeben, er ist auf der Seite, wo es nur Unfähigkeit und Niederlage giebt — und wir geben ihn als ein hoffnungsloses Subject auf.

Der französische Nationalökonom Say hat das folgende Beispiel des Schadens der Vernachlässigung kleiner Dinge erzählt. Einst war auf einer Pachtung draußen auf dem Lande eine Thür, welche das Vieh und Geflügel einschloß, aber aus Mangel an einem gehörigen Riegel fortwährend aufging. Ein Aufwand von einigen Sous und ein paar Minuten Zeit hätten Alles in Ordnung gebracht. Sie stand immer offen, sobald Jemand

hinausging, und da sie nicht in dem Zustande war, daß sie leicht schloß, so gingen von Zeit zu Zeit Stücke Geflügels verloren. Eines Tages entwischte ein schönes junges Ferkel, und die ganze Familie mit Einschluß von Gärtner, Köchin und Milchmagd rückte aus, um den Flüchtling zu suchen. Der Gärtner war der Erste, der das Schwein entdeckte, und indem er über einen Graben sprang, um ihm das Entlaufen abzuschneiden, verrenkte er sich den Fuß, sodaß er vierzehn Tage im Bette liegen mußte. Die Köchin fand, als sie in das Pächterhaus zurückkehrte, das Leinwandzeug verbrannt, welches sie zum Trocknen an das Feuer gehängt hatte, und die Milchmagd, die in ihrer Hast das Vieh im Kuhstalle anzubinden vergessen hatte, sah, daß eine Kuh, die dort umherlief, einem Fohlen, welches sich zufällig in demselben Stalle befand, das Bein zerschlagen hatte. Die verbrannte Leinwand und die verlorene Arbeit des Gärtners waren volle fünf Pfund werth, das Fohlen beinahe doppelt soviel, sodaß der Pächter in wenigen Minuten eine große Summe verloren hatte, lediglich weil es an einem kleinen Riegel gefehlt hatte, der für wenige Sous zu beschaffen gewesen wäre.

Das Leben ist voll von Beispielen ähnlicher Art. Wo es zur Gewohnheit geworden ist, kleine Dinge zu vernachlässigen, ist der Ruin vor der Thüre. Die Hand der Sorgsamen ist es, die reich

macht, und der sorgsame Mann, die sorgsame Frau richtet ihr Augenmerk auf kleine Dinge ganz ebenso wie auf große. Die Dinge mögen sehr klein und unbedeutend erscheinen, und doch ist es ebenso nothwendig, seine Aufmerksamkeit auf sie zu richten wie auf Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit.

Nehme man zum Beispiel die bescheidenste der Münzen — einen Penny. Welchen Nutzen hat das kleine Kupferstück — ein einziger Penny? Was kann man sich dafür kaufen? Wozu kann man sich damit verhelfen? Es ist der halbe Preis eines Glases Bier. Es ist der Preis für eine Schachtel Zündhölzchen. Es ist nur gut zu einer Gabe für einen Bettler. Und doch wie viel Menschenglück hängt davon ab, daß ein Penny in gehöriger Weise ausgegeben wird.

Jemand kann hart arbeiten und hohe Löhne verdienen, aber wenn er die Pennies, welche das Ergebniß seiner harten Arbeit sind, sich aus den Fingern gleiten läßt — indem einige ins Bierhaus, einige diesen und andere jenen Weg gehen — so wird er finden, daß sein Leben voll harter Arbeit sich wenig über ein Leben voll thierischer Plackerei erhebt. Wenn er dagegen auf seine Pennies hält — wöchentlich einige in eine Casse zu gegenseitiger Unterstützung giebt oder in eine Lebensversicherung steuert, andere in die Sparcasse trägt und den Rest seiner Frau zu sorgfältiger Verwendung überweist, damit davon eine bequeme Er-

nährung und Pflege der Familie bestritten werde, so wird er bald finden, daß seine Aufmerksamkeit auf kleine Dinge überreichlich belohnt werden wird, indem seine Mittel sich mehren, sein Behagen im Hause sich steigert und er in eine Stimmung kommt, die vergleichsweise frei von Sorgen in Betreff der Zukunft ist.

Alle Ersparnisse setzen sich aus kleinen Dingen zusammen. Viele Körnchen machen einen Scheffel. Viele Pennies geben ein Pfund. Ein ersparter Penny ist der Same zu einem ersparten Pfunde. Und ersparte Pfunde bedeuten Behagen, Fülle, Reichthum, Unabhängigkeit. Aber der Penny muß ehrlich verdient sein. Es giebt ein englisches Sprichwort, daß ein rechtschaffen verdienter Penny besser als ein geschenkter Schilling ist. Ein schottisches Sprichwort sagt: „Geschenktes Zeug ist Einem nie so lieb, als verdientes“. Was hat es zu sagen, daß der Penny schwarz ist? „Der Schmied und sein Penny sind beide schwarz.“ Aber der vom Schmied verdiente Penny ist ein rechtschaffen verdienter.

Wenn Jemand sich nicht darauf versteht, seine Pennies oder Pfunde zu Rathe zu halten, so wird er vor dem Kapitel Matthäi am letzten stehen. Jeden Tag kann ihn „die Armuth übereilen wie ein gewappneter Mann“. Sorgfältiges Sparen wirkt wie Zauber, einmal begonnen, erwächst es zur Gewohnheit. Es giebt uns das Gefühl der

Befriedigung, der Stärke, der Sicherheit. Die Pennies, die wir in unsere Sparbüchse gethan, oder in die Sparcasse getragen haben, geben uns die feste Hoffnung, daß es uns in Krankheit nicht an Bequemlichkeit und in unseren alten Tagen nicht an Ruhe fehlen wird. Der Mensch, der spart, baut sich ein Wetterdach gegen den Mangel, während der Mensch, der nicht spart, nichts zwischen sich und bitterer nagender Armuth hat.

Ein Mann kann geneigt sein, Geld zu sparen und es für Krankheitsfälle oder zu anderen Zwecken zurückzulegen; aber er kann dies nicht, wenn seine Frau ihn nicht läßt oder ihm nicht beisteht. Eine kluge, genügsame, sparsame Frau ist eine Ehrenkrone für ihren Mann. Sie hilft ihm bei allen seinen guten Entschlüssen, sie kann durch stille, sanfte Ermunterung seine besseren Eigenschaften wecken und zur Wirkung bringen, und sie kann durch ihr Beispiel ihm edle Grundsätze einpflanzen, welche der Same zu den höchsten praktischen Tugenden sind.

Der Geistliche Owen, früher in Bilston — ein guter Freund und Berather der Arbeiter, pflegte eine Geschichte von einem Manne zu erzählen, der kein guter Haushalter war, aber durch das gute Beispiel seiner Frau in den Stand gesetzt wurde, einer zu werden. Der Mann war ein Kattundrucker in Manchester, und er ließ sich von seiner Frau an ihrem Hochzeitstage überreden, ihr täg-

lich zwei halbe Pinten Ale als ihr Deputat zu erlauben. Er wollte nicht recht heran an dieses Abkommen; denn, obwohl er selbst ein Trinker war, hätte er es doch lieber gesehen, wenn er eine vollkommen nüchterne Frau gehabt hätte. Sie arbeiteten Beide fleißig, und er, der arme Mann, war nach Schluß der Fabrik selten nicht im Wirthshause zu sehen.

Sie hatte ihre tägliche Pinte, und er hatte vielleicht seine zwei oder drei Quart, und keines von Beiden mischte sich in die Angelegenheiten des andern, ausgenommen, daß sie es bisweilen vermöge des einen oder des andern kleinen Kunstgriffs durchsetzte, daß er des Nachts eine oder zwei Stunden eher nach Hause kam oder dann und wann auch einen ganzen Abend im eigenen Hause verbrachte. Sie waren ein Jahr verheirathet, und am Morgen des Jahrestags ihrer Hochzeit warf der Mann einen Seitenblick auf seine nette und saubere kleine Frau und sagte mit einem Anflug von Gewissensbissen: „Mary, wir haben uns keinen Feiertag gemacht seit wir getraut wurden, und schade nur, daß ich nicht einen Penny in der Tasche habe, sonst wollten wir heute einen Ausflug nach dem Dorfe machen, um Deine Mutter zu besuchen".

„Möchtest also gerne gehen, John?" sagte sie sanft zwischen einem Lächeln und einer Thräne, so froh, ihn so freundlich — so ganz wie in der alten Zeit sprechen zu hören. „Wenn Du Lust

hast zu gehen, John, so will ich die Sache bezahlen".

„Du die Sache bezahlen!" sagte er halb spöttischen Tons. „Hast Du Vermögen, Frauenzimmer?"

„Nein", sagte sie, „aber ich habe die Pinte Ale."

„Was hast Du?" fragte er.

„Die Pinte Ale", wiederholte sie.

John verstand sie immer noch nicht, bis das treue Geschöpf unter einem lockern Ziegelstein im Kamin oben einen alten Strumpf hervorholte und ihm ihre tägliche Pinte Ale in Gestalt von dreihundertfünfundsechzig Dreipencestücken, d. h. vier Pfund vier Schillingen und sechs Pence in die Hand zählte, indem sie ausrief: „Du sollst Deinen Feiertag haben, John".

John war beschämt, erstaunt, das Gewissen schlug ihm, er war wie unter einem Zauber und wollte das Geld nicht anrühren. „So hast Du Dein Deputat nicht gehabt? Dann mag ich auch keins mehr!" sagte er. Und er hielt sein Wort. Sie verbrachten ihren Hochzeitstag bei der Mutter, und das kleine Capital der Frau wurde der Kern einer Reihenfolge von bescheidenen Anlagen, die schließlich zu einer eigenen Werkstatt, zu einer Fabrik, zu Waarenspeichern, einem Landsitze, Kutsche und Pferden und vielleicht zu einem Mayor von Liverpool anschwollen.

In derselben Weise leistet ein Arbeiter selbst von der bescheidensten Art, dessen regelmäßiger und gedeihlicher Lebenswandel seinen Kameraden zeigt, was Fleiß, Mäßigkeit, männliches Zartgefühl und Ueberlegenheit vor niederen, sinnlichen Versuchungen zur Hebung einer Häuslichkeit beitragen können, die selbst mitten im Dunkel der Armuth hell und heiter ist — in derselben Weise, sagen wir, leistet ein solcher Mann so viel Gutes, als der beredteste Schriftsteller, der je geschrieben hat. Wenn es im Volke einige Patriarchen dieser Art gäbe, so würde ihr wohlthätiger Einfluß bald von der gesammten bürgerlichen Gesellschaft gefühlt werden. Ein wohlverbrachtes Leben ist soviel werth wie tausend schöne Reden. Denn das Beispiel redet eine viel eindringlichere Sprache als Worte — es ist Belehrung durch Handeln, Klugheit bei der Arbeit.

Das tägliche Leben eines Menschen ist das beste Zeugniß für seinen moralischen und socialen Zustand. Nehmen wir zum Beispiel zwei Leute her, die beide in demselben Handwerk arbeiten und dasselbe Geld verdienen, und die doch hinsichtlich ihrer thatsächlichen Verhältnisse einen großen Unterschied zeigen können. Der eine blickt wie ein freier Mann, der andere wie ein Sklave. Der eine wohnt in einem netten Häuschen, der andere in einer Lehmhütte. Der eine hat immer einen ordentlichen Rock auf dem Leibe, der andere geht in

Lumpen einher. Die Kinder des einen sind sauber, wohlgekleidet und in der Schule, die Kinder des andern sind schmutzig, unfläthig und oft im Rinnstein. Der eine besitzt die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens und einige von seinen höheren Freuden und Annehmlichkeiten — vielleicht sogar eine gutgewählte kleine Bibliothek, der andere hat wenige von den Bequemlichkeiten des Lebens und sicher keine höheren Freuden und Genüsse desselben, keine Bücher. Und doch verdienen diese beiden Männer denselben Lohn. Was ist die Ursache des Unterschieds, der zwischen ihnen herrscht?

Sie liegt in Folgendem. Der eine Mann ist geistig geweckt und klug, der andere ist das Gegentheil. Der eine verweigert sich Verschiedenes zum Besten seiner Frau, seiner Familie, seiner Häuslichkeit, der andere verweigert sich Nichts, sondern lebt unter der Tyrannei seiner üblen Gewohnheiten. Der eine ist ein nüchterner Mann, der sein Vergnügen darin findet, seine Häuslichkeit einladend und es seiner Familie behaglich zu machen, der andere macht sich nichts aus seiner Häuslichkeit und seiner Familie, sondern verthut den größten Theil seines verdienten Lohnes im Schnapsladen oder im Wirthshause. Der eine Mann blickt aufwärts, der andere abwärts. Der eine sucht seine Genüsse in den höheren, der andere sucht sie in den niederen Sphären. Der eine liebt Bücher, die seinen Geist belehren und erheben, der andere

liebt geistige Getränke, die ihn durch ihre Wirkung erniedrigen und zum Thier herabwürdigen. Der eine spart, der andere vergeudet sein Geld.

„Höre 'mal, Kamerad", sagte ein Arbeiter zu einem andern, als sie eines Abends von ihrer Arbeit nach Hause gingen, „willst Du mir wohl sagen, wie es kommt, daß Du mit Deinem Lohne auskommst? Wie geht es zu, daß Du es fertig kriegst, Deine Familie so gut zu ernähren und zu kleiden und außerdem Geld in die Penny-Bank zu tragen, während ich, der ich doch ebensoviel Lohn bekomme wie Du, und weniger Kinder habe, mit knapper Noth ausreiche?"

„Nun, das will ich Dir sagen: es besteht einzig und allein darin, daß ich ein achtsames Auge auf die Pennies richte."

„Was, ist das Alles, Ransom?"

„Ja wohl, und es steckt viel in dem Allen. Nicht einer von fünfzig Leuten kennt das Geheimniß. Du zum Beispiel, Jack, weißt es nicht."

„Wie? Ich? Laß einmal sehen, wie Du das beweisest."

„Jetzt, wo Du mich nach meinem Geheimniß gefragt hast, will ich Dir Alles darüber erzählen. Aber Du darfst es nicht übelnehmen, wenn ich von der Leber weg rede. Erstens gebe ich nichts für mein Getränk aus."

„Nichts? Dann bezahlst Du Deinen Schnaps

nicht, sondern nassauerst bei Deinen Nachbarn herum."

„Niemals! Ich trinke Wasser, welches nichts kostet. Betrunkene Tage haben alle ihren Katzenjammer, wie man zu sagen pflegt. Ich verschone mich selbst mit Kopfschmerzen und zitternden Händen und spare meine Pennies. Wassertrinken macht einen weder krank, noch stürzt es in Schulden, noch verwandelt es unsere Frau vor der Zeit in eine Wittwe. Und laß mich Dir Das sagen, das macht einen beträchtlichen Unterschied in unseren Ausgaben. Es kann sich wöchentlich auf eine halbe Krone belaufen, was für das Jahr sieben Pfund giebt. Diese sieben Pfund werden für mich und meine Kinder Kleider schaffen, während bei Dir die Ellenbogen aus der Jacke gucken und Deine Kinder barfuß gehen."

„Na na, das heißt doch zu weit gehen. Ich trinke nicht in dem Maßstabe. Ich mag wohl gelegentlich meinen halben Schoppen zu mir nehmen, aber eine halbe Krone wöchentlich — hoho!"

„Nun denn, was hast Du letzten Samstag Abend für Getränke ausgegeben? Heraus damit."

„Na, laß 'mal sehen. Ich trank eine Pinte mit Jones, dann hatte ich, glaub' ich, einen Schoppen mit Davis, der eben nach Australien fortwill, und dann ging ich in die Loge."

„Nun, wieviel Schoppen hattest Du dort?"

„Wie kann ich das sagen? Ich weiß es nicht mehr. Aber 's ist alles Unsinn und dummes Zeug, Bill."

„Oh, Du kannst es nicht sagen, Du weißt nicht, wieviel Du verthan hast? Ich glaube Dir. Aber das ist die Art und Weise, wie Deine Pennies weggehen, mein Junge."

„Und das ist Dein ganzes Geheimniß?"

„Ja — halte Deine Pennies zusammen — das ist Alles. Weil ich spare, habe ich Etwas, wo Du Nichts hast. Es ist sehr einfach, nicht wahr?"

„Einfach — oh ja, aber es ist Nichts daran."

„Ja, es ist Das daran, daß es Dich veranlaßt hat, mich zu fragen, wie ich es einrichte, daß es meine Familie so bequem hat, und ich Geld in die Penny-Bank lege, während Du mit demselben Lohne mit knapper Noth ausreichst. Geld ist Unabhängigkeit, und Geld wird verdient, indem man die Pennies zusammenlegt. Ueberdies muß ich für die Meinigen so hart arbeiten — und Du ebenfalls — daß ich es nicht über's Herz bringen kann, einen Penny mit Getränk zu vergeuden, wo ich ihn zu ein paar andern schwerverdienten Pennies in die Bank legen kann. Es ist Etwas für Zeiten, wo es hapert, für schlimme Tage. Das also ist daran, Jack, und ferner liegt ein Trost in dem Gedanken, daß, was mir auch passiren mag, ich nicht betteln zu gehen oder ins Armenhaus zu ziehen brauche. Das Sparen des Pennys giebt mir das

Gefühl, daß ich ein freier Mann bin. Der Mann, der immer in Schulden steckt und ohne einen Penny für die Zukunft ist, ist wenig besser als ein Sklave.“

„Aber wenn wir unsere Rechte hätten, so würde man mit den Armen nicht so hart verfahren, wie man jetzt mit ihnen verfährt.“

„Je nun, Jack, wenn Du morgen Deine Rechte bekämst, würden sie Dir wohl das Geld wieder in die Tasche stecken, nachdem Du es verthan hättest — würden Deine Rechte Deinen Kindern Schuhe und Strümpfe verschaffen, nachdem es Dir beliebt hätte, das Geld, womit Du sie hättest kaufen können, in Bier zu vergeuden? Würden Deine Rechte Dich und Deine Frau sparsamer oder Deinen Herdstein reinlicher machen? Würden Deine Rechte Deinen Kindern die Gesichter waschen oder Dir die Löcher in den Kleidern flicken? Nein, nein, Freund! Man gebe uns um Gotteswillen unsere Rechte, aber Rechte sind keine Gewohnheiten, und Gewohnheiten sind Das, was wir brauchen — gute Gewohnheiten. Mit diesen können wir freie Männer und unabhängige Männer schon jetzt sein, wenn wir uns nur entschließen, es zu sein. Gute Nacht, Jack, und erinnere Dich meines Geheimnisses — es ist nichts weiter, als daß man seine Pennies zusammenhält, die Pfunde werden dann schon für sich selber sorgen.“

„Gute Nacht!“ Und Jack wendete sich am

Ende des Gäßchens seinem elenden und schmutzigen Häuschen in Main's Court zu. Ich könnte den Leser in seine Häuslichkeit führen — aber man konnte sie kaum eine „Häuslichkeit" nennen. Sie war voll Unrath und Unsauberkeit, Verwirrung und schmutzige Kinder, und ein schlumpig aussehendes Weib keifte darin herum Ransom's Häuschen dagegen war in der That eine Häuslichkeit. Es war nett, sauber und schmuck, der Herdstein war mit frischem Sande bestreut, die Frau, obwohl sie alle Hände voll zu thun hatte, war reinlich und niedlich, und ihr Mann konnte nach vollbrachtem Tagewerk sich im Kreise seiner Kinder in Frieden und Behagen niedersetzen.

Das Hauptgeheimniß war jetzt enthüllt. Ransom's Geheimniß vom Penny war in seiner Art ein recht gutes. Aber die volle Wahrheit hatte er eigentlich nicht gesagt. Er konnte nicht wagen, seinem weniger glücklichen Kameraden zu sagen, daß die Wurzel alles häuslichen Gedeihens, die Hauptstütze alles häuslichen Behagens die Frau ist, und Ransom's Frau war Alles, was ein Arbeiter sich wünschen konnte. Es kann keine Sparsamkeit, keine Wirthschaftlichkeit, kein Behagen zu Hause sein, wenn die Frau nicht hilft. Und von der Frau eines Arbeiters gilt das mehr als von der Frau irgend eines Andern; denn sie ist Frau, Hausverwalterin, Amme und Dienstmagd, Alles in einer Person. Wenn sie nicht sparsam ist, so

heißt Geld in ihre Hände legen Wasser in ein Sieb gießen. Wenn sie genügsam ist, so wird sie ihr Haus zu einem Orte voll Behagen machen, so wird sie das Leben ihres Mannes beglücken, wenn sie nicht gar den Grundstein zu seinem Vorwärtskommen und seinem Reichwerden legt.

Man sollte kaum erwarten, daß es möglich sein würde, für einen Penny täglich etwas Werthvolles zu erwerben. Und doch kann leicht dargethan werden, wie viel ein Penny täglich, sorgfältig verwendet, dazu beitragen kann, Jemand seine Unabhängigkeit zu sichern und seine Frau wie seine Kinder vor zukünftigem Druck durch Armuth und Mangel zu schützen.

Man nehme einen Prospect und die Tabellen einer Versorgungsgesellschaft her, wie sie zum Gebrauche der Classen bestimmt sind, die täglich einen Penny zum Verthun übrig haben — das heißt für beinahe alle arbeitenden Classen. Es ist nicht nothwendig, irgend eine besondere Gesellschaft namhaft zu machen, weil die besten alle nach denselben Daten, den Ergebnissen ausgedehnter Beobachtungen und Erfahrungen in Betreff der Gesundheit und Krankheit, verfahren und ihre Ratentabellen so ziemlich dieselben sind; sehen wir mit einem Blicke auf die Tabellen dieser Lebens- und Krankheitsversicherungsgesellschaften zu, was ein Penny täglich leisten kann.

1. Für einen Penny täglich kann sich ein

Mann oder ein Weib von sechsundzwanzig Jahren auf Lebenszeit die Summe von zehn Schillingen wöchentlich während der Dauer einer Krankheit sichern.

2. Für einen Penny täglich (die Zahlungen hören mit dem sechzigsten Lebensjahre auf) kann ein Mann oder eine Frau von einunddreißig Jahren sich die Zahlung einer Summe von fünfzig Pfund nach seinem Ableben sichern, gleichviel wann dieses Ereigniß eintritt, selbst wenn dies während der nächsten Woche oder des nächsten Monats, nachdem die Versicherung bewirkt worden, der Fall sein sollte.

3. Für einen Penny täglich kann ein Knabe oder ein Mädchen von fünfzehn Jahren sich die Summe von hundert Pfund sichern, wobei die Zahlung des Pennys pro Tag das ganze Leben hindurch fortdauert, die hundert Pfund aber fällig werden, sobald der Tod erfolgt.

4. Für einen Penny täglich kann ein junger Mann oder eine junge Frau von zwanzig Jahren sich eine Jahresrente von sechsundzwanzig Pfund oder zehn Schilling für die Woche auf seine ganze Lebenszeit vom fünfundsechzigsten Jahre an sichern.

5. Für einen Penny täglich, der vom Tage der Geburt eines Kindes an gezahlt wird, kann ein Vater demselben die Zahlung einer Summe von zwanzig Pfund an dem Tage sichern, wo dieses Kind das vierzehnte Jahr erreicht.

6. Für einen Penny täglich, der fortbezahlt wird, bis das Kind das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht, kann man sich die Summe von fünfundvierzig Pfund sichern, welche Jenes ein Geschäft oder einen eigenen Haushalt zu beginnen in den Stand setzen wird.

7. Für einen Penny täglich kann sich ein junger Mann oder ein junges Weib von vierundzwanzig Jahren die Summe von hundert Pfund, zahlbar nach Erreichung des fünfundsechzigsten Jahres mit dem Rechte, vier Fünftel des gezahlten Betrags zu jeder Zeit zurückzuziehen, sichern; die gesammten Einzahlungen werden zurückgezahlt, falls der Tod vor dem sechzigsten Jahre erfolgt.

Das ist's, was ein täglich gesparter Penny vermag. Wer hätte das gedacht? Und doch ist es wahr, wie Jeder sich vergewissern kann, wenn er einen Blick auf die Tabellen der besten Versicherungsgesellschaften werfen will. Man lege täglich seinen Schilling in die Bank und er häuft sich langsam an. Selbst dort ist er sehr nützlich. Aber bei der Versicherungsgesellschaft nimmt er sofort die größte Bedeutung an. Ein Penny täglich von einem einunddreißigjährigen Mann eingezahlt, hat für dessen Frau und Familie für den Fall, daß er im nächsten Monat oder im nächsten Jahre stirbt, den Werth von sechzig Pfund. Diese enorme Macht des Pennys ergiebt sich daraus, daß eine große Anzahl von Personen ihre kleinen Erspar-

nisse zu Zwecken gegenseitiger Unterstützung zusammenlegt.

Wenn ein Arbeiter zu Gunsten seiner Frau und seiner Kinder die Versicherung seines Lebens bewirkt, so ist das eine im hohen Grade unselbstsüchtige Handlung. Es ist ein moralisches und zugleich ein religiöses Geschäft. Es heißt, Vorsorge treffen für die Leute seines eigenen Hauses. Es heißt, die rechten Schritte zur Sicherstellung der Unabhängigkeit seiner Familie thun für die Zeit, wo er, der Brotverdiener, hinweggenommen ist. Diese richtige Anlegung der Pennies ist der beste Beweis praktischer Tüchtigkeit und der rechtschaffnen Vorsorglichkeit und Bravheit eines wahren Mannes.

Der verstorbene Joseph Baxendale war der beständige Freund der Arbeitsleute, die ihm bei den Aufgaben seines Lebens beistanden. Er war ein Mann von kräftig ausgeprägtem gesunden Menschenverstande und hätte als der Franklin der Geschäftswelt bezeichnet werden können. Er war voll von Weisheit, wie sie in Sprichwörtern niedergelegt ist, und ebenso voll von praktischer Hülfe. Stets drang er in seine Dienstleute, Etwas zurückzulegen für einen bösen Tag oder für ihren Unterhalt im Alter. Er pflegte auch seine alten Dienstboten zu pensioniren, nachdem sie aufgehört hatten arbeitsfähig zu sein.

Er schlug Sprüche an den Wänden seiner Speicher hin an, damit Die, welche vorbeigingen,

sie lesen möchten. „Niemals verzweifle.“ — „Nichts ohne Arbeit.“ — „Der, welcher Alles verthut, was er verdient, ist auf dem Wege zum Bettelsacke.“ — „Verlorne Zeit ist nicht wieder zu gewinnen.“ — „Lasset Fleiß, Mäßigkeit und Wirthschaftlichkeit Euch zu Gewohnheiten des Lebens werden.“ Diese Sprüche waren mit großen Buchstaben gedruckt, so daß jeder Vorübergehende sie lesen konnte, wobei Viele die Fähigkeit besaßen, sie sich zu Herzen zu nehmen und die Rathschläge zu befolgen, die sie ertheilten.

Bei anderen Gelegenheiten vertheilte Herr Baxendale unter seine Arbeiter längere und allgemeinere Lebensregeln oder ließ sie in seinen Speichern und Geschäftsräumen anbringen. Er sprach den Wunsch aus, diese gedruckten Documente in den Schreibstuben der Commis oder an Stellen, wo die Leute geneigt waren, sich eine Zeitlang aufzuhalten, oder ihre Mahlzeiten einzunehmen, oder sich zur Vorbereitung auf die Arbeit zu versammeln, angeschlagen zu sehen. Sie waren stets voll werthvoller Rathschläge Wir theilen eins davon mit, welches von der Wichtigkeit der Pünktlichkeit handelt:

„Methode ist die Thürangel des Geschäfts, und es giebt keine Methode ohne Pünktlichkeit. Pünktlichkeit ist wichtig, weil sie dem Frieden und dem Behagen einer Familie dient. Der Mangel an ihr beeinträchtigt nicht blos die nothwendige

Pflichterfüllung, sondern schließt bisweilen diese Pflichterfüllung geradezu aus. Ein anderer Vortheil der Pünktlichkeit ist die Gemüthsruhe, die sie hervorruft. Ein unordentlicher Mensch ist immer voll Hast und Eile. Er hat keine Zeit, mit uns zu sprechen, weil er wo anders hingeht, und wenn er dort hinkommt, ist es zu spät für Das, was er besorgen will, oder er muß eilig nach einem andern Geschäfte fortstürzen, bevor er mit jenem fertig werden kann. Pünktlichkeit verleiht dem Charakter Gewicht. Wenn dieser Mann Etwas versprochen hat, so weiß ich, er wird es halten. Und dies erzeugt Pünktlichkeit in uns; denn wie andere Tugenden pflanzt sie sich selbst fort. Dienstboten und Kinder müssen pünktlich sein, wo ihr Herr und Vater es ist. Versprechungen sind eigentlich Schulden. Ich schulde Jemand Pünktlichkeit, wenn ich ihm Etwas zugesagt habe, und ich habe kein Recht, die Zeit von jemand Anderm zu vertrödeln, wenn ich die meine vertrödle.

Einige können fragen: „Wer war Joseph Baxendale?“ Er war eigentlich Pickford und Compagnie, der Name einer über ganz England hin bekannten Firma, die auch auf dem Festlande allenthalben Ruf genießt. Herr Baxendale war der Sohn eines Arztes in Lancaster. Er erhielt eine gute Erziehung, trat dann in das Baumwollengeschäft und kam nach London herauf, um die Firma zu vertreten, mit der er in Verbindung

stand. Da eine Periode eingetreten war, wo der Handel darniederlag, wünschte er das Baumwollengeschäft zu verlassen und in ein anderes Fach einzutreten. Herr Pickford hatte bereits ein Speditionsgeschäft begonnen, aber er wurde durch Mangel an Geld behindert. Herr Baxendale half ihm mit Capital aus und blieb eine Zeit lang stiller Compagnon; als er jedoch fand, daß das Geschäft, hauptsächlich wegen Mangel an einer thätigen Verwaltung, keine Fortschritte machte, entschloß er sich endlich thätigen Antheil an dem Betriebe und der Verwaltung der Anstalt zu nehmen.

Er warf sich mit seiner ganzen Thatkraft auf die Firma Pickford und Compagnie. Er reorganisirte die Agenturen und dehnte sie über das gesammte Königreich aus. Er richtete auf den Landstraßen rasch fahrende Wagenzüge, die unseren Courierzügen, und langsam gehende Wagenzüge, die unseren Güterzügen glichen, ein. Er benutzte in weiter Ausdehnung die Canäle, indem er sie mit Eilbooten besetzte, die zwischen allen größeren Städten fuhren. In der That, die Straßen zu Lande waren damals so schlecht, daß es in gewissen Zeiten des Jahres fast unmöglich war, Waaren von einem Theile des Landes zum andern zu schaffen.

Die Führung eines solchen bedeutenden und ausgedehnten Geschäfts erforderte viel Capital, große Energie und eine geschäftliche Leitung ersten

Ranges. Die Pferde, die man zur Besorgung des Verkehrs nothwendig hatte, wurden von etwa fünfzig — so viel waren es in der Zeit Pickford's — auf mehr als tausend vermehrt; denn man bebedurfte Relaispferde an allen Haltepunkten der Verkehrslinien zwischen London und Manchester, zwischen London und Exeter und zwischen London und Edinburg. Eine Schiffszimmerer-Werkstätte wurde eingerichtet, wo alle Boote, die für den Eildienst und die langsamgehenden, deren das Geschäft bedurfte, auf Kosten des Herrn Baxendale gebaut wurden.

Das Beförderungsgeschäft erforderte viel persönliche Beaufsichtigung. Nur ein Mann von entschiedenem Geiste und unermüdlicher Energie konnte das zu Stande bringen. Herr Baxendale besaß diese Eigenschaften. Er hatte ein Eilboot, in welchem er rasch die Canäle durchfuhr, um nachzusehen, daß die Leute auf ihren Posten waren, daß die Agenten fleißig arbeiteten, und daß gehörig für den Verkehr gesorgt war. Er that dies ebenso des Nachts wie am Tage. Zu anderen Zeiten flog er in seinem besondern Reisewagen über die Landstraßen hin, wobei er den Gastwirthen stets die höchsten Preise bezahlte, damit sie ihm die besten Pferde verschafften und er Aufenthalt und Zeitverlust vermied. Er pflegte dann seine Wagenzüge einzuholen und nachzusehen, daß seine Leute nüchtern waren und gehörig von Station zu Station längs der

Straße vorrückten, daß ihre Schießgewehre geladen waren — denn die Gefahr, von Straßenräubern angegriffen zu werden, war damals einer der Mißstände des Reisens zu Lande —, daß die Agenten ihre Schuldigkeit thaten, und daß Alles in gehöriger Ordnung war.

Außerdem, daß er die Wagenzüge einholte, pflegte er von Zeit zu Zeit auf Nebenstraßen zu reisen — denn er kannte fast jeden Weg im Lande — rasch vorwärts zu eilen und dann von der entgegengesetzten Seite der Landstraße zu seinen Fuhrleuten zurückzukehren, die niemals wußten, ob er vor oder hinter ihnen war, und so wurde eine allgemeine Wachsamkeit die Regel für die ganze Organisation. Mit diesen und verschiedenen anderen Mitteln wurden die Geschäfte des Unternehmens bewundernswürdig gut besorgt, und der Verkehr des Landes wurde auf einen so hohen Stand der Vollkommenheit gebracht, als der damalige Zustand der Straßen und Canäle zuließ.

Als dies Alles erreicht worden war, begann der störende Einfluß der Eisenbahnen sich geltend zu machen. „Ich sehe nur Schaden in diesen eisernen Straßen", sagte der Herzog von Bridgewater. Aber die Zeit für die Eisenbahnen war gekommen, und ihre Einführung in das Verkehrsleben ließ sich nicht aufschieben. Die ersten Eisenbahnen wurden für die Beförderung von Steinkohlen von den Gruben nach dem Seestrande benutzt, wo man sie nach Lon-

don verschiffte. Dann folgte der Vorschlag, sie auch zur Beförderung von Waaren von Stadt zu Stadt anzulegen, und da der größte Verkehr in Lancashire war, so wurde eine der ersten Eisenbahnen zwischen Liverpool und Manchester angelegt, von welchen Städten aus man sie später in allen Richtungen durch das ganze Land weiter baute.

Hätte Herr Baxendale den neuen Beförderungsmitteln Widerstand geleistet, so würde er in nicht langer Zeit von der Straße vertrieben worden sein. Aber er sah klar den schließlichen Triumph des Eisenbahn-Systems voraus und ging mit ihm, statt gegen dasselbe. Er nahm der Gesellschaft der Bahn zwischen Liverpool und Manchester viel Sorge und Mühe ab, indem er es unternahm, ihren Güterverkehr zu verwalten und die Sendungen in beiden Städten zu sammeln und abzuliefern. Dann, als die Eisenbahnen zwischen Warrington und Birmingham und von letzterem Orte nach London projectirt waren, erstattete er vor den Ausschüssen des Parlaments Bericht über die zu erwartende Gütermenge. Und als die Linien fertig waren, übertrug er die Waarensendungen von seinen Wagenzügen auf die Eisenbahn. So wurde er ein großer Eisenbahnspediteur, der in allen großen und kleinen Städten, die von den während dieser Zeit erbauten Eisenbahnen bedient wurden, Güter sammelte und ablieferte.

Er wurde auch ein großer Eisenbahnactien-

besitzer. Seiner Actien waren in der südöstlichen Linie so viele, daß man ihn zum Präsidenten der Gesellschaft wählte. Er gab in Verbindung mit dem verstorbenen Sir William Cubitt Anlaß zum Weiterbau der Linie bis nach Dover. Da es sich aber fand, daß die Hafenbehörde zu Dover zu geizig war, um dem Verkehr die erforderliche bequeme Unterkunft zu gewähren, und zugleich zu habgierig in ihren Forderungen für Hafengebühren, verschritt Herr Baxendale sofort auf eigene Verantwortung dazu, die Rhede von Folkestone zum Hafen für die Gesellschaft der Südostbahn zu erwerben. Sodann machte er sich daran, in Frankreich die Eisenbahn zwischen Boulogne und Amiens herzustellen, die zum größten Theile mit englischem Capital erbaut wurde, und die directe Linie zwischen London und Paris war nun vollständig fertig.

Seine anstrengenden Arbeiten für diese Zwecke hatten in Verbindung mit denen, die sein eigenes Geschäft erforderte, seine Gesundheit untergraben, und so ging er der Erholung halber ins Ausland. Während er abwesend war, bildete sich in Liverpool eine Partei, die den Zweck verfolgte, ihn von seiner Stelle als Präsident zu verdrängen und einen Andern auf diesen Posten zu bringen, und obwohl durch eine Intrigue seine Absetzung zu Stande kam, nahm er seine Entlassung mit Freuden an. Seine Söhne waren jetzt im Stande, ihn in der Verwaltung seines Geschäfts zu unterstützen,

indeß fuhr er bis zum Ende seines Lebens fort, an Allem, was vorging, Antheil zu nehmen. Nie wurde er müde wohlzuthun, nie ließ er ab, den in seinen verschiedenen Comptoiren beschäftigten Gehülfen, Commis und Arbeitsleuten guten Rath zu ertheilen, den er aus seiner reichen Erfahrung geschöpft hatte.

Wir schließen unsern kurzen Bericht von seinem Leben damit, daß wir noch eine von seinen sogenannten „Lauf- und lies-Predigten" mittheilen, die er reichlich unter seine Beamten vertheilte und in verschiedenen Theilen seiner Magazine hatte anschlagen lassen. Dieselbe führte den Titel: „Gute Grundsätze und Rathschläge" und lautete folgendermaßen:

„Ein alter Diener des Geschäfts bemerkte vor kurzer Zeit, daß er sein Leben im Dienste Pickford's für geringen Lohn begonnen, und daß er durch Genügsamkeit und Fleiß sich ein Auskommen erworben habe. Sein Grundsatz war, nie mehr als neun Pence von jedem verdienten Schilling auszugeben. Obwohl dies als eine Kleinigkeit erscheinen mag, wolle man sich erinnern, daß es auf zwanzig Schillinge fünf und auf vierzig Pfund zehn ergiebt.

Gesetzt nun, ein junger Mann befolgte dieses System. Er mag die ersten zwanzig Pfund zusammenbringen und jedes Jahr zehn Pfund dazu thun, so wird er nach Verlauf von sechs Jahren

im Besitze von mehr als hundert Pfund sein. Wenn man in jungen Jahren die Gelegenheit vorüber gehen läßt, so kommt es selten vor, daß Jemand noch Geld sparen kann, wenn er an Jahren weiter vorgerückt ist.

Das Geschäft, bei dem wir angestellt sind, ist von Denen, die dreißig Jahre lang Gehalt von ihm bezogen haben, betrogen worden, da die Ersparnisse von diesem Gehalt, wenn Jene den hier empfohlenen Rath befolgt hätten, ihnen zu Stellungen verholfen haben würden, in denen sie verhältnißmäßig im Ueberfluß gelebt hätten, und wir würden sie jetzt als achtbare Glieder der Gesellschaft vor uns sehen.

Unser Wohlbefinden hängt von Fleiß und Genügsamkeit ab. Nicht große Talente, sondern stetige Anwendung unserer Kräfte und Gaben auf das Geschäft, das man treibt, ist's, was wir nöthig haben. Es giebt keinen unter uns, der sich nicht zu einer achtbaren Stellung zu verhelfen im Stande wäre. Gott hilft Denen, die sich selbst helfen. Der, welcher dem Vergnügen nachgeht, statt dem Geschäfte, wird bald kein Geschäft mehr haben, dem er nachgehen kann.

Ich klage häufig über Dinge, die man Kleinigkeiten nennen mag, aber wenn diese häufig vorkommen, sind wir zuletzt verloren. Möge Jeder die ihm zugewiesenen Obliegenheiten gehörig erfüllen, die festgesetzten Stunden innehalten und niemals

Das, was heute gethan werden kann, auf morgen verschieben.

Wenn das Geschäft mehr als gewöhnlich drängt, so gebe man etwas Zeit zu, damit nicht die eigenen Angelegenheiten in Verwirrung gerathen, und man nicht Ursache wird, daß Anderen Aufenthalt und Unbequemlichkeit erwächst. Oft geschieht es, daß die Nachlässigkeit von Einzelnen Denen, die eifrig auf Regelmäßigkeit halten, zu ihrer Arbeit noch andere hinzutreten läßt.

Das Verbergen und Vertuschen der Fehler oder Irrthümer von Anderen ist ein Verfahren, das vielfach geherrscht und viel Verlust und Schaden herbeigeführt hat — häufig Dem, der den Verstoß begeht, stets Dem, welcher ihn beschäftigt.

Neuerdings vorgekommene Dinge bewegen mich, Eure Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken. Er ist von Wichtigkeit in jedem Sinne, sowohl in Betreff Eurer öffentlichen als hinsichtlich Eurer privaten Stellung. Nichts ziert den Mann mehr als Wahrhaftigkeit, nichts bewirkt so sehr, daß er sich selbst verächtlich vorkommt, als eine Lüge. Erinnert Euch, daß die Menschen Lügen begehen, ohne sie auszusprechen, und daß jeder falsche Schein eine Lüge ist.

Daher ist Derjenige, welcher sieht, daß sein Arbeitgeber an seinem Interesse geschädigt wird, und es anzuzeigen unterläßt, ebenso schuldig —

nur tritt noch hinzu, daß er thatsächlich eine Lüge begeht. Mangel an Pünktlichkeit ist eine Lüge.

Sprecht und handelt offen und ungescheut bei allen Gelegenheiten. Es werden weniger Irrungen vorkommen, und die Arbeit wird abnehmen.

Selten geschieht es, daß wir einen wichtigen Dienst zu leisten in der Lage sind, aber kleine nützliche Dienste lassen sich allezeit thun. Nehmt daher jede Gelegenheit wahr, einander beizustehen. Ihr dient dann auf das Wirksamste Euren Arbeitgebern und haltet andererseits den Geist der Herzlichkeit und des gegenseitigen Wohlwollens unter einander aufrecht.

Ein guter Christ muß ein guter Diener sein. Was auch Euer Loos im Leben sein mag, vor allen Dingen seid des Spruches eingedenk: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang“.

Zehntes Kapitel.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

„Der Schweiß des Fleißes würde trocknen, schwinden,
Wär' nicht das Ziel, worauf er hinwirkt."

Shakespeare.

„Was ist der Mensch? Ein Laden voller Regeln,
Ein vollgestopfter Sack, von dessen Päckchen
Ein jedes ein Gesetzstück unterschreibt."

George Herbert.

„Sorglichkeit erhält, was Fleiß verdient. Der, welcher seines Geschäfts fleißig, aber nicht sorglich wartet, wirft mit der einen Hand weg, was er mit der andern gesammelt hat." Colton.

„Die Erwerbung von Eigenthum, die Anhäufung von Capital liegt bereits in der Macht der besser bezahlten arbeitenden Classe, und die Gesetzgebung hat nur noch einige weitere Hindernisse hinwegzuräumen. Ihre Befähigung zum Sparen ist jetzt so groß, daß sie nur nüchternere Gewohnheiten und einen gesunderen Sinn bedürfen, um in weniger als einer halben Lebenszeit unabhängige Capitalisten zu werden." W. R. Greg.

Arbeitgeber können viel zur Förderung sparsamer, vorsichtiger und nüchterner Gewohnheiten unter ihren Arbeitern thun. Obwohl der Arbeiter sich nicht gern begönnern läßt, hat er doch nichts

dagegen einzuwenden, daß man ihm hilft. Wir haben bereits gesehen, daß Einzelne viel thun können: sie können Gewohnheiten der Wirthschaftlichkeit bei sich ausbilden und einen Theil ihres Verdienstes als eine Hülfe in Zeiten der Noth zurücklegen. Aber sie bedürfen der Ermunterung und des Beistandes. Sie bedürfen der Theilnahme, sie bedürfen der Hülfe.

Wenn die Arbeitgeber den ungeheuren Einfluß begriffen, welchen sie besitzen, so würden sie ihre Theilnahme und ihr Vertrauen ihren Arbeitern zuwenden, was ihnen so sehr wenig kosten und Letzteren so sehr viel Vortheil bringen würde. Wir wissen von keinem Beispiele, daß, wo ein Arbeitgeber Theilnahme am socialen Wohlbefinden und Weiterkommen seiner Arbeiter an den Tag gelegt hätte, er nicht durch ihre vergrößerte Achtung vor ihm und ihren gesteigerten Eifer in seinen Angelegenheiten dafür belohnt worden wäre. Er kann es zum Beispiel so einrichten, daß die Löhne nicht so ausgezahlt werden, daß sie in der Samstagnacht erst spät auf den Markt gehen können, wo sie oft genöthigt sind, ihre Wocheneinkäufe auf sehr unvortheilhafte Weise zu bewerkstelligen. Natürlich könnten Arbeiter, die einen kleinen Vorrath von Ersparnissen besitzen, ihre Einkäufe mit größerem Vortheil zu jeder andern Zeit machen. Der Arbeitgeber könnte auch vermeiden, die Löhne in Wirthshäusern zu zahlen, und so seine Arbeiter davon fern halten,

eine Ausgabe für Getränke zu machen, die sich so schädlich erweisen kann.

Aber die Arbeitgeber können noch mehr thun. Sie können ihren Arbeitern thätige Hülfe leisten bei der Ausbildung vorsorglicher Gewohnheiten, indem sie Sparcassen für Männer und Frauen und Penny-Banken für Knaben und Mädchen gründen, indem sie das Entstehen von Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung, von Baugesellschaften und solchen Vereinen ermuntern, welche sich die wohlfeile Beschaffung von Lebensmitteln und Kleidungsstücken für ihre Mitglieder zum Ziele setzen, sie können ihnen noch in vielen anderen Beziehungen nützlich sein. Sie könnten ihnen ferner, ohne zudringliche Einmischung in ihre Privatverhältnisse, in Betreff der Art und Weise zur Hand gehen, wie sie den besten Gebrauch von ihrem Lohne machen können. Viele große Arbeitgeber haben bereits viel Gutes und Praktisches erreicht, indem sie die Entstehung von Anstalten, die sich die Sorge für die Zukunft zur Aufgabe machten, unterstützten, wobei ihnen niemals die achtungsvolle Aufmerksamkeit und nur in seltenen Ausnahmefällen die Mitwirkung ihrer Arbeiter versagt blieb.

Zu gleicher Zeit herrscht freilich auch großer Mangel an gegenseitiger Theilnahme zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. In der That, diese Theilnahmlosigkeit durchdringt alle Classen — die ärmere, die arbeitende, die Mittelclasse und

die oberen Classen. Es giebt viele sociale Lücken und Zerklüftungen zwischen ihnen, die noch nicht überschritten, die noch nicht beseitigt werden können. „Wenn man mir die Frage vorlegte“, sagte Richter Talfourd, auf den in diesem Augenblicke der Tod seine Hand legte, „was der größte Mangel der englischen Gesellschaft sei, der die Verschmelzung der einzelnen Classen verhindert, so würde ich mit einem einzigen Worte sagen, dieser Mangel ist Theilnahmlosigkeit.“ Eine große Wahrheit, die aber noch nicht gewürdigt ist. Es ist die alte Wahrheit, auf welche das Christenthum gegründet ist: „Liebet Euch unter einander“ — ein einfaches Wort, das aber in sich ein Evangelium enthielt, welches zur Erneuerung der Welt hinreichte. Wo aber die Menschen so zersplittert und in Classen geschieden und so weit von einander hingestellt sind, daß man kaum sagen kann, sie kennen einander, da können sie einander nicht die erforderliche gesellschaftliche Beachtung und Berücksichtigung zuwenden und noch viel weniger Theilnahme und Neigung zu einander empfinden.

Die Wohlthätigkeit kann das Uebel nicht heilen. Wenn man den Armen Geld, Decken, Kohlen und dergleichen Dinge mehr giebt, dabei aber der Geist der Theilnahme fehlt, will es nicht viel sagen. Die Barmherzigkeit des Herrn und der Frau von Mildherzig beginnt meist mit Geld und endigt mit ihm. Das Gefühl, daß die Beschenkten

Menschen sind, ist nicht vorhanden. Die Armen werden nicht so behandelt, als ob sie zu derselben gemeinsamen Menschenfamilie gehörten oder als ob dasselbe Menschenherz in ihrer Brust schlüge.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer leben in demselben Zustande der Theilnahmlosigkeit gegenüber einander. „Jeder für sich", ist der Wahlspruch. Ich kümmere mich nicht darum, wer sinkt, damit ich schwimme. Ein Mann in einem Gasthofe wurde aus seinem Schlummer geweckt. „Es ist Feuer unten am Ende der Straße", sagte der Kellner. „Ach, stören Sie doch mich nicht eher", erwiderte der Reisende, „als bis das nächste Haus brennt." Ein Arbeitgeber sagte zu seinen „Kerls": „Ihr versucht mir Alles abzupressen, was Ihr könnt, und ich versuche Euch abzupressen, was ich kann". Aber das geht durchaus nicht an.

Der Mann, der irgend ein menschliches Fühlen in sich hat, kann solchen Betrachtungen nicht erlauben, daß sie seine bessere Natur beherrschen. Er muß immer dieselbe Seite der Menschheit sich zugekehrt sehen. „Immer das Schlimmste von Anderen zu denken", sagte Lord Bolingbroke, „war nach meiner Erfahrung stets das Zeichen eines gemeinen Geistes und einer niedrigen Seele."

Andererseits hält die arbeitende Classe ihre Interessen für gänzlich verschieden von denen der Classe der Arbeitgeber. Sie wünschen für ihre Arbeit soviel wie möglich zu bekommen. Sie wün-

schen, daß die Arbeit theuer sei, sodaß sie sich hohe Löhne sichern können. So kommt es, da zwischen den beiden Classen keine wechselseitigen Sympathien, keine freundlichen Gefühle existiren, sondern nur Geldrücksichten ihr Verhältniß zu einander bestimmen, häufig zu Zusammenstößen, und dann giebt es Arbeitseinstellungen. Beide Classen sind — unterstützt von ihren Berufsgenossen — entschlossen, die „Sache auszufechten", und aus diesem Grunde haben wir solche Handel und Wandel zerstörende Arbeitseinstellungen wie die von Preston, London und Südwales.

Das Hauptziel Beider ist Gewinn, ordinärer Geldgewinn; was bisweilen schließlich einen furchtbaren Verlust zur Folge hat. Ein allgemeiner Verdacht gegen einander verbreitet sich, und die Gesellschaft wird von dem Krebsgeschwür bis ins innerste Mark zerfressen. Das Heilmittel ist nur darin zu finden, daß man sein Herz mehr mit großherziger christlicher Theilnahme und echterem Wohlwollen erfüllt. Nur so kann der Athem der Gesellschaft gereinigt und gemildert werden. Geldgeschenke zwischen Reich und Arm nützen zu nichts. Wofern nicht Seelengüte und das Gefühl wirklicher menschlicher Brüderlichkeit sie einander nahe bringt, wird das Unheil und der Fluch, welchen der treffliche Richter Talfourd mit seinen letzten Athemzügen beklagte, nie überwunden werden.

Einige behaupten, daß dieser Mangel an Theil-

nahme meistentheils aus den übeln Folgen der Concurrenz hervorgehe. Sie ist „herzlos“, „selbstsüchtig“, „schädlich“, „ruinirend“ und so weiter. Man sagt, daß sie für die große Masse Elend und Armuth erzeuge. Man wirft ihr vor, daß sie die Preise herunterbringe, und fast in demselben Athem, daß sie dieselben erhöhe. Die Concurrenz hat einen breiten Rücken und kann jede Belastung mit Tadel ertragen.

Und doch läßt sich für die Concurrenz ebensowohl etwas sagen wie gegen sie. Sie ist ein Kampf — das muß eingestanden werden. Das ganze Leben ist ein Kampf. Unter Arbeitern ist die Concurrenz ein Kampf zur Erlangung höherer Löhne, unter Meistern und Fabrikanten ein Kampf um den höchsten Profit, unter Schriftstellern, Predigern und Politikern ein Kampf um Erfolg, zur Erwerbung von Ruhm, Ruf oder Einkommen. Wie allem Menschlichen ist ihr Böses beigemischt. Wenn ein Mensch besser fortkommt als der andere, oder wenn gewisse Classen von Menschen besser fortkommen als andere, so lassen sie andere Classen von Menschen hinter sich. Nicht, daß sie diese anderen in schlimmerem Zustande hinter sich ließen, sie rücken nur weiter, sie rücken auf.

Gebiete man der Concurrenz Halt, und man hält nur den Fortschritt von Einzelnen und ganzen Classen auf. Man erhält eine todte, einförmige Fläche. Man stereotypirt die Gesellschaft und ihre

verschiedenen Ordnungen und Verhältnisse. Das Motiv für das Emporstreben neben Anderen ist weggenommen, und es wird eine Kaste mit ihren vielen Nachtheilen für ewig geschaffen. Man gebiete der Concurrenz Halt, und man gebietet dem Kampfe des Individualismus Halt. Man gebietet auch dem Fortschritt des Individualismus und hierdurch dem der bürgerlichen Gesellschaft im Großen und Ganzen Halt.

Wo Concurrenz herrscht, ist der träge Mensch vor die Nothwendigkeit gestellt, sich anzustrengen, und wenn er sich nicht anstrengen will, so muß er zurückbleiben. Wenn er nicht arbeiten will, soll er auch nicht essen. Mein träger Freund, Du mußt Dich nicht nach mir umsehen und erwarten, daß ich meinen Theil an der Arbeit der Welt und auch noch Deinen thue. Du mußt den Dir gebührenden Antheil an der Arbeit besorgen, selber Dein Geld sparen und nicht von mir und Anderen erwarten, daß sie sorgen, daß Du nicht ins Armenhaus kommst. Es ist genug da für Alle, aber Du mußt Deinen Theil an der Arbeit verrichten.

Der Erfolg erwächst aus Kämpfen zur Ueberwindung von Schwierigkeiten. Wenn es keine Schwierigkeiten gäbe, würde es keinen Erfolg geben. Wenn es nichts zu erringen, wenn es nichts gäbe, um was man mit Anderen sich bewerben könnte, so würde nichts erreicht werden. Es ist deshalb gut,

daß die Menschen gezwungen sind, sich anzustrengen. In dieser Nöthigung zu Anstrengungen finden wir die Hauptquelle des menschlichen Fortschritts — des Fortschritts der Einzelnen wie der Völker. Sie hat zu den glänzendsten Erfindungen und Verbesserungen der Mechanik unseres Zeitalters geführt. Sie hat den Schiffsbauer, den Kaufmann, den Fabrikanten, den Maschinenbauer, den geschickten Arbeiter angestachelt. In allen Abtheilungen des productiven Gewerbfleißes ist sie die bewegende Kraft gewesen. Sie hat die Hülfsquellen unseres Vaterlandes und anderer Länder erschlossen — die Hülfsquellen des Bodens und die, welche im Charakter und den Fähigkeiten der Menschen liegen, die auf ihm wohnen. Sie scheint unbedingt nothwendig für den Zweck des Antriebs zum Wachsthum und zur Ausbildung jedes Individuums zu sein. Sie wurzelt tief im Menschen und leitet ihn an, immer nach etwas Besserem und Höherem, als er schon erreicht hat, zu suchen und dessen Verwirklichung zu erstreben.

Natürlich ist der Mensch viel mehr als ein mit Anderen um den Vorrang ringendes Wesen. Das ist nur eins von seinen Charaktermerkmalen und nicht das höchste und edelste. Er hat Gefühlsregungen, Sympathien und Bestrebungen, die ihn bewegen sollten, sich mit Anderen zu verbinden und gemeinsam mit ihnen an Werken für das Gemeinwohl zu arbeiten. Neben dem ungefesselten Indi-

vidualismus kann und soll ein wohlthätiges Zusammenwirken für das Glück Aller hergehen. Die Menschen dürfen sich verbinden, um miteinander die Früchte ihres körperschaftlich geübten Fleißes zu erarbeiten, zu erzeugen und zu theilen. Aber unter allen Umständen wird daneben der Trieb der Concurrenz existiren, werden sich Gelegenheiten zur Concurrenz finden und werden sich, wenn auch mit Uebeln gemischt, die endlichen Vortheile der Concurrenz herausstellen.

Eins der Ergebnisse von Fleiß und Sparsamkeit ist die Anhäufung von Capital. Das Capital stellt die Selbstverleugnung, die Vorsorglichkeit und den Unternehmungsgeist der Vergangenheit dar. Die erfolgreichsten Anhäufer von Capital sind zu allen Zeiten aus den Reihen der Arbeiter selbst hervorgegangen, es sind Arbeiter, die ihren Kameraden vorausgeeilt sind, und die jetzt Beschäftigung geben, statt sie zu erhalten. Diese Leute — welche nicht die am wenigsten Arbeitenden sind, weil sie aufgehört haben, Handarbeit zu verrichten — müssen, indem sie die Sphäre productiven Gewerbfleißes schaffen und ausdehnen, zu den wirksamsten Wohlthätern des Volkes gezählt werden, da sie unzweifelhaft zu den Hauptquellen der Macht und des Reichthums der Nationen gehören. Ohne das durch ihre Sparsamkeit während vieler Generationen aufgehäufte Capital würde das Loos des Arbeiters ein sehr unsicheres sein.

Es giebt keinen Arbeiter, der nicht den Nutzen des Geldes des ihn beschäftigenden Arbeitgebers hat. Wenn der in keinem Gewerbe geübte Tagelöhner seinen Spaten hinlegt, so legt er ein Capital brach, welches den Werth von achtzehn Pence hat; wenn aber ein geschickter Handwerker oder Fabrikarbeiter seine Werkstatt oder seine Fabrik verläßt, so legt er ein Capital von hundert bis zweihundert Pfund per Kopf brach. Auch läuft der ungeübte Arbeiter keinerlei Gefahr in Betreff der in einer Sache angelegten Summe, obwohl er thatsächlich — in Gestalt der für seine Arbeit bezahlten Löhne — den Gewinn theilt. Der Gewinnantheil, welcher übrig bleibt, ist die Entschädigung des Arbeitgebers für seine Verwaltung des Ganzen und sein Risico.

Es ist indeß eine wohlbekannte Thatsache, daß das Risico nicht immer gedeckt wird, wie die Zeitung in schlechten Zeiten reichlich mit Beispielen beweist.

Der gut bezahlte Arbeiter unterliegt keinen Verlusten durch schlechte Zeiten, ihm bleibt nicht von Zeit zu Zeit veraltete Maschinerie nutzlos auf dem Halse, und er hat keine Angst, für seine Waare einen Markt zu finden, keine Furcht hinsichtlich der Schwankungen im Preise des Rohmaterials. Dies sind wichtige Vortheile zu seinen Gunsten, die er gewöhnlich nicht in Rechnung bringt. Es ist wahr, er leidet, wenn es mit Handel

und Wandel schlecht steht, aber er verdient, wenn es gut damit steht, hohe Löhne, er kann dann Geld sparen, wenn es ihm beliebt. Man kann sagen, daß er am schlechten oder gedeihlichen Stande seiner Firma Antheil hat, aber ohne den Verbindlichkeiten eines Geschäftstheilhabers ausgesetzt zu sein.

Carlyle hat uns ein wunderliches Bild vom großen englischen Fabrikanten gegeben: „Plugson von St. Dolly in der unterschlächtigen Mühle sagt als echter Raubgesell zu seinen Leuten: Edle Spinner, das wären hunderttausend Pfund, die wir erworben hätten, und damit gedenke ich mir Hütten zu bauen. Die hunderttausend Pfund gehören mir, und die drei Schilling sechs Pence täglich gehörten Euch. Adieu, edle Spinner! Trinkt meine Gesundheit mit diesem Sechser per Mann, den ich Euch über Euer Guthaben hinaus zukommen lasse".

Dieses Bild eines raubgierigen Fabrikanten ist eine von einem genialen Manne seiner Einbildungskraft entnommene Zeichnung. Es giebt wahrscheinlich viele Leser, welche glauben, daß das Bild nach der Natur gezeichnet sei. Natürlich kann es Fabrikanten geben, die Spitzbuben sind, aber es giebt auch Fabrikanten, die keine Spitzbuben sind. Es giebt unehrliche Fabrikanten, wie es unehrliche Schriftsteller, unehrliche Gastwirthe, unehrliche Gewerbsleute giebt. Aber wir müssen glauben, daß in allen Berufsclassen Ehrlichkeit die Regel

und Unehrlichkeit die Ausnahme ist. Jedenfalls ist es besser, daß wir aus der wirklichen Welt, als daß wir aus der Erdichtung erfahren, was die Fabrikanten eigentlich sind.

Nehmen wir zuerst eine große Fabrikantenfirma oder vielmehr eine Reihe von Firmen her, die in Süd-Lancashire wohlbekannt ist. Wir meinen die Baumwollenspinnereien der Herren Ashworth in Egerton und New Eagley. Dieselben bestehen seit mehr als siebzig Jahren. Sie sind mehrmals erweitert worden und haben wachsende Massen von Arbeitern zu den überall über den Bezirk hin gezahlten Löhnen beschäftigt. Die Arbeiter verdienen hier von siebzehn Schillingen an bis zwei Pfund die Woche. Weberinnen können bis zu einundzwanzig Schillingen verdienen. Wo die Eltern Kinder haben, belaufen sich die Gesammteinnahmen von Familien auf hundertundfünfzig bis zweihundert Pfund jährlich.

Nun zu dem, was die Ashworths zum Besten ihrer Arbeiter gethan haben. Von Anfang an waren Schulen nach dem System wechselseitigen Unterrichts im Gange. Aber um das Jahr 1825, als die Fabriken bedeutend vergrößert wurden, wurde eine tägliche Schule für Kinder eröffnet, die zugleich als Abendschule für junge Leute und als Sonntagsschule diente. Die fortwährende Vergrößerung der Fabriken führte zu einer Ausdehnung der Gelegenheiten, sich Unterricht zu ver-

schaffen, und während dafür gesorgt wurde, traf man Vorkehrungen zur Herstellung eines Zeitungszimmers, einer Bibliothek, und zur Abhaltung von Sonntagsgottesdiensten. Auch für einen Platz, wo die jungen Leute Cricket spielen konnten, wurde Sorge getragen.

Nicht selten sprach man schlimme Ahnungen aus, daß der Eifer und der Kostenaufwand der Herren Ashworth ihnen eines Tages Verdruß und Geldverlust zuziehen könnten. Diese Vorhersagung traf in einem einzigen Falle ein. Ein junger Mann von beträchtlichem Talent, der als Kind aus einem benachbarten Armenhause in die Fabrik gebracht worden war, machte in der Schule sehr rasche Fortschritte, vorzüglich im Rechnen, und als im Jahre 1830, einem der großen Strike-Jahre, eine Arbeitseinstellung unter den Arbeitern ausbrach, wurde derselbe einer der rührigsten Führer. Die Arbeitseinstellung mißlang durch Einstellung neuer Arbeitskräfte, und man schrieb es dem Einflusse dieses jungen Mannes zu, daß diese Neueingestellten von einer wüthenden Rotte angegriffen, die Fenster des Schulzimmers zerschlagen und andere Zerstörungen angerichtet wurden.

Die Arbeitgeber verfolgten demungeachtet ihren ursprünglichen Plan weiter. Sie stellten das Schulhaus wieder her und bemühten sich, die Wirksamkeit des Unterrichts zu steigern. Sie glaubten, daß nichts besser zur Beseitigung der aus

Unwissenheit hervorgehenden Bethörung geeignet sei, als Förderung der Belehrung. In sehr vielen Fällen waren die Familienhäupter vorher Weber am Handwebstuhl gewesen oder hatten ein ländliches Gewerbe betrieben, und es erwies sich, daß im Verlaufe der Zeit die Uebung ihres Geistes in den Einzelheiten eines neuen Berufs ihre Intelligenz weckte und ihr ganzes Verhalten Anzeichen einer höheren Bildung aufwies.

Da die Fabriken zu New Eagley in einem engen Thale — mehrere Meilen von Bolton — lagen und der Grund und Boden Eigenthum der Fabrikbesitzer war, untersagten die Letzteren die Eröffnung jeder Schenke oder Bierstube auf dem Gute, so daß der Bezirk sich durch die Ordentlichkeit und Nüchternheit seiner Bewohner auszeichnete. Ein Mensch, der ein Gewohnheitstrinker ist, hat wenig Aussicht auf Verbleiben in den Ashworth'schen Dörfern. Er wird vertrieben, nicht von den Arbeitgebern, sondern von den Leuten selbst. Er muß sich den nüchternen Sitten des Ortes anbequemen, oder sich nach einer größeren Stadt fortmachen, wo seine Laster sich in der Menge verstecken. Viele von den Eltern haben es ausgesprochen, wie befriedigt sie sich fühlen, auf Grund der isolirten Lage, deren sie sich als Gemeinde erfreuten, so ganz und gar dem verderblichen Einflusse von Tanzsälen und Schankwirthschaften entrückt zu sein.

Die Arbeitgeber haben außer ihren anderen

Verpflichtungen gegen die Arbeitnehmer auch die übernommen, zu deren Unterbringung bequeme Häuschen zu errichten. Diese sind von Stein erbaut und zweistöckig, einige haben oben zwei, andere drei Schlafstuben. Im Parterre befinden sich eine gute Stube, ein Wohnzimmer und eine Küche. Das Ganze schließt ein ummauerter Hof ein. Der Besitzer zahlt die Armensteuer und andere örtliche Lasten und die Miethe für die Häuser beträgt zwischen zwei Schillingen vier Pence und vier Schillingen drei Pence.

Der Umstand, daß die Leute regelmäßige Beschäftigung haben in Verbindung mit der regelmäßigen Auszahlung der Löhne am Abend des Freitags, hat ohne Zweifel ihre Anhänglichkeit an den Ort gefördert. Viele von den Nachkommen der ersten Ankömmlinge wohnen noch an Ort und Stelle, ihre gesellschaftlichen Beziehungen sind gefördert worden, häufig finden Zwischenheirathen unter ihnen statt, und während der ganzen Periode ist nicht ein einziger Proceß wegen Diebstahls vorgekommen. Die Arbeiter sind eben so gut gediehen wie ihre Herren. Von einer großen Anzahl unter ihnen weiß man, daß sie Reservefonds in Sparcassen und anderen Anstalten zur Anlegung von Ersparnissen besitzen, und es giebt andere unter ihnen, die ihr Geld in Häuserbauten und verschiedenen anderen Unternehmungen angelegt haben.

Aber haben sich die Leute nicht über ihre Lebens-

stellung von hartarbeitenden Spinnern emporgearbeitet? Ja wohl. Diejenigen von ihnen, welche Geschick, Befähigung und Organisationstalent besaßen, sind von den Reihen der Handarbeiter aufgerückt und Geschäftsführer in den Fabriken geworden. „Etwa dreißig von diesen", sagt Herr Henry Ashworth, „hat man in einem einzigen Augenblick zusammengerechnet, und zehn von ihnen sind Geschäftstheilhaber oder Besitzer von Fabriken geworden . . . Viele Fabrikanten", fügt Herr Ashworth hinzu, „sind zu finden, welche sehr viel gethan haben, die Lage Derer, die sie beschäftigen, zu verbessern, und Niemand wird zweifeln, daß sie dazu nicht durch Hoffnung auf Gewinn, sondern durch Regungen des Wohlwollens bewogen worden sind."

Fabrikanten wie diese raffen nicht wie Plugson von St. Dolly in der unterschlächtigen Mühle ihr Vermögen zusammen und laufen davon, indem sie ihren Arbeitern einen Sechser per Mann hinterlassen, um auf ihre Gesundheit zu trinken. Sie bleiben bei ihnen von Geschlecht zu Geschlecht. Die besten und edelsten von ihnen — die Ashworths von Turton, die Strutts von Derby, die Marshalls von Leeds, die Akroyds von Halifax, die Brooks von Huddersfield und viele andere — haben mehrere Generationen hindurch fortgefahren, die Aufsicht über ihre Fabriken zu führen. Die Strutts waren die Compagnons von Arkwright, der beinahe den

Beginn englischen Fabrikbetriebs bezeichnet. In der That, erst seit Arkwright sein Patent auf die Spinnmaschine und Watt sein Patent für die Dampfmaschine nahm, ist England ein Fabrikland geworden.

Wo würde England jetzt sein, wenn die Thatkraft, der Unternehmungsgeist und der Gemeinsinn seiner Fabrikanten nicht gewesen wären? Könnte die Landwirthschaft die fortwährend wachsende Bevölkerung ernährt haben? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß unser Land von Bettlern überlaufen, daß das Eigenthum angegriffen und die Verfassung umgestürzt worden wäre, wie das in Frankreich der Fall war, wenn die ausgedehnte und lohnende Beschäftigung nicht gewesen wäre, welche den arbeitenden Classen in den Manufactur-Districten geboten wurde? Die Dampfmaschine hat sich in der That als Sicherheitsventil für England erwiesen. Sie setzte das Königreich in den Stand, während der Kriege auf dem Festlande festen Fußes seine Stellung zu behaupten, und ohne sie und die verschiedenen Zweige des Gewerbfleißes, die durch sie entstanden, würde England jetzt wahrscheinlich zur Lage einer Macht dritten oder vierten Ranges herabgesunken sein.

Es ist wahr, die großen Fabrikanten sind reich geworden. Aber es würde gewiß eigenthümlich gewesen sein, wenn sie mit ihrem Fleiße, ihrer Thatkraft und ihrem Organisationstalente arm

geworden wären. Leute vom Gepräge der Ashworths, der Strutts, der Marshalls und Anderer arbeiten nicht blos auf Reichthum hin, obwohl der Reichthum ihnen zufließt. Sie sind nicht groß geworden, weil sie reich waren, sondern sie sind reich geworden, weil sie groß waren. Anhäufungen von Reichthum sind viel mehr das Ergebniß ungewöhnlichen Fleißes, ungewöhnlichen Organisationstalents und ungewöhnlicher Sparsamkeit als des ungewöhnlichen Gewinns. Adam Smith hat gesagt: „Selten begiebt sich's, daß große Vermögen durch einen regelmäßig geordneten und wohlbekannten Erwerbszweig erworben werden, sondern gewöhnlich sind sie die Ergebnisse eines langen Lebens voll Fleiß, Genügsamkeit und Aufmerksamkeit auf die Erfordernisse des Geschäfts".

Aber es ist nicht immer so. So zum Beispiel verschritt Herr Lister von Bradford, nachdem er die Kämmmaschine erfunden — oder wenigstens die Erfindungen Anderer zu einer vollständigen Maschine eigener Art verbunden hatte — zur Erfindung einer Maschine zur Verarbeitung von Seidenabfällen (die damals als nutzlos weggeworfen wurden), welche sie zur feinsten Seide verspann, und die dann mittelst des Dampfwebstuhls zu Sammet von der besten Güte verwebt wurden. Der Versuch war noch nie zuvor von einem Erfinder angestellt worden, und er schien auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen. Herr Lister hatte

sich bereits durch den Erfolg seiner Kämmmaschine ein Vermögen erworben, welches ihm erlaubte, sich von den Geschäften zurückzuziehen und den Rest seines Lebens behaglich zu verleben. Aber vorwärts gedrängt von dem unwiderstehlichen Erfindergeiste betrieb er die Vervollkommnung seiner Seidenmaschine. Wie er selbst neulich bei einer Versammlung zu Bradford sagte*), „sie könnten beurtheilen, wie hart er zur Ueberwindung der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten gearbeitet habe, wenn er ihnen sage, daß er zwanzig Jahre lang früh halb sechs nie mehr im Bette gewesen sei; in der That, er glaube nicht, daß es in ganz England einen Menschen gebe, der fleißiger gearbeitet habe als er". Das Merkwürdigste war, daß er ein ungeheures Vermögen wegwarf, bevor es irgendwie wahrscheinlich wurde, daß ihm die Sache gelingen werde. „Er hatte sich beinahe zu Grunde gerichtet; denn er hatte 360,000 Pfund ausgegeben, ehe er mit seiner Maschine auch nur einen Penny verdiente; in der That, er schrieb sich eine Viertelmillion als vollständig verloren ab, bevor er in seine Bücher wieder Einnahmen einzutragen begann. Seitdem hat sein Patent für

*) Diese Versammlung wurde abgehalten, um die Uebertragung des schönen Parks des Herrn Lister in Manningham in Empfang zu nehmen, den er der Gemeinde Bradford zum Geschenk gemacht hatte, „auf daß er für alle Zeiten ein Park des Volkes sei".

die Anfertigung von Seide sich als eins der erfolgreichsten unserer Tage erwiesen."

In dem Parke, den Herr Lister der Bevölkerung von Bradford zum Geschenk gemacht hat, wurde neulich auf Grund von einer öffentlichen Subscription eine Statue errichtet. Sie wurde von dem sehr ehrenwerthen Herrn W. E. Forster enthüllt, welcher am Schluß seiner Rede bemerkte: „Trotz alledem zweifle ich, ob wir mehr zu dem Zwecke, Herrn Lister zu ehren, oder zu dem, uns selbst zu ehren, gekommen sind. Wir wünschen jenen wirkenden Fähigkeiten Ehre zu erweisen, welche unser Vaterland England zu einem praktischen, und deshalb zu einem großen, glücklichen und mächtigen Lande gemacht haben. Dieser unergründliche, nie ruhende Fleiß, welchen Herr Lister besitzt, dieser praktische Verstand, diese Entschlossenheit, jeden Gegenstand auszuführen, von dessen Ausführbarkeit er überzeugt ist, und sein fester Entschluß, keinen Widerstand zu fürchten und sich um kein Hinderniß zu kümmern, — diese praktischen Fähigkeiten sind Das, was England zu Dem gemacht hat, was es ist. Was aber ist es im Besondern, was wir ehren? Es ist der tapfere Sinn, den dieser Mann gezeigt hat, es ist das Gefühl, mit dem er als ein im Kammwollengeschäft Arbeitender zu sich sagte: „Hier ist etwas, was gethan werden sollte; ich will nicht ruhen, bis ich herausgefunden habe, wie es gethan werden kann, und wo ist, wenn ich das herausgefunden

habe, der Mann, der mich hindern könnte es zu thun? Mit diesem Grundsatze focht er seinen langen Kampf durch, und so errichten wir, wenn wir die Geschichte seines Ringens lesen, die ganze Zeit über seit 1842, bis er zu jenen beiden großen Erfindungen gelangte, diese Bildsäule dem Manne, der in der Schlacht den Sieg gewonnen hat, und hoffen, daß unsere Söhne und die Söhne Aller, gleichviel, ob reich oder arm, in späteren Tagen kommen und sie bewundern werden, nicht blos weil sie ihnen die Gestalt und die Züge eines reichen und vom Erfolg gekrönten Mannes wiedergiebt, sondern weil sie ihnen die Gestalt und die Züge eines Mannes zeigt, der mit Fleiß, mit Scharfsinn, mit Thatkraft, mit Muth, mit Ausdauer begabt war — der sich keine Mühe verdrießen ließ, sich zuerst Gewißheit über die Bedingungen der Probleme zu verschaffen, die er zu lösen hatte — und dessen Herz dann nie verzagte, dessen Wille nie ermattete in dem Entschlusse, diese Bedingungen zu erfüllen.

Große Männer wissen klug zu sparen und klug auszugeben. Montesquieu hat von Alexander gesagt: „Er fand die ersten Mittel zu seinem Glück und seiner Macht in der Größe seines Genies, die zweiten in seinem genügsamen und haushälterischen Wesen und die dritten in seiner unermeßlichen Freigebigkeit, wo es große Ziele zu erreichen galt. Er verthat nur wenig für sich selbst, aber für öffentliche Zwecke hatte er stets eine offene Hand". Man

sagte auch vom ersten Napoleon, daß er haushälterisch gewesen sei wie Karl der Große, weil er groß wie Karl gewesen. Napoleon war keineswegs ein Verschwender, ausgenommen im Kriegswesen, aber er gab reichlich Geld aus, wo es große öffentliche Unternehmungen zu fördern galt. In solchen Fällen sind Wirthschaftlichkeit und Freigebigkeit wohlverbunden mit einander. Und so ist es immer, wenn Menschen Energie, Betriebsamkeit und großes Organisationstalent besitzen.

Es mag ungehörig erscheinen, große Producenten mit großen Heerführern zu vergleichen. Und doch bedarf der Fabrikant häufig so viel Muth, so viel Genie und so viel Organisationstalent als der Kriegsmann. Der Eine überlegt sich, wie er seine Arbeiter so stellen soll, daß sie die Arbeit rasch und gut vollbringen, der Andere, wie er seine Soldaten so stellen soll, daß sie den Sieg erringen. Beide müssen unternehmende, kühne, scharf beobachtende und genau auf die Einzelheiten achtende Männer sein. Und der Fabrikant muß nach seiner Stellung der wohlwollendste von Beiden sein. In diesem Lichte betrachtet, erscheint uns Sir Titus Salt nicht nur als ein Hauptmann, sondern als ein Feldmarschall im Bereiche der Industrie. Man hat ihn den Fürsten unter den Fabrikanten genannt.

Titus Salt ist der Sohn eines Wollhändlers in Yorkshire. In seinen ersten Jahren bewirthschaftete er eine Farm bei Bradford, und seine Neigung

zu landwirthschaftlichen Bestrebungen war so groß, daß man glaubte, er werde diesem Berufe immer folgen. Da er indeß Compagnon seines Vaters im Wollgeschäfte war und bemerkte, daß sich die Fabriken in seiner Nachbarschaft rasch ausdehnten, zog er sich aus der Geschäftstheilhaberschaft zurück und begann ein Geschäft als Wollspinner zu Bradford. Er war einer der Ersten, welche die Verwendbarkeit der Alpaccawolle bemerkten. Große Massen dieses Rohstoffs lagerten, von Brasilien eingeführt, in Liverpool. Aber die Wolle fand keine Käufer, bis zuletzt Herr Salt eine Quantität kaufte und sie zu einem ganz neuen Fabrikartikel verspann. Er verschritt sodann zum Aufkauf der gesammten Alpaccawolle, die in Liverpool zu finden war, traf Vorkehrungen zum Erwerb aller, die auf den Markt kam, fuhr fort die Alpaccawolle zu verspinnen und richtete endlich die Fabrikation vollständig ein. Dies war die Grundlage zu dem Vermögen des Herrn Salt.

Endlich, nach zwanzigjähriger Arbeit als Fabrikant, gedachte Herr Salt sich vom Geschäfte zurückzuziehen und sich wieder seinen geliebten landwirthschaftlichen Bestrebungen zu widmen. Er beabsichtigte sich an seinem fünfzigsten Geburtstage zurückzuziehen; bevor aber diese Zeit herankam, änderte er, da er fünf Söhne zu versorgen hatte, seinen Entschluß und nahm sich vor, sein Geschäft noch etwas länger fortzuführen und an der Spitze

der Firma zu verbleiben. Nachdem er zu diesem Entschluß gelangt war, faßte er den Vorsatz, Bradford zu verlassen. Der Burgflecken war bereits überfüllt, und es gefiel ihm nicht, zu der Vermehrung der Bevölkerung beizutragen. Er sah sich nach einer Stelle zur Errichtung einer Fabrikniederlassung um und faßte zuletzt ein großes Stück Land im schönen Thale des Aire ins Auge. Vor demselben zog sich eine Zweigbahn der von Leeds nach Bradford führenden Eisenbahn hin und hinter demselben ging der Canal zwischen Leeds und Liverpool vorbei, so daß alle Bequemlichkeit zur Herbeiholung des Rohmaterials und zur Versendung der fabricirten Waaren vorhanden war. Auf dieser Stelle wurde Saltaire erbaut — ein stattliches Denkmal des Unternehmungsgeistes, der Freigebigkeit und der Klugheit eines Privatmannes.

Es ist nicht nöthig, daß wir Saltaire beschreiben. Die mit der neuen Fabrik verbundenen Gebäude bedecken sechs und einen halben Acker Land. Der Hauptsaal ist fünfhundertundfünfzig Fuß lang. Der Schuppen, wo gewebt wird, bedeckt zwei Acker. Der Schuppen, wo das Kämmen vor sich geht, nimmt einen Acker ein. Alles ist groß, geräumig und solid. Die Kosten der Erbauung der Fabrik und der Wohnungen für die Arbeiter beliefen sich auf mehr als hundertundvierzigtausend Pfund Sterling.

Am Eröffnungstage speiste Herr Salt in den

Schuppen, wo das Kämmen betrieben wird, dreitausendfünfhundert Personen. Bei dem Diner sagte er: „Nicht ohne Rührung kann ich um mich blicken und diese gewaltige Versammlung von Freunden und Arbeitern ansehen. Ich fühle mich sehr geehrt durch die Anwesenheit des Edelmanns an meiner Seite. Ich bin ganz besonders erfreut über die Anwesenheit meiner Arbeiter . . . Ich hoffe eine Bevölkerung um mich heranzuziehen, die sich der Schönheiten dieser Gegend erfreuen wird — eine Bevölkerung von gutbezahlten, zufriedenen, glücklichen Arbeitern. Ich habe meinen Baumeistern Weisungen ertheilt, nichts zu sparen, um die Wohnungen der Arbeiter zu einem Muster für das Land zu machen, und wenn mir durch die göttliche Vorsehung das Leben erhalten bleibt, hoffe ich rings um mich Genügen, Zufriedenheit und Glück zu sehen".

Dieses Versprechen ist reichlich erfüllt worden. Herr Salt ist durchweg von dem Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit beeinflußt worden. Als die französische Regierung sich an ihn um Auskunft über seine Fabrik wendete, erwiderte er: „Was zu Saltaire versucht worden ist, ging aus meinem eigenen privaten Gefühl und Urtheil hervor ohne die entfernteste Idee, daß es zum Gegenstande öffentlicher Theilnahme und Nachfrage gemacht werden würde". In Betreff der Fabrik selbst braucht nur wenig gesagt zu werden. Der mit ihrer

Erbauung verfolgte Zweck ist Zeitersparniß bei dem Proceß der Herstellung der Waare. Nicht eine Minute geht mit dem Durchgang des Rohstoffes von einer Abtheilung der Fabrik in die andere verloren. Jede Pferdekraft der Dampfmaschinen ist so eingerichtet, daß sie ihr Aeußerstes leistet, mit jedem Augenblicke Zeit wird haushälterisch umgegangen, und die Beschäftigung der Fabrik zur Waarenerzeugung ist auf diese Weise bedeutend gesteigert.

Wir ziehen vor, von der unermeßlichen Verbesserung zu sprechen, die Herr Salt, oder vielmehr Sir Titus Salt, in der physischen und moralischen Lage seiner Arbeiter hervorgerufen hat. Der Plan der Werke zeigt, daß Saltaire mit einer Kirche, einer Kapelle für Wesleyanische Methodisten und einer literarischen und naturwissenschaftlichen Anstalt versehen worden ist. Es ist für große Schulen, für Knaben und Mädchen, sowie für Kleinkinderschulen mit reichlich bemessenen Spielplätzen Sorge getragen. Für junge wie für alte Leute sind ein Platz zum Cricketspiel, eine Kegelbahn und ein Rasenplatz zum Croquet vorhanden, der mit Anlagen umgeben ist. Es giebt hier ferner einen geräumigen Speisesaal, Bäder, Waschhäuser, eine Apotheke und Versorgungshäuser für Pensionäre.

In den Werken sind ungefähr dreitausend Personen beschäftigt, für deren Unterbringung man

siebenhundertundsechsundfünfzig Häuser erbaut hat. Die Miethe beträgt wöchentlich je nach der Einrichtung der Wohnungen zwei Schillinge vier Pence bis zu sieben Schillingen sechs Pence. Einige der Häuser werden als Kost- und Logirhäuser verwendet. Die Miethe schließt die Armensteuer und die Wasserversorgung ein, und Gas wird zu niedrigen Preisen abgelassen. Die Häuser sind von Stein erbaut und inwendig mit Ziegelwerk verkleidet. Sie enthalten eine Wohnstube oder ein großes Zimmer, eine Küche, Speisekammer und Keller und drei Schlafkammern. Jedes Haus hat einen besondern Hof mit dem gewöhnlichen Zubehör. Die Arbeiter sind allesammt wohl im Stande, die Miethe zu bezahlen. Einzelne Arbeiter verdienen zwischen vierundzwanzig und fünfunddreißig Schillinge die Woche. Eine Familie, die aus einem Vater und sechs Kindern besteht, verdient wöchentlich vier Pfund vier Schillinge, was einem Gesammteinkommen von mehr als zweihundertundzwanzig Pfund jährlich gleichkommt.

Die für die Arbeiter hergerichteten bequemen Häuser haben in ihnen ein Heimathsgefühl hervorgerufen, welches sie bewogen hat, ihre Wohnungen sauber und geschmackvoll auszuschmücken — ein sicheres Zeichen socialen Wohlbefindens. Jeder Besucher der Häuser von Armen weiß, wie solche Dinge zusammenwirken, um Laster und Krankheiten zu verhindern, den sittlichen Ton der

Arbeiter höher zu stimmen und ihre Verstandeskräfte zu entwickeln. „Ein Mann in einem schmutzigen Hause", sagt Herr Rhind, der Arzt von Saltaire, „ist wie ein Bettler in elender Kleidung. Er hört bald auf, Achtung vor sich selbst zu haben, und wenn die weg ist, giebt es nur noch wenig Hoffnung."

Große Aufmerksamkeit wird in Saltaire der Erziehung, selbst der höheren, zugewendet. Es giebt Tagesschulen, Abendschulen, Classen zu gegenseitigem Forthelfen, Vorträge und Discussionen. Die Musik — eine der das Menschliche in uns am meisten fördernden Vergnügungen — ist eines der am liebsten betriebenen Studien. „Beinahe in jedem Hause der Stadt ist irgend ein musikalisches Instrument vorhanden, und die Gesellschaften für geistlichen und weltlichen Gesang sowie die Musikcorps sind zu gewöhnlichen Dingen geworden." Es giebt ein volles Orchester für Blechmusik, für erwachsene Männer und ein Corps von Trommlern und Pfeifern für Knaben, und es werden von den Arbeitern im Speisesaale regelmäßige Vocal- und Instrumentalconcerte gegeben. Die Musikgesellschaften haben Lehrer, die ihnen die Firma besorgt.

Neben der Theilnahme an den Musikaufführungen widmet eine große Anzahl der geschickten Arbeiter ihre Mußestunden verschiedenen wissenschaftlichen Vergnügungen, wie der Beschäftigung

mit der Naturgeschichte, dem Ausstopfen von Thieren, der Verfertigung von naturwissenschaftlichen Instrumenten, zum Beispiel von Luftpumpen, Modellen von arbeitenden Maschinen, Dampfmaschinen und Gegenständen häuslicher Bequemlichkeit, während andere sogar Orgeln und andere musikalische Instrumente hergestellt haben.

In Saltaire giebt es keine Trinkhäuser, sodaß die Laster und Krankheiten, welche mit der Trunksucht verbunden sind, von der Oertlichkeit verbannt sind. Auch die der Armuth eigenthümlichen Krankheiten sind in Saltaire unbekannt. Auf Alles ist Rücksicht genommen: Ableitung der Feuchtigkeit, Reinigung der Zimmer und Lüftung. Es giebt Bäder aller Art — Bäder zum Hineinspringen, warme Bäder, türkische Bäder und Sturzbäder, und das Waschhaus, welches die Frauen in den Stand setzt, ihre Wäsche fern von ihren Häusern zu waschen, ist eine große Bequemlichkeit — insofern das Waschen in den Wohnstuben sehr schädlich und eine ergiebige Quelle von Krankheiten vorzüglich für die Jugend ist.

Die Arbeiter sind auch ein sparsames Völkchen. Sie legen ihre Ersparnisse in der Penny-Bank und in der Sparcasse an, während andere sie bei verschiedenen Baugesellschaften, Gasgesellschaften und anderen einträglichen Unternehmungen verwerthen. In der That, sie scheinen zu den glücklichst gestellten menschlichen Wesen zu gehören.

Indem sie für jede Bequemlichkeit und jedes Bedürfniß sowie für jedes erlaubte Vergnügen gesorgt sehen, behagliche Häuslichkeiten und jede Veranlassung zu Hause zu bleiben haben, indem sie Angelgesellschaften, Rudergesellschaften und Cricketclubs, indem sie Schulzimmer, literarische Anstalten, einen Saal für Vorlesungen, ein Museum und Classenzimmer in ihrer Mitte eingerichtet sehen, und dazu als die Krone von dem Allen noch ein schöner Tempel des Herrn kommt, ist es nicht zu verwundern, daß Saltaire einen Namen erlangt und Sir Titus Salt sich unter seinen Mitmenschen einen herrlichen Ruf erworben hat.

Es giebt eine große Menge Arbeitgeber, die ihre Arbeiter ganz eben so großmüthig, wenn auch nicht in so fürstlicher Weise, wie Sir Titus Salt behandeln. Sie zahlen ihnen die allgemein üblichen Lohnsätze, helfen den Beschäftigten, ihren überschüssigen Verdienst haushälterisch zu verwalten und ermuntern sie dabei; errichten Sparcassen und Penny-Banken für ihren Gebrauch, stehen ihnen bei der Errichtung von Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung durch Einkauf unverfälschter Nahrungsmittel zu billigerem Preise bei, bauen zu ihrer Unterkunft gesunde Häuschen, errichten Schulen zur Erziehung ihrer Kinder und unterstützen sie bei jeder Methode, die den Zweck hat, ihren sittlichen und gesellschaftlichen Zustand besser zu gestalten.

Herr Edward Akroyd, früher Parlamentsmitglied für Halifax, ist ein anderer Fabrikant, der in ganz Yorkshire durch seine Ermuthigung zu sparsamen Gewohnheiten großen Einfluß ausgeübt hat. Auf seinem eigenen Gebiet, zu Copley und Haley Hill bei Halifax, hat er zahlreiche vortreffliche Häuschen für seine Arbeiter gebaut und sie ermuntert, sich durch Anlegung ihres überschüssigen Verdienstes bei Baugesellschaften selbst eigene Häuser zu erbauen. Er hat Clubs zu gegenseitiger Unterstützung gegründet, um die Leute in den Stand zu setzen, sich Nahrungsmittel und Kleider zum Kostenpreise zu kaufen. Er hat vortreffliche Schulen auf eigene Kosten erbaut und sie mit einer Anzahl von Lehrern versehen, die er selbst bezahlt. Er hat die schöne Allerseelen-Kirche durch den Architekten Gilbert Scott erbauen lassen und ausgestattet, in welche ein großer District mit Einschluß der Fabrik eingepfarrt worden ist. Er hat für seine Arbeiter sowohl zu Haley Hill als zu Copley eine Gesellschaft für Literatur und Wissenschaft, eine Gesellschaft zu gegenseitiger Förderung, eine Arbeiterbibliothek — der er über fünftausend Bücher geschenkt hat — ein Club- und Zeitungszimmer für Arbeiter, einen Verein für geistlichen Gesang, der mit einer vortrefflichen Musikaliensammlung versehen ist, einen Club zur Erholung, der eine Kegelbahn und einen Platz zum Cricketspiel mit Wurfscheiben und Turngeräthen besitzt,

geschaffen. Herr Akroyd hat ferner ein großes Stück Feld unter seine Arbeiter vertheilt, das in kleine Gärten zerlegt wurde, von denen jeder hundert bis zweihundertundvierzig Quadratyards groß ist. Der kleine Pachtzins, der von jedem Gartenflecke erhoben wird, wird in Preisen wieder vertheilt, die bei einer auf seinem Grund und Boden abgehaltenen alljährlichen Blumenausstellung an Die gezahlt werden, welche die besten Blumen, Pflanzen und Gemüse gezogen haben. Daher schreibt sich die Gartenbau- und Blumenzüchter-Gesellschaft von Haley Hill, eine der gedeihlichsten Einrichtungen dieser Art in der Gegend. Kurz, Herr Akroyd hat Alles gethan, was ein verständiger und gewissenhafter Arbeitgeber thun konnte, um das sittliche und geistige Wohlbefinden der in seinen Fabriken beschäftigten viertausend Arbeiter zu fördern, die thatsächlich seiner Fürsorge zugewiesen sind.

Aber obwohl Herr Akroyd als Fabrikherr der von ihm beschäftigten Männer und Frauen genug gethan hat, hat er vielleicht noch mehr als öffentlicher Wohlthäter gethan, indem er die Penny-Bank für Ersparnisse in Yorkshire gegründet hat. Schon im Jahre 1852 richtete Herr Akroyd eine Sparcasse ein, um seine Leute in den Stand zu setzen, Summen von einem Penny an aufwärts zurückzulegen. Es fand sich, daß dieses System so gut wirkte und einen so wohlthätigen Einfluß ausübte, indem es die Leute vorsorglich machte, daß er die Idee faßte,

seine Wirksamkeit auf den ganzen westlichen Theil von Yorkshire auszudehnen. Nachdem er sich die Mitwirkung verschiedener einflußreicher Herren verschafft hatte, wurde der Plan 1856 ins Werk gesetzt und eine Parlamentsacte zur Constituirung der Penny-Sparbank von Yorkshire, wie sie noch jetzt besteht, erlangt.

Herr Akroyd hat vor Kurzem eine Einleitung zu der Geschichte der Penny-Bank für Yorkshire geliefert, der wir folgende Sätze entnehmen.

„In Betreff des Wegs, auf dem Gedanken oder zufällige Vorschläge in die Gemüther der Menschen gelangen, geht es mitunter seltsam zu. Sie mögen die Erzeugnisse einer launenhaften Phantasie sein, sie können aber auch Zuflüsterungen aus höherer Quelle sein. Der letzteren Ursache bin ich geneigt, die Idee zuzuschreiben, die mir während dieses Jahres durch den Kopf fuhr, und die darin bestand, dem Publicum etwas mehr als den bloßen Umriß des Planes zu geben, an welchem viele Leute jahrelang ein warmes persönliches Interesse genommen haben.

Es begab sich in folgender Weise. Als ich in der Stadt war, besuchte ich gelegentlich während der Fasten den Gottesdienst in Whitechapel, um von einem der Kaplane Ihrer Majestät eine Fastenpredigt zu hören. Eine merkwürdige Predigt in der Reihenfolge wurde von Herrn Charles Kingsley am 12. März in Betreff des Damenunter-

stützungsvereins der Londoner Gesellschaft für Parochie-Missionsfrauen vorgetragen. In dem Abriß, den der Prediger von dieser trefflichen Anstalt gab, bezog er sich auf ein Buch mit dem Titel „Ost und West“, in welchem die Wohlthaten, welche die Londoner Armen von Seiten des Vereins genießen, klar und deutlich auseinandergesetzt sind; aber er verweilte hauptsächlich bei der weiten Kluft, welche in London Reich von Arm, Classe von Classe trennt, und bei den Gefahren, welche die Gesellschaft aus dieser Ursache bedrohen, wie sich neuerdings am Beispiele Frankreichs gezeigt hat. Der Eindruck, den die Predigt auf mich machte, war ein derartiger, daß ich, ehe viele Tage ins Land gingen, mir „Ost und West“ gekauft und das Buch sorgfältig durchgelesen hatte.

Bei früherer Beobachtung schon war der traurige Contrast zwischen dem üppigen Leben derjenigen, die im Westende Londons wohnen, und dem Kampfe um ein hartes elendes Dasein aufgefallen, den die in im Osten oder anderswo liegenden enggebauten Stadttheilen dichtzusammengedrängten Massen zu kämpfen genöthigt sind, bis der Tod den Auftritt schließt. Wie soll man ohne Verletzung der Selbstachtung auf der einen und der andern Seite die weite Kluft überbrücken, die zwischen den Extremen von Hoch und Niedrig in der Gesellschaft sich hinzieht, war die schwierige Frage, das zu lösende Problem. Und doch schien es nach der bewunderns-

werthen Einleitung, die diesem höchst nützlichen kleinen Buche von der Gräfin Spencer vorausgeschickt worden war, als ob eine Dame von hohem Range und ihre edelgesinnten Genossinnen das Problem bis zu einem gewissen Grade gelöst und die Kluft überbrückt hätten.

Hierdurch wurde ich auf den Gedanken gebracht, wieviel leichter doch die Erfüllung unserer Pflicht gegen unsere Nächsten und die Erreichung des Hauptzieles der Genossenschaft der Parochie-Missionsfrauen, dem Armen beizustehen, daß er sich selbst helfe, in Provinzialstädten und auf dem Lande sei, wo wir mit einander persönlich bekannter sind als in London, wo wir unsern Nachbar von der nächsten Thüre schon nicht kennen. Der Angelpunkt der Yorkshireschen Penny-Bank ist: „den Armen beizustehen, daß sie sich selbst helfen“.

Die Bank begann ihre Geschäfte am 1. Mai 1859. Am Ende des Jahres, als die Bank sieben Monate im Gange gewesen war, waren schon vierundzwanzig Zweigbanken eröffnet. Sie fuhr fort zu wachsen an Zahl der Zweiganstalten und der Einleger und an eingelegten Beträgen. Im Jahre 1874 waren ungefähr zweihundertundfünfzig Zweiganstalten errichtet, und der Betrag der Einlagen hatte beinahe viermalhunderttausend Pfund erreicht.

Die Penny-Bank von Yorkshire greift nicht in

das Gebiet der Postsparcassen hinüber. Sie hat eine besondere Aufgabe, die nämlich, die Jugend beider Geschlechter die Gewohnheit des Sparens zu lehren. Sie ist auch für den erwachsenen Arbeiter als bequemer Aufnahmeort für seine Ersparnisse zur Hand. Viele sind infolge dessen zum Sparen bewogen worden, daß ihnen die Banken fast bis dicht vor ihre Thüre gebracht wurden.

Eine der merkwürdigsten mit der Geschichte der Penny-Banken verknüpften Thatsachen ist der sympathetische Einfluß jugendlicher Sparsamkeit auf den Leichtsinn und die Unmäßigkeit von Vätern. Die Thatsache ist der Beachtung der Fürsprecher für die Mäßigkeitssache wohl werth, die wahrscheinlich viel mehr praktisches Gute stiften würden, wenn sie das arbeitende Volk in den Stand setzten, sein Geld in Penny-Banken zu sparen, als durch alle ihre Agitation mit Redenhalten. Man nehme zum Beispiel die folgenden Belege dafür aus Herrn Akroyd's Erzählung her.

Ein Registrator sagt: „Alle jugendlichen Einleger scheinen geneigt, ihre Pence zu Rathe zu halten, indem sie dieselben in der Bank niederlegen, und die Erwachsenen sind derselben Ansicht geworden, statt daß sie ihr lockersitzendes Geld in die Schenke tragen oder es auf andere Weise thöricht verthun. Einige Fabrikarbeiter haben gespart, um sich Vieh zu kaufen und eine Pachtung anzutreten“.

Ein anderer Registrator sagt: „Ein trunksüchtiger Vater, der seine Trunksucht aus Scham über die Einlagen seiner Kinder abgelegt hat, legt jetzt jede Woche eine halbe Krone in die Bank. Ein notorisch schlechter Mann, ein Kohlengräber, wurde selbst ein regelmäßiger Einleger dadurch, daß er Geld im Namen seines Kindes einlegte; sein ganzes, von der Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse übrig bleibendes Geld war früher mit Trinken verthan worden. Von dem Tage an, wo er zu sparen begann, fand eine merkliche Besserung in seinem Betragen und Charakter statt. In einem andern Falle bewogen zwei Knaben ihren Vater, der auch Kohlengräber war, ihnen zu erlauben, wöchentlich einen Schilling in die Bank zu tragen, bis sie genug gespart hätten, um sich Jeder einen neuen Anzug zu kaufen. Vorher war der ganze Verdienst ihres Vaters ebenso wie ihr eigener für geistige Getränke draufgegangen“.

Der Registrator einer andern Zweiganstalt sagt, daß er Väter und Mütter, welche der Trunksucht gehuldigt, ihre Kinder habe mit Geld nach der Bank schicken sehen. Er sagt: „Mein Herz jubelte auf, als ich einen Knaben, der nie in seinem Leben einen neuen Anzug gehabt, sein Geld zurückziehen und in weniger als zwei Stunden wohlgekleidet zurückkommen sah, um seinen Platz in der Schule einzunehmen und sich einen Gesangsvortrag für den Charfreitag einzuüben. Bei der Versamm-

lung der Hoffnungsvollen am Charfreitag bat er die Eltern und Kinder, durch Aufheben der Hände anzudeuten, ob die Bank für sie wohlthätig gewesen sei oder nicht, wo augenblicklich viele Hände aufgehoben wurden und eine arme Mutter rief: „Ich will meine Hände alle beide aufheben für meine beiden Jungen".

„Ein Bergmann, der Vater einer von der Trunksucht geheilten Familie, sparte sein Geld vermittelst der Bank, bis er mit Hülfe eines Darlehens von Seiten einer Baugesellschaft zwei Häuser bauen konnte, die ihm vierhundert Pfund kosteten. Die Bank ist für viele Leute gewesen, was der Bienenstock für die Biene ist, eine Art Niederlage, und wenn die winterlichen Tage der Krankheit und Noth sie überfallen, so haben sie die Bank, nach der sie ihre Zuflucht nehmen und sich Beistand holen können."

Ein Missionär der Mäßigkeitsgesellschaft erzählt: „Vor zwei Jahren begegnete ich einem Manne und seiner Frau — Beide waren betrunken. Ich bewog sie, das Enthaltsamkeitsgelübde abzulegen und von da an ihr Geld in der Bank anzulegen. Der Pfandleiher hatte den größern Theil ihres Eigenthums in Verwahrung, aber ich freue mich, sagen zu können, daß sie alle Gegenstände ausgelöst haben und fast jede Woche ein wenig Geld in die Bank bringen können, und wenn der Mann das Geld hinlegt, sagt er, daß dies besser

sei, als wenn er es ins Wirthshaus trüge. Ihre Häuslichkeit ist jetzt eine sehr behagliche".

Ein Säufer kam eines Abends in die Bank und sagte, indem er als Anfang einen Schilling hinwarf: „Da, das ist der Preis für sechs Schoppen Bier, aber ich sage den Wirthen voraus, daß sie nicht mehr so viel von meinem Gelde kriegen sollen, als sie gekriegt haben". Dieser Mann ist nüchtern geworden und fährt regelmäßig mit Einlagen fort.

Aus einer andern Bank wird erzählt: „Ein Mann, der ein leichtsinniger und verwogener Bursch gewesen war, wurde durch seine Frau bewogen, ein paar Kupfermünzen in die Bank zu legen. Er that es, und seine wöchentlichen Einlagen nahmen zu, während zu gleicher Zeit seine Besuche in der Schenke abnahmen. Nach Verlauf einer kurzen Zeit hatte er ein anständiges Guthaben, und dies bewog ihn, eine Actie bei einer Baugesellschaft zu nehmen, der bald eine zweite folgte. Nachdem er eine Zeitlang auf diese Actien nachzuzahlen fortgefahren hatte, kaufte er ein Stück Land, auf das er zwei Häuser baute. Eins von diesen bewohnte er selbst, und das andere vermiethete er. Außerdem ist er jetzt ein achtungswerther Handwerker, der zwei oder drei Gesellen und einen Lehrburschen für sich arbeiten läßt".

Viele andere Fälle derselben Art ließen sich noch erwähnen. In einem Falle sparte ein Knabe

soviel Geld zusammen, daß er seinen Vater, der seinen ganzen Verdienst vertrank und sich und seine Familie in Armuth brachte, einen neuen Anzug kaufen konnte; in anderen Fällen erhalten Söhne und Töchter ihre schwach gewordenen Eltern, ohne sich an die Armenbehörde um Unterstützung zu wenden. Einige sparen zu diesem, Andere zu jenem Zwecke. Einige sparen, um auswandern, Andere, um sich Kleider kaufen zu können, Einige denken dabei an eine Uhr, aber in allen Fällen wird die Genügsamkeit herangezogen, bis das Sparen endlich zur Gewohnheit wird.

Einer der Registratoren der Penny-Bank von Yorkshire erzählt die folgende Anekdote als eine Lection zur Ermunterung und Ermuthigung zur Ausdauer für Geschäftsleiter bei Zweigbanken. „Herr Smith war einer unserer ersten Geschäftsführer, aber nachdem er ein paar Mal dagewesen, verließ er uns mit den Worten, es wäre Kinderei. Ich antwortete: Wir haben ja mit Kindern zu thun. Kurze Zeit nachher begegnete ich ihm, und im Verlauf unseres Gesprächs bemerkte ich, daß ich bisweilen den Kopf hängen ließe und nicht wüßte, ob wir überhaupt etwas nutzten, und mich geneigt fühlte, die Bank aufzugeben, worauf er warm erwiderte: „Um Gotteswillen, Sie dürfen sich eine solche Idee nicht in den Kopf kommen lassen, Sie wissen gar nicht, wie viel Gutes Sie thun; wir haben hier keinen Mann, der nicht selbst oder von dessen Fa-

milie nicht Jemand Einleger wäre". Der Registrator fügt hinzu: „Wenn Oberst Akroyd je verzweifelt, so gebe ich ihm die obige Antwort"."

Sparcassen haben also unermeßlich viel Gutes gewirkt. Sie haben Frieden, Glück und Behagen in viele Tausende von Familien gebracht. Das Beispiel des Herrn Akroyd sollte in weiten Kreisen nachgeahmt werden, und es sollte im ganzen Königreiche keine Grafschaft geben, die nicht ihre Organisation von Penny-Banken hätte.

Elftes Kapitel.

Die Croßleys.

„Der Sinn für Reichthum mit der Kunst, ihn zu ge-
nießen,
Und mit der Tugend, die ihn Andern läßt ersprießen.“
Pope.

„Nicht einem Schiff vertraut’ ich meinen Handel,
Noch einem Ort, noch ruht mein ganz Vermögen
Darauf, ob dieses Jahr uns Glück verheißt.“
Shakespeare.

„Oft führt die rauheste Straße zu einem sehr glatt verlaufenden Leben.“ Franklin.

„Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Das Herz ihres Mannes darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln... Sie geht mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen ... Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen... Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen... Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, ihr Mann lobt sie.“
Sprüche Salomonis.

Es giebt verschiedene große Arbeitgeber, welche den Versuch gemacht haben, den Grundsatz der Cooperation mit dem Betrieb der Waarenerzeu-

gung zu verbinden und den Leuten, die in der Vergangenheit zu ihrem Gedeihen beigetragen haben, Gelegenheit zu schaffen, in Zukunft ihren Gewinn zu theilen. Die Absicht dieser Arbeitgeber ist die gewesen, dem Antagonismus zwischen Capital und Arbeit entgegenzutreten und den Geist der Zufriedenheit unter den Arbeitern zu verbreiten. Arbeiter, welche von ihrem Verdienste gespart und die Ersparnisse in Sparcassen angehäuft haben, werden auf diese Art in den Stand gesetzt, Theilhaber an den Geschäften zu werden, in welchen sie früher oder später als Arbeiter beschäftigt waren.

Die beiden größten Fabrikgeschäfte von Halifax, das von James Akroyd und Sohn und das von John Croßley und Söhne, haben sich auf diese Weise in Actiengesellschaften verwandelt. Sie sind mit der Hauptabsicht dieser Veränderung unterzogen worden, die Mitwirkung der Geschäftsführer, Arbeiter und Anderer, die sich mit ihnen associirt haben, zu erhalten, und in dieser haben die Directoren ihnen in allen Fällen die Vorhand bei der Zutheilung der Actien gelassen.

Wir haben bereits auf das patriotische Werk des Herrn Edward Akroyd in der Grafschaft York Bezug genommen. Wir haben jetzt der Croßley'schen Firma zu gedenken, deren Teppiche über die ganze Welt hin bekannt sind. Wir gedenken ihrer mit um so mehr Vergnügen, als ihre Geschichte eine Erzählung enthält, die möglicherweise

zu dem Interesse dieses Buchs beitragen kann, welches, wie nützlich es auch sein mag, manchen Lesern als eine ziemlich langweilige Lectüre erscheinen mag.

Der Begründer dieser Firma war John Crossley. Er gehörte einer alten Yorkshireschen Familie an. Sein Großvater, der zu Kings Croß in der Nähe von Halifax lebte, stammte von achtbaren Eltern und besaß eine gute Erziehung, war jedoch kein Freund von Geschäften. In der That, er verbrachte den größeren Theil seiner Zeit mit Jagden und Schießübungen. Seine Frau war indeß von einem ganz anderen Charakter. Sie war fleißig, energisch und eine vortreffliche Verwalterin ihres Hauswesens. Sie verdiente nicht nur ihren eigenen Unterhalt, sondern auch den ihres Mannes und ihrer Kinder. Sie that dies mit Hülfe eines Schulpensionats, welches sie hielt, und das eins der besten in der Gegend von Halifax war.

Einer ihrer Söhne, der Vater John Crossley's, wurde zum Teppichweber ausgebildet. Er lernte sein Gewerbe bei einem gewissen Webster in Claypits, von dessen Töchtern er eine später heirathete. John Crossley selbst wurde ebenfalls ein Teppichweber bei seinem Oheim, und als seine Lehrzeit vorüber war, ging er nach Luddenden Foot, um für Herrn Currie, einen großen Teppichfabrikanten, zu weben. Während er in dessen Fabrik arbeitete, baute sein Herr ein großes schönes Haus, um darin

zu wohnen. Er dachte, er habe zu diesem Zwecke Geld genug gespart, aber die Umstände bewiesen, daß dies nicht der Fall war. Herr Currie erzählte seinem Vormanne, daß er Buch und Rechnung über seine Kosten geführt, bis er viertausend Pfund darauf verwendet gehabt habe, und dann sei er so ärgerlich geworden, daß er das Notizbuch verbrannt habe, obwohl das Haus noch lange nicht fertig gewesen sei; er sagte, daß er „das Alles nur einem Weibe zu Gefallen gethan" habe, womit er seine Frau meinte. Obwohl Herr Currie ein vortrefflicher Geschäftsmann war, so war doch seine Frau eine zu große Liebhaberin von Dingen, die für das Auge berechnet waren, und das große schöne Haus, in welchem sie wohnen sollte, erwies sich als der Ruin ihres Mannes. Er starb bald nach dessen Vollendung, und dann wurde das ganze Etablissement aufgelöst.

Nachdem John Croßley Herrn Currie verlassen hatte, zog er nach Halifax, um die Leitung der Teppichfabrik eines Herrn Job Lee im Lower George Yard zu übernehmen. Er begann sich nach einer Frau umzusehen, und die Geschichte seiner Freierschaft ist ebenso wunderlich als interessant. Die Croßleys scheinen das Glück gehabt zu haben, mit vortrefflichen Frauen zusammenzutreffen, und das Gedeihen der Familie ist ebenso sehr auf die Rechnung der Frauen als auf die der Männer derselben zu schreiben.

Martha Croßley, die spätere Frau John Croßley's, wurde zu Folly Hall nicht weit von der Ambler Thorn Bar geboren. Ihr Urgroßvater, Thomas Turner, war ein Pächter. Er wohnte in der Upper Scout Hall zu Shibden, und das Pächterhaus, welches er inne hatte, besteht noch heute. Der älteste Sohn wurde für den Beruf seines Vaters erzogen. Der jüngste Sohn Abraham lernte die Landwirthschaft, das Weben und das Kämmen. Er heirathete und hatte drei Kinder, Abraham, Thomas und Martha. Abraham, der älteste, war der Vater der Frau John Croßley's, die also eine geborne Turner war.

Abraham wurde ebenfalls zum Landwirth und zugleich zum Fabrikanten erzogen; doch muß man sich erinnern, daß die Fabrikthätigkeit in jenen Tagen in viel kleinerem Umfange betrieben wurde. Er verband sich später mit seinem Bruder Thomas zur Anfertigung von Wollenstoffen; aber nach seiner Verheirathung wurde die Geschäftstheilhaberschaft aufgelöst. Er wurde dann Besitzer des Pachtgutes in Upper Scout und erzog hier seine Familie.

Obwohl Abraham Turner ein Gutsbesitzer war, so hielt er es doch nicht für etwas zu Geringes, seiner Tochter Martha zu erlauben, sich in Dienste zu begeben. Als sie ungefähr fünfzehn Jahre alt war, ging sie als Dienstmädchen zu einem Fräulein Oldfield in Warley. In diesem Verhältniß verrichtete sie persönlich die Arbeiten einer Küchenmagd, einer Hausmagd und einer Köchin, wozu

noch kam, daß sie jeden Abend und jeden Morgen vier oder fünf Kühe zu melken hatte. Sie verblieb bei Fräulein Oldfield etwa zehn Jahre. Ihr Lohn betrug zuerst fünfzehn Pence wöchentlich, nach zwei Jahren wurde er auf achtzehn Pence erhöht und nach neunjährigem Dienste auf sechs Guineen jährlich. Und doch legte Martha Turner während dieser Zeit durch bloße Sparsamkeit dreißig Pfund zurück.

John Croßley, der Begründer der Croßley'schen Firma, und der Gatte von Martha Turner, war ursprünglich ein Teppichweber. Eines Abends, als er am Webstuhl saß, nahm er seinen „Trunk“ zu sich, und als er seine schwarze Flasche hinstellte, fiel sie um und zerbrach. Indem er die Flasche aufzufangen versuchte, schnitt er sich so heftig in den Arm, daß man dachte, er werde sich daran verbluten. Er konnte nicht mehr am Webstuhle arbeiten und ging mit dem Arm in der Binde umher. Da sagte sein Arbeitgeber, Herr Currie, zu ihm: „John, denken Sie wohl, daß Sie einen Webstuhl auftakeln könnten, da Sie jetzt nicht weben können?“ John antwortete, er glaube, daß er das könne. Er versuchte es und erwies sich so geschickt, daß sein Herr ihm nicht erlauben wollte, zum Webstuhle zurückzukehren. John Croßley pflegte den Unfall mit seinem Arme als den Wendepunkt seines Lebens zu betrachten.

In der Zwischenzeit fuhr er mit dem Freiers-

geschäft fort, obwohl seine Bewerbung sehr gegen den Wunsch des stolzen Pächters — des Vaters unserer Martha Turner — war. Er erklärte, daß er seiner Tochter nie erlauben werde, einen Weber zu heirathen, selbst wenn er ein Vormann der Weber wäre. Vielleicht erzählen wir die Geschichte dieser Brautwerbung am besten mit Martha's eigenen Worten:

„Als ich eines Abends nach dem Hofthor ging, stand ein junger Mensch da, der mich fragte, ob ich wohl einen Liebsten haben möchte. Ich antwortete: Na ich wahrhaftig nicht! Ich mag keinen Liebsten. — Ich ging dann ins Haus und ließ ihn stehen. Ich sah denselben jungen Mann häufig um das Haus herumgehen, sprach aber jahrelang nicht mit ihm. Sein Name war John Croßley. Als meine Herrschaft seine Absicht merkte, that sie alles Mögliche, um mich gegen ihn einzunehmen. Sie erzählte mir, daß sie als junges Mädchen in ein Schulpensionat gegangen sei, welches eine Frau Croßley gehalten, daß deren Mann Tom Croßley geheißen, und der Großvater desselben Manns gewesen, der um mich freite, und daß sie einen tolleren, fauleren Schlingel in ihrem ganzen Leben nicht gesehen habe. Sie sagte immer, wenn sie ihn kommen sah: „Da ist der junge Croßley schon wieder".

Eines Tages bekam ich einen Liebesbrief, welchen ich jetzt noch Wort für Wort wiederholen könnte. Ich hatte verschiedene andere Freier, aber

keiner war von solcher Ausdauer als John Croßley. Er drang sehr in mich, ihn doch zu nehmen. Zuletzt schickte er mir einen Brief zu, in dem er sagte, daß in Lower George Yard dicht bei der Fabrik, die er leitete, ein Haus frei stände, und daß es ein sehr großer Zufall sei, einem so bequem gelegenen zu begegnen. Ich sagte ihm, daß ich nach Hause gehen würde, um dort den fünften November zu verleben, und daß ich dort vorbeikommen und mir das Haus besehen wolle, was ich denn auch that. Als ich nach Hause kam, bat ich meine Eltern um ihre Einwilligung. Sie hatten damals nicht viel dagegen; aber ich war noch keine zwei Tage wieder bei Fräulein Oldfield, als sie meine Schwester Grace herüberschickten und mir sagen ließen, daß sie ihre Einwilligung zu der Heirath nicht geben würden, und daß sie, wenn ich darauf bestände, mich mit John Croßley trauen zu lassen, mir nie wieder ins Gesicht sehen würden.

Sobald meine Schwester fort war, zog ich mich in einem sehr betrübten Gemüthszustande in meine Schlafkammer zurück und öffnete mein Buch, welches eine Vorbereitung für den Genuß des heiligen Abendmahls war, und siehe da, die erste Stelle, auf die ich stieß, als ich es aufmachte, enthielt folgende Worte: „Wenn Dein Vater und Deine Mutter Dich verlassen, so wird der Herr Dich in seinen Schutz nehmen". Dieses tröstete mich sehr. Ich fühlte, daß der Herr in dieser Sache

mit mir war, und ich konnte nicht länger zweifeln, welches der Pfad der Pflicht war ... Ich beschloß, John Croßley's Anerbieten anzunehmen, und wir wurden am 28. Januar 1800 getraut."

Herr Croßley verrichtete nie ein besseres Tagewerk als damals, wo er seine vortreffliche, edle Frau heirathete. Von diesem Tage an war sie seine Gehülfin, seine Mitarbeiterin, seine Trösterin. Sie stand ihrem Gatten in allen seinen Kämpfen bei, und in einem gewissen Sinne war sie das Rückgrat der Croßley'schen Familie.

Nach dem Tode des Herrn Job Lees, dessen Teppichfabrik John Croßley geleitet hatte, trat Letzterer mit zwei Anderen zusammen, um das Geschäft zu übernehmen und weiter zu führen. Nachdem eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Geschäftstheilhabern stattgefunden, trat er aus der Firma aus und pachtete Dean Clough Mill, wo er wieder in ein Consortium eintrat, zu dem sein Bruder Thomas und ein gewisser James Travers gehörten. Sie betrieben das Geschäft des Wollspinnens. Zu gleicher Zeit aber fuhr John Croßley fort, für die Firma, die er verlassen hatte, die Garne zu spinnen und zu färben sowie deren Webstühle in Ordnung zu halten. In der That bildete das Färben und Spinnen für die alte Firma einen beträchtlichen Theil des Geschäfts der neuen. Dann kam eine Krisis. Die alte Firma entzog der neuen ihre Arbeit, sie schickte die zu verspinnende

Wolle und das zu färbende Garn anderswohin. Das war ein schwerer Schlag, aber schließlich kam man durch außergewöhnliche Rührigkeit, Thatkraft und Sparsamkeit darüber hinweg — wobei Frau Croßley ihren vollen Antheil an den Arbeiten und der Verantwortlichkeit ihres Mannes auf sich nahm.

„Außer der Teppichwirkerei", sagt sie in ihrer handschriftlich vorhandenen Lebensbeschreibung, „betrieben wir auch die Anfertigung von Rasch und Zeuchen mit glatter Rückseite, was ich Alles selber leitete, so weit es sich darum handelte, Kette und Einschlag auszutheilen und das Gewebte von den Webern in Empfang zu nehmen. Wir hatten zu einer gewissen Zeit nicht weniger als hundertundsechzig Handweber, welche diese Waaren machten. Wir verkauften den größten Theil davon nach London. Wir hatten auch etwa vier Webstühle, welche Gewebe zu Hosenträgern und Leibgürteln anfertigten. Das Erzeugniß dieser Webstühle verkaufte ich hauptsächlich an die Irländer, die Hosenträger aus ihnen machten und sie im Lande als Hausirer vertrieben. Ich machte und nähte mit Hülfe von Anderen auch die Teppiche zusammen, die wir im Einzelnen verkauften. Ich stand um vier Uhr des Morgens auf, um zu arbeiten, und da ich sehr fleißig war, verdiente ich vor dem Frühstück, wo meine Nachbarn erst aus ihren Schlafkammern herunter kamen, schon gewöhnlich meine zwei Schillinge."

Die Compagnonschaft von Croßley, Travers und Croßley dauerte zwanzig Jahre. Als dieser Termin verflossen war, theilten die Compagnons ihre Ersparnisse, die sich auf 4200 Pfund im Ganzen oder vierzehnhundert Pfund für jeden Einzelnen beliefen. Das war für zwanzig Jahre harte Arbeit keine sehr große Summe; aber Dean Clough Mill war damals ein kleines Geschäft, und jeder der drei Compagnons leistete seinen Antheil an Handarbeit beim Spinnen, Weben und Färben. Frau Croßley sagt, daß sich „die vierzehnhundert Pfund sehr nützlich verwenden ließen“. In der That, es war nur ein Anfang. John Croßley kaufte schließlich die ganze Dean Clough Mill. Er hatte für eine Familie von acht Kindern zu sorgen, und er nahm seine Söhne großentheils in sein Geschäft. Diese folgten dem Beispiel ihrer Eltern und wurden sparsame, nützliche und ehrenwerthe Leute.

John Croßley, der Gründer der Firma, hat bemerkt, daß er im Verlaufe seines Lebens ein scharfer Beobachter von Menschen und Dingen gewesen sei. Er sagt, daß er oft beobachtet, wie es bei seinen Nachbarn mit der Erziehung ihrer Kinder mißglückt sei. Einige Väter wären so streng gegen ihre Kinder, behielten sie fortwährend zu Hause und ließen sie so wenig von der Welt sehen, daß, wenn die Väter stürben und die Kinder allem Zwange entrückt wären, sie wie Kälber in die Welt kämen und Alles ganz und gar verschieden von

Dem fänden, was sie erwartet hätten. Solche unerzogene junge Leute wurden, wie Herr Croßley fand, bald wild, verirrten sich und gingen zu Grunde. Dann aber bemerkte er das entgegengesetzte Extrem, wo die Väter ihre Kinder dermaßen verzogen und verzärtelten, daß sie ganz unfähig wurden, die Strapatzen des Lebens zu ertragen und wie ein Fahrzeug, das ohne Steuer in die See hinausgeschickt wird, bald an den Gestaden des Lebens strandeten.

Daher versuchte Herr Croßley zwischen beiden Extremen hindurchzusteuern und seinen Söhnen so viel Kenntniß und Erfahrung vom Leben zukommen zu lassen, als möglich war. Wenn er zu Hause war, hatte er stets einen von seinen Söhnen in der Nähe, oder wenn er von Hause wegging, nahm er immer einen von ihnen mit. So erwarben sie sich viel praktische Kenntniß vom Leben und wußten etwas von dem Guten und Bösen in der Welt, und als sie älter wurden, waren sie infolge dessen um so besser im Stande, ihr eigenes Leben auf's vortheilhafteste zu verwenden.

Es ist nicht nöthig, die Geschichte der Familie Croßley weiter zu verfolgen. John Croßley starb im Jahre 1837, worauf die Firma von John, Joseph und dem Baronet Sir Francis Croßley weiter geleitet wurde. Der Letztere vertrat den westlichen District der Grafschaft York zur Zeit seines vor einigen Jahren erfolgten Todes im

Parlamente. Im Jahre 1837 kaufte er ein herrliches Stück Land, um es dann der Gemeinde von Halifax auf ewige Zeiten zu einem Parke für das Volk zu schenken. In der Rede, die er bei Gelegenheit der Uebergabe desselben hielt, sagte er unter anderen Dingen, daß er mit seinem Freunde, dem Mayor, oft die Philosophie des Geldes besprochen habe. „Ich erinnere mich sehr wohl", sagte er, „daß ich einst, als ich zwanzig Jahre jünger als jetzt war, mit ihm auf die Frage einging und sagte, daß ich viel Leeres in diesem Gelderwerbe sähe, daß Viele nach Dem strebten, wovon sie glaubten, es werde sie glücklich machen, daß es aber wie eine Blase auf dem Wasser wäre, indem es sofort zerplatzte, wenn man es ergriffe . . . „Wäre ich", so sagte er später, „von edler Geburt gewesen oder hätte ich meine Herkunft, wie Einige in diesem Zimmer, auf die zurückgeführt, welche mit Wilhelm dem Eroberer ins Land gekommen sind, so möchte das ja vielleicht ganz richtig sein, aber es würde nicht gut, es würde sogar ruhmredig gewesen sein, dies zu thun*). Aber da ich von niederer

---

*) Die, welche „mit Wilhelm dem Eroberer in das Land kamen", sind nicht die ältesten, sondern die jüngsten britischen Familien. Sie sind die, welche sich des britischen Bodens zuletzt bemächtigten. Die Angeln und Sachsen, deren Ländereien die Normannen unter sich theilten, hatten Britannien viele hundert Jahre vor der Ankunft des Eroberers inne. In den abgelegenen Thälern von Yorkshire

Herkunft bin, so wird es mir vielleicht gestattet sein, ein paar Worte von Denen zu sagen, welche die Ehrenbezeigungen theilen sollten, mit denen ich überhäuft werde. Meine Mutter war die Tochter eines Landmannes, der auf seinem eigenen Gute lebte; obwohl es nicht groß war, war es doch viele Generationen in der Familie gewesen. Ihr Vater beging denselben Mißgriff, den Jakob machte. Jakob hielt zu große Stücke auf Joseph, und ihr Vater hielt zu große Stücke von Mary. Meine Mutter war siebzehn Jahre und hitzigen Temperaments. Sie sagte, daß ihr zu Hause ihr Recht nicht zu theil werde, und daß sie entschlossen sei, sich selbst durch die Welt zu helfen, was auch die Folgen sein möchten. Sie ging gegen den Willen ihres Vaters in Dienste. Ich werde heute durch die Anwesenheit Jemandes geehrt, der von der Familie abstammt, welche sie als Magd miethete: ich meine Herrn Oldfield aus der Stock Lane, den Vicepräsidenten des Vormundschaftsraths von Halifax. In dieser Stellung verrichtete sie in eigener

---

und Lancashire existirt die alte Race noch jetzt. Und so kann die Familie Croßley einen viel längeren Stammbaum haben, als irgend eine von denen, die „mit Wilhelm dem Eroberer ins Land kamen", nur kann sie ihn nicht verfolgen. Jene können ihren Ursprung zurückverfolgen, weil ihre Zahl so klein, die Ausdehnung ihrer Besitzungen so groß und ihr Eintreten unter die englischen Grundeigenthümer vergleichsweise so neuen Datums ist.

Person die Dienste einer Küchenmagd, einer Hausmagd und einer Köchin, und dazu kam noch, daß sie jeden Tag früh und Abends sechs Kühe molk. Außerdem hielt sie das Haus in Ordnung, welches so reinlich wie ein kleiner Palast war. Aber dies war noch nicht genug Beschäftigung für ihre dienstbereiten Hände. Ihre Herrin besorgte Wolle oder Flachs zum Verspinnen, und sie leistete, was kaum Jemand in Warley thun konnte, sie spann diese Wolle zu sechsunddreißig Knäueln auf das Pfund und verdiente auf diese Weise ihrer Herrin manche Guinee, während sie noch ihre gesammte andere Arbeit verrichtete*)."

Sir Francis fuhr fort, die Geschichte seines Vaters, wie wir sie oben nach seiner eigenen Niederschrift gegeben haben, bis auf die Zeit zu erzählen, wo er die Dean Clough Mill kaufte. „Meine Mutter ging dorthin mit ihrer gewöhnlichen Energie", sagte er; „als sie um vier Uhr des Morgens den Hof hinunterging, that sie folgendes Gelübde: Wenn der Herr uns an diesem Orte segnet, so

*) In diesen Tagen des philisterhaften Geldprotzenthums, wo reiche Leute sich oft so sehr ihrer Väter und Großväter schämen und vergebliche Versuche machen, ihren „alten Adel" darzuthun, war es rechtschaffen und mannhaft von Seiten Sir Francis Croßley's, auf diese Weise diese Dinge öffentlich zu erzählen und mit seiner Mutter die Ehre zu theilen, den Bewohnern von Halifax dieses glänzende Geschenk des Volksparkes zu verehren.

sollen die Armen davon schmecken. Diesem mit so viel Vertrauen gethanen und mit so viel Treue erfüllten Gelübde schreibe ich den großen Erfolg zu, den mein Vater in Geschäften hatte. Meine Mutter sah sich stets darnach um, wie sie dieses Gelübde am Besten halten könne. In den Tagen, die vergangen sind, und wo es Mühe kostete, einer großen Anzahl von Leuten Beschäftigung zu geben, ging ihr Rath an ihre Söhne dahin: Verkauft Eure Waaren nicht für weniger als sie kosten; denn es würde Euch ruiniren, ohne Jemand auf die Dauer zu Gute zu kommen, aber wenn Ihr fortfahren könnt, den Leuten den Winter hindurch Beschäftigung zu geben, so thut es; denn es ist schlimm für einen Arbeiter, nach Hause zu gehen und zu hören, wie seine Kinder nach Brod schreien, wo er ihnen keins geben kann."

Und jetzt zu der Art und Weise, in welcher Sir Francis Croßley das Gelübde seiner Mutter erfüllte. „Am 10. September 1855", so erzählt er, „verließ ich Quebek des Morgens in der Frühe, um die Weißen Berge in den Vereinigten Staaten zu besteigen. Ich erinnere mich, eine der herrlichsten Landschaften passirt zu haben, die ich jemals gesehen hatte. Als ich das Hotel bei den Weißen Bergen erreichte, ging ich allein aus, um einen Abendspaziergang zu machen. Es war ein wunderschöner Ort. Die Sonne senkte sich soeben hinter Mount Washington mitten in dem ganzen glor=

reichen Wolkenbehänge eines amerikanischen Sonnenunterganges. Mir war zu Muthe, als ob ich mit Gott wandelte. Was soll ich ihm, sagte ich mir, wieder thun für alle die Wohlthaten, die er mir erweist? Herr, was willst Du, das ich thue? Die Antwort erfolgte augenblicklich. Sie lautete folgendermaßen: „Es ist wahr, du kannst die vielen Tausende, die du in deinem Geburtslande zurückgelassen hast, nicht hierher bringen, damit sie diese schöne Landschaft sehen, aber du kannst ihnen eine solche Landschaft zugänglich machen. Es ist möglich, Kunst und Natur so zu arrangiren, daß sie jedem Arbeiter in Halifax erreichbar sind, daß er hingehen und seinen Abendspaziergang dort machen wird, nachdem sein Tagewerk vollbracht ist". Nun das erschien mir als ein herrlicher Gedanke. Ich ging nach Hause, und mein Gebet war diese Nacht, daß ich am Morgen fühlen möge, mein Gedanke sei gerechtfertigt, und daß mir das Leben erhalten bleiben möge, damit ich ihn ausführen könne. Ich schlief diese Nacht vortrefflich, und als ich erwachte, bestätigte sich mir der Eindruck, den ich gehabt hatte. Am 10. September, als ich Quebek verließ, um die Weißen Berge zu besuchen, hatte ich ebenso wenig den Gedanken, einen Park anzulegen, als hier Jemand die Absicht haben wird, eine Stadt zu erbauen. An dem Tage, wo ich die Heimath erreichte, war ich so fest überzeugt, daß ich meinen Gedanken ausführen werde, wie ich von

meinem eigenen Dasein überzeugt war. Und von jenem Tage an bis zum heutigen bin ich nie von dem Unternehmen gewichen, welche Schwierigkeiten sich auch erhoben. Es ist ein glücklicher Tag für mich, daß es mir gestattet worden ist, in dem Volkspark, der heute eröffnet worden ist, das Ergebniß zu sehen."

Der Park wurde im August 1857 eröffnet*). Drei Jahre später wurde eine schöne Statue Sir Francis Croßley's, ein Werk des Herrn Joseph Durham, im Parke aufgestellt, so daß Alle, die hierherkamen, während sie die fürstliche Gabe betrachteten, zugleich die Gestalt und die Züge des Gebers sehen konnten. Die Kosten der Statue wurden mit dem Ertrag einer öffentlichen Sammlung bestritten, an der sich Personen aller politischen Parteien betheiligten. Die Herstellung der Statue wurde durch die Revolution in Italien aufgehalten, welche Victor Emanuel auf den italienischen Thron erhob. Während die Steinbrecher zu Carrara den Marmorblock heraussprengten, aus welchem die Figur gemeißelt werden sollte, wurden sie plötzlich aus ihrer Ruhe durch die Rufe „Freiheit! Freiheit!" mit denen sich der Name Garibaldi verband, ge-

*) Der Park liegt im Mittelpunkte des Burgfleckens Halifax und nimmt eine Fläche von zwölf und einem halben Acker ein. Er kostete Sir Francis Croßley 35,000 Pfund, der überdies der Gemeinde noch 6300 Pfund gab, von deren Zinsen seine Unterhaltung bestritten werden sollte.

weckt, und sie verließen ihre Arbeit, um sich dem Banner dieses siegreichen Führers anzuschließen. An der Vorderseite des Fußgestells der Bildsäule befindet sich folgende Inschrift: „Diese Statue Frank Croßley's, Parlamentsmitgliedes für den westlichen District der Grafschaft York, Schenkgebers des Volksparkes, wurde am 14. August 1860 von den Einwohnern von Halifax, seiner Geburtsstadt, als ein Tribut der Dankbarkeit und Hochachtung vor einem Manne errichtet, dessen Wohlthaten für das Publicum und dessen Tugenden im Privatleben verdienen, daß man ihrer eingedenk bleibt".

Aber das Gelübde von Martha Croßley war noch nicht ganz erfüllt: „Wenn der Herr uns an diesem Orte segnet, so sollen die Armen davon schmecken". Das war es, was sie versprach, als ihr Gatte den Besitz der Dean Clough Mill antrat, und ihre Söhne haben ihr Versprechen auf edle Weise erfüllt. 1864 wurde das ausgedehnte Geschäft von John Croßley und Söhne mit allen seinen Fabrikgebäuden, seinen Maschinen, Anlagen, Speichern, seinen Waarenvorräthen zu Halifax, Kidderminster, Manchester und London in eine Actiengesellschaft verwandelt. Die Gesellschaft wurde hauptsächlich in der Absicht, die Mitwirkung aller bei dem Geschäfte betheiligten Parteien zu gewinnen, und zu dem Zwecke begründet, den Geist des Einklanges und das materielle Wohlbefinden und den Gewinn der Arbeiter, der Com-

mis, der Werkführer und anderer bei dem Unternehmen Betheiligten zu schaffen. Um die Arbeiter in den Stand zu setzen, sich an dem Geschäfte zu betheiligen, wurde ihnen eine große Summe zu dem Zwecke geliehen, zurückverkaufte Actien der Gesellschaft zu kaufen, und die Arbeiter kauften dieselben in großer Menge. Stets wurde Werkführern und Arbeitern der Vorzug gegeben, und der von ihnen verlangte Betrag an Actien wurde ihnen stets unverkürzt zugetheilt.

Die Ergebnisse dieses Systems haben sich als durchaus befriedigend erwiesen, indem die Directoren berichten, daß „die thätige Energie aller Theilhaber, die nothwendig ist, um den Erfolg zu sichern, sich vollständig zur Verfügung gestellt hat. Sie erheben den Anspruch, daß ihr System: das directe Interesse des Angestellten zu sichern, originell ist, und sie freuen sich von Herzen, berichten zu können, daß das System ihre höchsten Erwartungen mehr als verwirklicht hat". Im gegenwärtigen Augenblicke besitzen die „Angestellten" Actien der Gesellschaft im Werthe von etwa dreißigtausend Pfund, und die ausschließlich für den Gebrauch der Arbeiter gegründete Depositenbank enthält Gelderersparnisse, die sich auf mehr als sechzehntausend Pfund belaufen. Und so ist das Gelübde Martha Croßley's, daß die Armen vom Glücke John Croßley's und seiner Söhne schmecken sollten, auf reichliche und edle Weise erfüllt.

Eins der am meisten versprechenden cooperativen Unternehmen, welche von Arbeitgebern zum Besten ihrer Arbeiter gegründet wurden, war das der Herrn Briggs und Sohn, welche die Kohlengruben bei Whitwood in der Nähe von Wakefield ausbeuten. Die Kohlengruben gingen 1865 in den Besitz einer limitirten Actiengesellschaft über. Die Kohlenbergleute wurden zu Theilhabern des Geschäfts gemacht, und zwar unter folgenden Bedingungen: wenn der theilbare Gewinn, der in einem Jahre aus dem Geschäft erwachse, zehn Procent des in letzterem steckenden Capitals überstiege, so sollten alle die Angestellten der Gesellschaft die eine Hälfte dieses überschüssigen Gewinns als eine Dividende erhalten, welche unter sie im Verhältniß ihres respectiven Jahresverdienstes vertheilt werden sollte. Die Absicht der Eigenthümer war, den Arbeitseinstellungen, welche sie bisweilen in Lebensgefahr gebracht hatten, ein Ende zu machen und zugleich sie in den Stand zu setzen, auf besserem Fuße mit ihren Arbeitern zu leben. Die Kohlenbergleute wurden eingeladen, Actionäre zu werden und so ein persönliches Interesse an dem Gedeihen des Geschäfts zu nehmen.

Dieses Project wurde von den Freunden der Cooperation sehr günstig aufgenommen. John Stuart Mill verkündete in seinen „Grundsätzen der Volkswirthschaft“, daß „die Herren Briggs den ersten Schritt gethan hätten, und daß es höchst

ehrenwerth von Seiten dieser Arbeitgeber sei, ein System eingeführt zu haben, das sowohl für die beschäftigten Arbeiter als für die allgemeinen Interessen des gesellschaftlichen Fortschritts so vortheilhaft sei". Das Parlamentsmitglied Herr Hughes drückte nach einem Besuche mehrerer Kohlengruben seine Ueberraschung über den großen Erfolg aus, den man im ersten Jahre der Bearbeitung der Kohlengruben als Industriegesellschaft erzielt habe. „Ich glaube", sagte er zu den Eigenthümern, „daß Sie mit diesem Schritt ein großes Werk für England und ein solches gethan haben, welches in kurzer Zeit von dem Lande dankbar anerkannt werden wird." Die, welche die Sache vorgeschlagen und gefördert hatten, beanspruchten auch eine Belohnung bei der Pariser Weltausstellung dafür, daß sie „die ersten großen englischen Arbeitgeber gewesen seien, die allen ihren Arbeitern, gleichviel, ob sie Actieninhaber oder nicht, gestattet hätten, an allen theilbaren Gewinnen über einen bestimmten Procentsatz von dem eingezahlten Capitale der Gesellschaft theilzunehmen".

Nur wenige Jahre sind verflossen, und schon ist diese vielversprechende industrielle Theilhaberschaft zu Ende gegangen. Sie ist nicht durch die Arbeitgeber, sondern durch deren Leute dahin gebracht worden. Die Arbeitgeber waren mit dem großen Gewinn, den sie während der neulichen hohen Kohlenpreise machten, zufrieden, aber die Leute waren mit den

Löhnen nicht zufrieden. Wären sie so frei wie die Kohlengräber in Wales gewesen, so würden sie darauf bestanden haben, so hoch wie diese bezahlt zu werden, aber es würde, wie in Wales, die Arbeitgeber zu Grunde gerichtet haben. Das System der industriellen Theilhaberschaft mußte zuletzt aufgegeben werden, und die Leute arbeiten jetzt wieder für Löhne, statt für Gewinnantheile. Die Sache ist die, die Kohlengräber waren nicht gebildet genug, um die Vortheile des Planes cooperativen Betriebs der Gruben würdigen zu können. Obwohl einige der Arbeiter in Whitwood von Rücksichten der Sparsamkeit bewogen worden sind, sich eigene Häuser zu bauen und auszustatten, vergeudete doch die größere Hälfte derselben während der vor Kurzem herrschenden flotten Zeit ihre Löhne mit Liederlichkeit, Ausschweifung und Völlerei.

Auch von verschiedenen Firmen im Eisengeschäft wurde der Versuch unternommen, den Grundsatz der Cooperation bei ihren einzelnen Unternehmungen zu verwirklichen. Unter denselben befanden sich die Firmen Greening u. Comp. zu Manchester und Fox, Head u. Comp. zu Middlesborough. Diese Versuche wurden bis zu einer gewissen Ausdehnung durch die Habgier und die Trägheit der Kohlengräber vereitelt, welche den gedeihlichen Stand der Eisenindustrie für einige Zeit vernichtet haben. Die Herren Greening und Comp. begannen die Sache mit großem Eifer, und

die Ergebnisse waren, was die Arbeiter betrifft, sehr beträchtlich. Nichts konnte über den dienstbereiten, ja hingebenden Geist gehen, den viele von ihnen an den Tag legten. Aber unglücklicherweise wurden von der Geschäftsverwaltung Verträge abgeschlossen, die zu einer Reihenfolge von Verlusten führten, und der Plan endete mit Liquidation. Herr Greening sagt, daß „die Distributions-Gesellschaften bis jetzt viel mehr Erfolg gehabt haben als die Productions-Gesellschaften“, aber er hofft „die letzteren den Bau dadurch krönen zu sehen, daß sie die Arbeiter überall nicht mehr zu Knechten, sondern zu Theilnehmern am Gewinn des Capitals machen“.

Auch die Firma Fox, Head u. Comp. gestattete ihren Arbeitern, Theilhaber am Gewinn des Geschäfts zu werden. Sie hatten eine Zeitlang viel Ungemach durch Arbeitseinstellungen erlitten. Ihre Werke hatten ungefähr den vierten Theil der ganzen Zeit still gestanden, die verflossen war, seit sie damit begonnen hatten. Das System der Cooperation wurde im Jahr 1866 am Ende eines langen Strikes angenommen. Eine der Bedingungen war, daß Fox, Head u. Comp. keiner Genossenschaft von Arbeitgebern und daß die Arbeiter keinem Gewerkverein als Mitglieder angehören sollten. Ursprünglich beabsichtigte man den Arbeitern eine Dividende je nach dem erzielten Gewinn zu zahlen. Man nahm aber im weiteren

Verlauf der Sache die Praxis der Herren Briggs u. Comp. an, die darin bestand, daß man den zehn Procent übersteigenden Gewinn in zwei Theile schied, von denen der eine den Capitalsbesitzern als ihr Gewinn zufallen, und der andere unter alle Die, welche das Jahr hindurch Löhne oder Gehalte bezogen hätten, im Verhältniß des von ihnen empfangenen Betrags vertheilt werden sollte. Es wurde auch den Arbeitern Gelegenheit gegeben, ihre Ersparnisse bei der Firma anzulegen, da aber drei Jahre lang nur ein Fall vorkam, wo ein Arbeiter sich um Annahme seiner Ersparnisse bewarb, so wurde diese Clausel zurückgezogen.

Infolge des gedrückten Zustandes der Eisenindustrie gab es in den ersten beiden Jahren keinen Gewinn zu vertheilen. Indeß bekamen die Leute ihre Löhne nach den üblichen Sätzen und ersparten die Kosten der Auflagen, welche die Gewerkvereine ausschrieben. Das Cooperativ-Magazin, welches die Arbeiter begründet hatten, befand sich in sehr blühenden Verhältnissen. Im dritten Jahre des cooperativen Betriebs des Geschäftes wurde eine Dividende von dritthalb Procent zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern getheilt. Die Arbeiter erhielten zugleich eine Lohnerhöhung um fünf Procent. Im vierten Jahre wurden die Löhne der Arbeiter ferner um zehn Procent erhöht, und das nahm dem Topfe den Rahm ab. Indeß wurde doch eine Dividende von vier Procent der in die-

sem Jahre von den Angestellten des Geschäfts empfangenen Löhne und Gehalte bezahlt. Bei der Versammlung, die zum Anhören des Berichts über die Ergebnisse des Geschäfts abgehalten wurde, sagte Herr Head:

„Es mag Leute geben, welche die Tendenz unseres Verfahrens für zu sentimental halten. Ich glaube nicht daran, daß Geschäfte sich auf sentimentale Grundsätze hin betreiben lassen. Aber ich behaupte allerdings, daß das bloße Geldmachen nicht das einzige Ziel des Daseins ist. Wir sind mehrere Jahre mit vielen von Ihnen associirt gewesen, und wir können nicht umhin, ein beträchtliches Interesse an Ihnen zu nehmen. Am Ende ist doch das Leben nicht so lang. Noch zwanzig oder dreißig Jahre, und wir liegen allesammt unter der Erde, und andere Arbeitgeber und Arbeiter werden in der Newporter Eisenhütte das Geschäft weiter betreiben. Es würde in der That seltsam sein, wenn wir nicht einige Theilnahme für Die fühlten, mit denen wir so eng verbunden sind. Und so halten wir, ohne im Mindesten in der Disciplin nachzulassen, oder irgend einen wahren Grundsatz des Geschäftsbetriebs zu opfern, es für unsere Pflicht als Arbeitgeber und ebenso für Ihre Pflicht als Arbeitnehmer, daß wir unsere gegenseitigen Interessen wahrnehmen und Alles thun, was Jeder von uns im Bereiche treuer und herzlicher Mitarbeiterschaft zu thun im Stande ist.“

Die Kohlennoth begann sich bei den Eisenarbeitern geltend zu machen. Die Schmiedeöfen erloschen oft wegen Mangel an Kohlen. Die Hauptursachen der schlechten Versorgung mit Kohlen lagen in Verkürzung der Arbeitsstunden und höheren Löhnen für weniger Arbeit. Und doch wurde eine Dividende von drei und einem Viertel Procent auf die von den Angestellten im Jahre 1871 empfangenen Löhne und Gehalte gewährt. Die Cooperativ-Magazine fuhren fort, sehr einträglich zu sein, und viele von den Mitgliedern sparten sich beträchtliche Geldsummen. Im nächsten Jahre wurde eine Dividende von drei und einem halben Procent vertheilt. Aber es sollten Schwierigkeiten eintreten. Die Kohlennoth dauerte fort. Die Arbeitgeber hielten Versammlungen ab, um den aufeinanderfolgenden Lohnsteigerungen Widerstand zu leisten und den Wühlereien der Gewerkvereine entgegenzuarbeiten.

Herr Head ermahnte die Leute inständig zum Zusammenhalten. „Hören Sie einmal auf, sich von diesen Gewerkvereinen täuschen zu lassen. Sparen Sie Alles, was Sie können, und treffen Sie mit Ihren Ersparnissen Vorsorge für den Tag der Krankheit — einen Tag, der sicher über kurz oder lang einmal kommen wird. Treffen Sie Vorkehrungen für Ihre alten Tage, lesen Sie gute Bücher — Sie haben jetzt, wo die Stadt eine Volksbibliothek hat, jede Gelegenheit dazu. Glau-

ben Sie, daß andere Leute ebenso rechtschaffen und redlich wie Sie selbst sind, und in jeder Weise möchte ich Sie bitten, zu handeln wie verständige, rechtlich denkende, gescheidte englische Arbeiter handeln sollten. Zeigen Sie, daß Sie es zu würdigen wissen, gut behandelt zu werden, daß Sie Diejenigen zu schätzen wissen, die sich Mühe geben, Ihnen Gutes zu erweisen, und hüten Sie sich, daß Sie nicht aus Mangel an Sympathie die besten Arbeiter von den Geschäften vertreiben und nur Die zurückbehalten, welche despotisch und tyrannisch sind. Hören Sie auf, Denen zu folgen, die von Selbstsucht oder blindem Antrieb zum Handeln bestimmt werden, die sich nicht im Mindesten darum kümmern, ob sie Sie in Noth stürzen, wenn sie nur ihren eigenen selbstischen Zwecken dienen können. Solche Menschen sind nur die blinden Führer von Blinden, und wenn Sie ihnen folgen, so werden Sie sich schließlich verlassen und hoffnungslos und hülflos im letzten Graben liegen sehen."

Es nutzte nichts. Die Löhne der Leute gingen um zwanzig Procent in die Höhe, und es hatte ein Ende mit den Dividenden. Die Kohlennoth währte fort. Die Arbeitgeber erlitten, statt Gewinn zu erzielen, unermeßliche Verluste. Der Preis des Eisens sank. Die Fabriken standen zwei Monate lang still. Das Ergebniß war, daß, als die Arbeitgeber den Arbeitern das nächste Mal in öffent-

licher Versammlung gegenübertraten, Herr Waterhouse, der Rechnungsrevisor, berichtete, daß, „während der Bruttoverdienst dieses Jahres die Ausgaben für Material, Löhne und Vertriebsspesen überstiegen habe, derselbe den vollen Betrag der nach dem Cooperativ-Plan vorgesehenen Summen für Verzinsung des Capitals, Entwerthung des Betriebsmaterials durch Abnutzung und Reserve für schlechte Schuldausstände zu decken ungenügend sei, und daß es deshalb seine Pflicht sei, zu erklären, daß gegenwärtig weder den Arbeitgebern noch den Arbeitnehmern eine Dividende gezahlt werden könne". Im Jahre 1875 wurde kein weiterer Bericht erstattet, ausgenommen, daß die Anzeige erfolgte, es gebe keine Dividende und die Firma beabsichtige den Cooperativ-Plan nicht weiter fortzusetzen. Während der Zeit aber, wo er in Geltung gewesen war, hatten die bei den Werken angestellten Arbeiter und Beamten ungefähr achttausend Pfund in Dividende erhalten.

Seitdem hat Sir Joseph Whitworth die Absicht kundgegeben, seinen Arbeitern eine Dividende von seinem Gewinn abzugeben; aber die Grundsätze, nach denen die Vertheilung stattfinden soll, sind noch nicht veröffentlicht worden. Als Carlyle von der Absicht Sir Joseph's hörte, schrieb er ihm den folgenden Brief:

„Wollte doch der Himmel, daß alle Führer des Gewerbfleißes in England in sich eine Seele wie

die Ihrige hätten! Der Anblick Englands kommt mir in diesem Augenblicke über die Maßen unheilverkündend vor; die Frage über Capital und Arbeit wird immer anarchischer und ganz und gar unlösbar durch die bei ihr angewendeten Vorstellungen, so daß ziemlich sicher ist, daß sie eines Tages mit Petroleum ein Ende nehmen wird, wofern nicht ein anderes Evangelium als das der „leidigen Wissenschaft" kommt und uns über sie erleuchtet. Zwei Dinge stehen für mich ziemlich fest. Das Erste ist, daß Capital und Arbeit sich niemals werden mit einander vertragen können oder wollen, bis nicht beide vor allen Dingen sich entschließen, ihre Arbeit in allen Stücken getreulich und wie Leute von Ehre und Gewissen zu thun, deren höchstes Bestreben ist, sich wie treue Bürger dieses Universums zu verhalten und den ewigen Geboten Gottes des Allmächtigen zu gehorchen, der sie erschaffen hat. Das Zweite ist, daß ein noch traurigerer Gegenstand als selbst die Arbeitseinstellung in den Kohlengruben die Thatsache ist, daß — in Bausch und Bogen gesprochen — wir sagen können, ganz England habe die Ansicht gefaßt, daß der gewinnreichste Weg der sei, seine Arbeit schlecht, liederlich, flüchtig und verlogen zu verrichten. Was für ein Unterschied zwischen heute und etwa vor hundert Jahren! In der letztgenannten Zeit erwachte ganz England zu seiner Arbeit — zu einer Anrufung des ewigen Schöpfers, sie zu seg=

nen bei ihrem Tagewerke und ihnen zu helfen, es wohl zu vollbringen. Jetzt erwacht ganz England — Krämer, Arbeiter, concurrirende Tagelöhner aller Art — wie mit einem nicht ausgesprochenen, aber tief im Herzen empfundenen Gebete zu Beelzebub: „O, hilf uns, Du großer Herr aller Lumpenverweber, Verfälscher und Quarkfabrikanten, unsere Arbeit mit möglichster Liederlichkeit, Flüchtigkeit und Plusmacherei verrichten, um des Teufels willen. Amen!‘‘‘

Glücklicherweise ist an diesem Briefe wie an dem „tiefempfundenen Gebete“ an den Herrn und König der Lumpenverweber nicht viel Wahres. Herr Forster sollte doch etwas von Arbeit und Capital verstehen, und er sagte neulich in einer Versammlung des Cobden-Clubs, „man sage oft, daß in ihren Grenzen ein Krieg zwischen Arbeit und Capital wüthe, aber er, der von der Zeit an, wo er zum Mann erwachsen, immer Arbeitgeber gewesen sei, wolle nur sagen, daß er nie eine Zeit gekannt habe, in welcher Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf besserem Fuße gestanden hätten“.

Der verstorbene Sir Francis Croßley bemerkte, daß viele unvernünftige Meinungen im Schwange wären. Einige wären der Ansicht, daß es unrecht für Arbeiter wäre, ihre Arbeit zum besten Preise zu verkaufen, aber man müsse sich erinnern, daß ihre Arbeit das Einzige wäre, was sie zu verkaufen hätten, und das Beste, was man thun könnte, wäre,

diese Dinge ihren natürlichen Verlauf nehmen zu lassen. Es wäre auf Seiten der Arbeitgeber ein großer Irrthum, anzunehmen, daß die am niedrigsten bezahlte Arbeit immer die wohlfeilste sei. Wenn nicht so viel darnach gestrebt würde, den Preis der Arbeit herunterzudrücken, und die Arbeitgeber einen versöhnlicheren Geist an den Tag legten, würde es weniger Arbeitseinstellungen und Ungehörigkeiten geben.

„Was für ein Unterschied zwischen heute und etwa vor hundert Jahren!" Gewiß ist der Contrast groß. England war vor hundert Jahren kein Fabrikland. Wir führten mit Ausnahme von Getreide, Wolle und Flachs fast Alles ein. Wir holten den größten Theil unseres Eisens aus Schweden, Spanien, Deutschland und Rußland. Wir importirten unser Töpfergeschirr aus Holland, unsere Hüte aus Flandern, unsere Seide aus Frankreich, unser Tuch und unsere Teppiche aus Belgien. Kaum konnte man von unseren Wollwebereien, unseren Baumwollen- und Flachs-, unseren Maschinenfabriken sagen, daß sie existirten. Steinkohle war kaum zu haben; denn die Kohlenbergwerke konnten vom Wasser nicht freigehalten werden.

Vor hundert Jahren konnten wir keine Dampfmaschine bauen, wir konnten kaum eine Brücke bauen. Man betrachte die vor hundert Jahren erbauten Kirchen und sehe den Zustand unserer

Architektur an. Vor hundert Jahren waren wir beinahe zu dem niedrigsten Stande herabgesunken, den ein Volk einnehmen kann. Wir hatten keinen Kunsthafen, wir hatten kein einziges Dock. Das ausgedehnteste Raubsystem herrschte auf dem Themseflusse. Die Landstraßen, wenn man von solchen reden konnte, wimmelten von Wegelagerern, und bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machten die Hochländer Schottlands Beutezüge gegen die Farmer des Tieflandes.

Vor hundert Jahren waren unsere Schiffe verrottet, sie wurden mit Gefangenen von den Kasernenschiffen oder mit Arbeitern bemannt, die man bei hellem Tage in den Straßen eingefangen hatte. Als James Watt vor hundert Jahren in London sein Handwerk als Instrumentenmacher lernte, durfte er sich kaum getrauen auszugehen, wenn er nicht beim Kragen genommen und nach Indien oder auf die amerikanischen Pflanzungen geschickt werden wollte. Vor weniger als hundert Jahren waren die Kohlengräber und Salzbereiter Schottlands Sklaven. Es ist noch nicht vierzig Jahre her, daß Weiber und Kinder in Kohlengruben arbeiteten. Wahrhaftig, wir brauchen nicht auf unsere Kniee zu fallen und Gott um jene Wiederherstellung der gräßlichen Dinge zu bitten, die vor hundert Jahren existirten.

Vor hundert Jahren wurde Irland wie ein Land behandelt, dessen Einwohner Sklaven sind,

und häufig erfolgten Hinrichtungen von Rebellen durch den Galgen oder Pulver und Blei. Auf der Flotte im Nore fand eine Meuterei statt, und dieselbe wurde durch Blutvergießen und Hinrichtungen unterdrückt. Große und kleine Städte wimmelten von Raufbolden, und brutale Vergnügungen und eine unfläthige Sprache waren in entsetzlichem Grade an der Tagesordnung. Zu Tyburn wurden fünf bis sechs Verbrecher auf einmal gehenkt. An allen Kreuzwegen durch das Land hin erhoben sich Galgen. Das niedere Volk war greulig unwissend und ganz und gar vernachlässigt. Skepticismus und Unglaube herrschten, bis Wesley und Whitfield sich erhoben und gegen den Formalismus und Atheismus Einspruch thaten. Sie wurden mit faulen Eiern, Knüppeln und Steinen beworfen. Ein Methodistenprediger wurde aus Gloucester hinausgepeitscht.

Vor hundert Jahren war tiefe Ebbe in der Literatur. Die Presse war in elendem Zustande. William Whitehead war „gekrönter Poet". Wer kennt ihn jetzt noch? Gibbon hatte sein „Sinken und Fallen Roms" noch nicht geschrieben. Junius war der beliebteste Schriftsteller. Die politische Corruption wurde in seinen Briefen geschröpft und gezaust. Die oberen Classen waren roh, trunksüchtig und von üblen Manieren. Bestechung und Corruption im größten Maßstabe waren die Hauptmittel, um ins Parlament zu gelangen. Herr

Dowdeswell, Parlamentsmitglied für Worcestershire, sagte im Unterhause: „Sie haben ein Mitglied wegen Gottlosigkeit und Unanständigkeit ausgestoßen. Welches halbe Dutzend Mitglieder dieses Hauses trifft je über einer gemüthlichen Flasche zusammen, wo ihre Unterhaltung ganz frei von Unanständigkeit, Gottlosigkeit und Schimpfen auf die Regierung ist?"

Obwohl die Trunksucht heutzutage schlimm genug verbreitet ist, war das vor hundert Jahren noch unendlich viel schlimmer. Die Schilder der Schenkwirthe zeigten an: „Hier kann man für einen Penny betrunken, für zwei Pence sternhagelvoll werden und umsonst reines Stroh haben". Die Trunksucht wurde als ein mannhaftes Laster betrachtet. Tiefe Trünke waren die Mode des Tages. Leute, die sechs Flaschen auf ein Niedersitzen leerten, waren etwas Gewöhnliches. Selbst betrunkene Geistliche waren kein unbekannter Anblick.

Was waren die Volksvergnügungen vor hundert Jahren? Sie bestanden hauptsächlich in Boxerschauspielen, Hundekämpfen, Hahnenkämpfen, Stierhetzen, Dachsaustreibungen, Ausstellungen am Pranger, öffentlichen Auspeitschungen und öffentlichen Hinrichtungen. Herr Wyndham vertheidigte das rohe Rauferthum des Boxerrings von seinem Platze im Parlament und wollte es aufrecht erhalten wissen als eine Schule, in welcher

der Engländer flottes Draufgehen und „die mannhafte Kunst der Selbstvertheidigung“ lerne. Die Stierhatz war vielleicht noch brutaler als der Boxerkampf, obwohl Wyndham sie als „auf Anregung der Engländer zu stolzer Tapferkeit berechnet“ vertheidigte. Der Stier wurde an einen Pfosten auf dem Marktplatze oder den Stierring (der Name lebt in vielen Städten noch heute fort) befestigt, und dann hetzte man ihn vermittelst der Hunde des Pöbels in der Nachbarschaft. Man kann sich von der Wildheit dieses Spaßes, von den Verstümmelungen der dabei betheiligten Thiere, den Lästerreden der Kerle, die schlimmer als das Vieh waren, der rasenden Rohheit und Betrunkenheit, den Gotteslästerungen und den unaussprechlichen Greueln, welche die Schaustellung begleiteten, kaum eine Vorstellung machen. Die öffentliche Meinung unserer Tage empört sich unbedingt über solche Brutalität. Und doch fiel vor weniger als hundert Jahren — am 24. Mai 1802 — im Unterhause ein Gesetzvorschlag zur Abschaffung der Stierhetzen mit vierundsechzig gegen einundfünfzig Stimmen durch, indem Herr Wyndham behauptete, daß Pferderennen und Jagden grausamer als Stierhetzen und Boxerkämpfe wären.

Der Pranger war vor fünfzig Jahren eine unserer altehrwürdigen Institutionen, und Männer und Frauen wurden an ihm ausgestellt für Ver-

gehungen, welche eine weise Gesetzgebung der öffentlichen Kenntnißnahme zu entziehen sich bestrebt haben würde. Die gräßlichen Auftritte, die dann statt hatten, wo Männer, Weiber und Kinder zusammenliefen, um die armen Sünder mit allerlei Wurfgeschossen zu bewerfen, waren so ekelhaft, daß sie nicht geschildert werden können. Nicht weniger unziemlich waren die öffentlichen Stäupungen, denen damals Frauen gemeinsam mit den rohesten Missethätern männlichen Geschlechts unterworfen wurden. Die öffentlichen Greuel und Unflächereien der „guten alten Zeit" würden selbst den Tagen Nero's zur Schande gereicht haben.

Aber Stierhetzen, Hahnenkämpfe und andere grausame Vergnügungen sind jetzt verschwunden. Selbst die Stöcke, mit denen man Verbrechern in den Dörfern die Beine einklemmte, sind beseitigt. Trunkenheit ist zu einem schandebringenden Zustande geworden. Die „gute alte Zeit" ist, hoffentlich auf Nimmerwiedersehn, dahin gegangen. Der Arbeiter hat jetzt andere Quellen der Unterhaltung als das Wirthshaus. Es giebt Ausstellungen und Volksgärten, Dampfboote und Eisenbahnen, Lesezimmer und Kaffeezimmer, Museen, botanische Gärten und wohlfeile Concerte. An die Stelle der ekelerregenden früheren Vergnügungen sind ein gesünderes, tüchtigeres Leben, mehr Bildung, mehr Nüchternheit im Großen und Ganzen und ein humanerer Geist getreten. Wir sind in hundert

Jahren vielen von unseren wüsten Neigungen entwachsen. Wir sind als Volk nicht weniger tapfer, aber weniger brutal geworden. Wir sind ganz so mannhaft, aber weniger roh wie ehedem. Die Sitten haben sich verfeinert, doch haben wir als Volk unsern frischen Muth, unsere Thatkraft und unsere Ausdauer nicht eingebüßt. Wir selbst achten uns mehr und sind als Nation mehr geachtet. Wir gedenken jetzt mit Scham der Sitten, die vor hundert Jahren herrschten.

Die Errungenschaften, auf welche England die meiste Ursache hat stolz zu sein, fallen in die letzten hundert Jahre. Die englischen Sklaven sind frei geworden, sowohl daheim als auswärts. Das Pressen der Matrosen ist beseitigt worden. Das Recht, sich im Parlamente vertreten zu lassen, ist allen Classen des Volkes übertragen worden. Man hat die Getreidegesetze abgeschafft. Der Freihandel ist eingeführt. Unsere Häfen stehen jetzt der ganzen Welt offen.

Und dann sehe man, was unsere Erfinder geleistet haben. James Watt erfand die Dampfmaschine, die in wenigen Jahren eine Menge neuer Gewerbszweige hervorrief und einer unermeßlichen Zahl von Menschen Beschäftigung gab. Henry Cort erfand das Puddelverfahren und setzte England in den Stand, sich auf seine eigenen Eisenschätze zu verlassen, statt von fremden und vielleicht feindseligen Ländern abzuhängen. Alle Docks und

Kunsthäfen rings um die englische Küste sind in dem gegenwärtigen Jahrhundert entstanden. Das Dampfboot, die Eisenbahn und der Telegraph sind erst in den letzten fünfzig Jahren erfunden und zur Anwendung gelangt.

Was den Vorwurf betrifft, daß der englische Arbeiter „liederlich, flüchtig und in verlogener Weise" arbeite, so ist das einfach unmöglich. Unsere Häfen sind frei und stehen der ganzen Welt offen, und wenn Franzosen, Deutsche, Belgier und Amerikaner bessere Arbeit ausführen könnten als die Engländer, so würden wir nicht nur aufhören zu exportiren, sondern auch unseren heimischen Waarenabsatz einbüßen. Das Ausland ist jetzt ungehindert, auf unseren eigenen Märkten billiger zu verkaufen als wir, falls es kann.

Der Freihandel wurde in dem festen Vertrauen eingeführt, daß die Engländer die besten und ehrlichsten Arbeiter von der Welt seien. Sollten wir je ein Volk werden, welches schlechtes Zeug fabricirt, so wird der Freihandel wahrscheinlich abgeschafft werden, und wir werden dann hohe Schutzzölle auf die fremden Fabrikate legen. Aber ist es nicht Thatsache, daß jedes Jahr eine Steigerung im Export der englischen Waaren sieht — daß englische Arbeit auf den großen Weltmärkten nicht als die schlechteste, sondern als die beste gilt — und daß zahlreiche fremde Fabrikanten eine eng-

lische Marke auf ihre Erzeugnisse prägen, um sich ihres Absatzes zu versichern?*)

Durch englische Arbeiter und mit englischen Werkzeugen und Maschinen sind die Fabriken auf dem Festlande erst eingerichtet worden, und doch würden wir trotzdem, daß dort die Arbeit wohlfeiler zu haben ist, den fremden Markt beherrschen, wenn die Schutzzölle nicht wären, welche die fremden Regierungen auf die englischen Fabrikate legen. Herr Brassey sagt in seinem Buch „Arbeit und Löhne“: „Es darf behauptet werden, daß die Engländer als praktische Arbeiter im Fach der Mechanik unübertroffen dastehen. Die Anwesenheit des englischen Ingenieurs, des Einzigen, der unter einer fremdländischen Mannschaft das mechanische Genie seines Vaterlandes vertritt, ist eine wohlbekannte Erinnerung für Alle, welche viel auf den Dampfern des Mittelmeeres gefahren sind. Consul Lever sagt, daß das gewaltige Etablissement des Oesterreichischen Lloyd in Triest nicht nur in seinen Werkstätten, sondern auch als Maschinisten auf seiner Dampferflotte englische Ingenieure beschäftigt. Obwohl es keine Schwierigkeit hätte, diese Leute durch Deutsche oder Schweizer zu ersetzen, die mit geringeren Gehaltssätzen zufrieden zu stellen wären, so haben doch die allenthalben sich gleich-

*) In nicht wenigen Zweigen der Industrie wird das Gegentheil nicht selten bemerkt. D. Uebers.

bleibende Pünktlichkeit der Engländer, ihre Intelligenz, ihre vollendete Meisterschaft in allen Einzelheiten ihrer Kunst und die Art, wie sie sich in jedem schwierigen Falle zu helfen wissen, ihre Superiorität vollkommen festgestellt".

Die Engländer sind auch die besten Bergleute, die besten Werkzeugmacher, die besten Instrumentenmacher, die besten Eisenbahnarbeiter. Herr Brassey sagt, daß während des Baues der Bahn zwischen Paris und Rouen der Franzose, der Irländer und der Engländer Seite an Seite beschäftigt waren. In demselben Steinbruche zu Bonnières erhielt der Franzose drei, der Irländer vier und der Engländer sechs Francs täglich, und der Letztere erwies sich als der am vortheilhaftesten zu Verwendende von den Dreien. Die Ueberlegenheit der englischen Arbeiter über Leute anderer Nationen war ebenso merkwürdig, wo sich sonst eine Gelegenheit fand, ihn neben diesen zu beschäftigen.

Nicht zu bezweifeln ist die „Flüchtigkeit" der englischen Arbeitsweise, sofern das Wort im Sinne von Schnelligkeit gebraucht wird. Dann aber liegt hierin eines der Verdienste des englischen Maschinenwesens. Jules Simon bemerkt, daß vordem der Handarbeiter eine intelligente Kraft gewesen, daß er aber vermittelst des Maschinenwesens in einen intelligenten Leiter von Kraft verwandelt worden sei. Nur durch die Raschheit der englischen Maschinen und die intelligente Schnelligkeit der Arbeiter erzielt

deren Arbeitgeber einen Gewinn und verdienen sie, verglichen mit den Arbeitern auf dem Festlande, so hohe Löhne. In Frankreich wird eine Person auf vierzehn, in Rußland eine auf achtundzwanzig, in Preußen eine auf siebenunddreißig und in Großbritannien eine auf vierundsiebzig Spindeln angestellt. Vermittelst der Schnelligkeit unserer Maschinen nur sind wir in den Stand gesetzt, Baumwolle aus Indien zu holen, sie in Manchester zu verarbeiten, die fertige Waare nach dem Orte zurückzubringen, von wo sie als Rohstoff herkam, und sie zu wohlfeilerem Preise, als der des einheimischen Calico ist, zu verkaufen.

Herr Chadwick erwähnt den folgenden Fall: „Eine Dame, die Frau eines hervorragenden Baumwollenfabrikanten, ging eines Tages jubelnd über ein schönes Stück Musselin, welches sie in London als Erzeugniß Indiens gekauft hatte, zu ihm und sagte, indem sie es ihm zeigte, wenn er einen Stoff wie diesen fabricirte, würde er in der Webkunst wirklich etwas Verdienstliches leisten. Er prüfte es und fand, daß es das Erzeugniß seiner eigenen Webstühle bei Manchester, ausschließlich für den indischen Markt gemacht, dort gekauft und in England wieder als seltenes indisches Fabrikat verkauft, sei.

Alljährlich wird der Regierung von unseren Consuln im Auslande ein Bericht in Betreff des Charakters und der Lage der arbeitenden Classen

in den meisten Gegenden der civilisirten Welt erstattet. Das Parlamentsmitglied Walter bezog sich neulich in einer Ansprache an eine Versammlung von Arbeitern auf einen dieser Berichte. Er sagte: „Es giebt eine Bemerkung, die mit beklagenswerther Häufigkeit in den Berichten vorkommt, die nämlich, daß mit wenigen Ausnahmen der ausländische Arbeiter nicht stolz auf seine Arbeit zu sein scheint oder, um einen bezeichnenden Ausdruck zu brauchen, seine Ehre darin sucht. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon wird von einem Lande erwähnt, welches gewöhnlich eine ehrenwerthe Ausnahme von dieser unglücklichen Regel macht. Die Schweiz ist ein Land berühmt wegen seiner Schulen und seinen Uhren, und doch wird die folgende Stelle aus dem Berichte zeigen, daß weder Kenntnisse noch Kunstfertigkeit hinreichen werden ohne die Ausübung jener höheren Eigenschaft, auf der ich soeben verweilte. In der Regel, so heißt es dort, sind die schweizerischen Arbeiter ihren verschiedenen Berufsarten gewachsen und nehmen Interesse an ihrer Arbeit, denn dank ihrer höheren Bildung wissen sie die pecuniären Vortheile vollständig zu schätzen, die ein strenges Festhalten an diesem Verfahren hat. Ein auffallendes Beispiel einer anderen Handlungsweise ist neulich zu St. Imier im Berner Jura vorgekommen und hat einen tiefen Eindruck gemacht. In diesem Bezirk hat vor einigen Jahren eine große Verschlechterung in der

Qualität der dort fabricirten Uhren stattgefunden, die ihre Ursache darin hatte, daß die Bewohner der Gegend es für vortheilhafter hielten, die Menge ihrer Erzeugnisse auf Kosten der Güte derselben zu steigern, statt bei den alten Regeln ihres Gewerbes zu verharren. Sie hatten eine Zeitlang über alle Erwartung Glück damit, aber endlich geriethen ihre Uhren in einen so schlechten Ruf, daß sie unverkäuflich wurden, und das Endergebniß war ein fast allgemeiner Bankerott der Uhrmacher dieses besondern Bezirkes".

Eins jedoch bleibt von den fremden Arbeitern im Allgemeinen noch zu sagen. Obwohl sie nicht so fleißig arbeiten wie die englischen, verfahren sie viel besser mit ihrem Verdienste. Sie sind außerordentlich genügsam und haushälterisch. Die Franzosen sind viel nüchterner und haben viel bessere Manieren als die Engländer, und sie sind im Ganzen viel vorsorglicher als diese. Herr Brassey erzählt, daß, als die Arbeiten an der Eisenbahn zwischen Paris und Rouen begonnen wurden, die Unternehmer ein System einzuführen suchten, nach welchem die Arbeiter ihren Lohn alle vierzehn Tage bekommen sollten, aber sehr bald, nachdem die Operationen begonnen hatten, baten die Franzosen darum, man möge die Auszahlung erst alle Monate stattfinden lassen.

Herr Reid, der die Arbeiten leitende Director dieser Linie, erzählte dem mit der Frage der Eisen-

bahnarbeiter beauftragten Ausschusse des Unterhauses, daß ein französischer Tagelöhner ein viel unabhängigerer und achtbarerer Mensch als ein englischer sei. Er gab zur Stütze seiner Behauptung den merkwürdigen Umstand an, daß, während die französischen Arbeiter monatlich bezahlt zu werden wünschten, die englischen das Verlangen stellten, jeden Samstag Abend ihren Lohn zu erhalten, und daß sie am nächsten Mittwoch schon etwas auf Rechnung der nächsten Woche haben wollten. „Nichts könnte ein größerer Beweis von der Achtbarkeit eines Arbeiters sein", sagte Herr Reid, „als die Thatsache, daß er im Stande ist, einen Monat ohne seinen Lohn auszukommen."

Obwohl es dem französischen Arbeiter keineswegs so leicht gemacht ist, zu sparen, wie dem englischen, so behauptet doch das Journal des Debats, daß er zehnmal so viel spart, als sein Nebenbuhler. In Frankreich bestehen nur etwa tausend Sparcassen und Zweiganstalten, und doch legten letztes Jahr zwei Millionen Menschen, die den niederen Ständen angehörten, gegen achtundzwanzig Millionen Pfund Sterling in dieselben. Der Franzose aus der Stadt zieht die Anlage seines Geldes in Staatsrenten vor, und der französische Bauer kauft sich lieber Land dafür. Alle jedoch sind haushälterisch, sparsam und genügsam, weil sie von ihrer frühesten Jugend zur Wirthschaftlichkeit erzogen worden sind.

Zwölftes Kapitel.

Wenn man über seine Mittel hinaus lebt.

„Nie mache Schulden, sei Dein eigener Wäger!
Wenn Du mit zwanzig Pfund nicht glücklich bist,
Thun's vierzig auch nicht — bist ein Freudenjäger,
Ein Ding, das stets sich selbst zu theuer ist."

George Herbert.

„Was aber wird Frau Grundy sagen?"

Altes Schauspiel.

„Ja und Nein sind im Guten und Bösen die Riesen, die das Leben regieren." Jerrold.

„Hundert Jahre voll Verdruß werden keinen Heller von dem bezahlen, was man schuldig ist."

Französisches Sprichwort.

„Achtbarkeit ist etwas recht Gutes für Leute, die sie für baares Geld haben können, aber gezwungen zu sein, sich deshalb in Schulden zu stecken, genügt, um einem Engel das Herz zu brechen."

Jerrold.

Zu hoch hinaus wollen ist die Sünde, welche die moderne Gesellschaft durchdringt. Sie beschränkt sich nicht auf die reichen und Geld besitzenden Classen, sondern erstreckt sich auch über die mittleren und die arbeitenden Classen.

Nie existirte ein so brennender Wunsch, reich zu sein oder reich zu *scheinen*, als heutzutage. Man ist nicht mehr zufrieden mit dem Verdienste recht-

schaffnen Fleißes, sondern man muß darnach streben, plötzlich reich zu werden, durch Speculation, durch Kartenspiel, Wetten, Schwindelei oder Betrug.

Allenthalben sieht man, wie die Welt zu hoch hinaus will. Man sieht es in den Straßen, in den Parks, in den Kirchen. Die Verschwendung in der Kleidung ist nur eins von den Zeichen des Uebels. Allgemein herrscht Verschwendung in der Art, wie man in der Gesellschaft auftritt. Die Leute leben in einem Stile, der ihre Mittel übersteigt, und die Folgen zeigen sich in kaufmännischen Unternehmungen, die fehlschlagen, in Listen von Bankerotten und in Criminalprocessen, wo Geschäftsleute so oft der Unehrlichkeit und des Betrugs überführt werden.

Der Schein der Wohlhabenheit muß aufrecht erhalten werden. Die Menschen müssen reich zu sein scheinen. Heuchler können Die, welche bereit sind, sich überzeugen zu lassen, leicht täuschen. Die Leute müssen heutzutage in einem gewissen Stile leben, schöne Häuser bewohnen, gute Diners geben, feine Weine trinken und eine hübsche Equipage haben. Vielleicht sind sie das nur dadurch zu leisten im Stande, daß sie über ihre Kräfte hinausgehen oder durch Unehrlichkeit. Jedermann wunderte sich über die Freigebigkeit und den vornehmen Stil von Redpath und Robson, aber jetzt giebt es Hunderte, wo nicht gar Tausende von Redpaths und Robsons.

Es giebt eine andere Classe von Leuten, die nicht betrügerisch, aber verschwenderisch leben, obwohl sie vielleicht schon ganz nahe dabei sind, Betrüger zu werden. Sie leben so, daß sie ihre Mittel ganz aufzehren, und oft noch darüber hinaus. Sie wünschen, als „anständige Leute“ betrachtet zu werden. Sie leben nach dem verderblichen Grundsatze: „Man muß es wie Andere machen“. Sie überlegen sich nicht, ob sie im Stande sind, bis an die Grenze oder über die Grenze ihrer Mittel hinaus zu leben, sondern halten es einfach für nothwendig, sich „die Achtung“ Anderer zu sichern. Indem sie dies thun, opfern Sie gewöhnlich ihre Selbstachtung. Sie betrachten ihre Kleidung, ihre Wohnung, ihre Art zu leben und ihre Rücksicht auf die Mode als die einzigen Beweise von Achtbarkeit und hohem Range. Sie scheinen vor den Augen der Welt etwas zu sein, obwohl es nichts als Heuchelei und Täuschung sein kann.

Aber sie dürfen nicht arm zu sein scheinen. Sie müssen durch alle möglichen Anstrengungen ihre Armuth verstecken. Sie verthun ihr Geld, bevor es verdient ist — machen Schulden beim Krämer, beim Bäcker, bei der Putzmacherin, beim Fleischer. Sie müssen ihren „vornehmen“ Freunden auf Kosten der Kaufleute Gastereien ausrichten. Und doch — was wird aus den „Freunden“, wenn Unglücksfälle sie betreffen oder die Schulden ihnen über den Kopf gewachsen sind? Sie fliehen davon

und thun, als ob sie den Menschen nicht kännten, der bis über die Ohren in Schulden steckt.

Und doch wird die Armuth halb entwaffnet von Solchen, die den moralischen Muth haben, zu sagen: „Ich kann das nicht leisten". Freunde, die nur bei gutem Wetter unsere Freunde sind, haben gar keinen Nutzen, ausgenommen als Beweise für die Tiefe der Gemeinheit, in welche menschliche Wesen versinken können. Was heißt eine „Bekanntschaft, von der man Besuch empfängt?" Sie ist durchaus nicht geeignet, uns im gesellschaftlichen, ja nicht einmal, uns im geschäftlichen Leben zu heben. Der Erfolg hängt hauptsächlich vom Charakter und von dem Rufe ab, in welchem Jemand überall steht. Und wenn der Versuch gemacht wird, den Lohn des Erfolgs einzustreichen, bevor er verdient ist, so kann der halb gewonnene Anhalt für die Füße plötzlich nachgeben, und der Aufstrebende unbedauert in den aufgesperrten Rachen der Verschuldung fallen.

„Frau Grundy" im Schauspiele ist nur eine Personification des Herkommens in der Welt. Sitte, Brauch, Mode, Gewohnheit und Herkommen sind alle in ihr repräsentirt. Sie mag eine sehr gemeine und ordinäre Person sein, aber ihre Macht ist trotzdem sehr groß. Wir copiren sie und ahmen sie in allen Stücken nach. Wir sind mit Stecknadeln an ihr Schürzenband gesteckt. Wir thun gehorsam, was sie uns heißt. Wir fügen

uns widerstandslos und schmiegen und fürchten uns vor ihrer Schelte. Der Gedanke: „Was wird Frau Grundy sagen?" erstickt manchen edlen Antrieb und hindert manche Handlung der Selbstüberwindung.

Es scheint eine allgemeine, wenn auch unbewußte Verschwörung Aller gegen die Individualität und Mannhaftigkeit Aller zu bestehen. Wir entmuthigen Die, welche sich auf ihre Eigenart stützen, und verlangen Gleichförmigkeit. Jeder muß mit Anderer Augen sehen und mit dem Verstande Anderer denken. Wir sind Anbeter der Götzen des Brauchs und Herkommens, wir blicken hinter uns, nicht vorwärts und aufwärts. Angenagelt und zurückgehalten von Unwissenheit und Schwäche, fürchten wir uns, allein zu stehen oder für uns selbst zu denken und zu handeln. Das conventionelle Wesen beherrscht Alles. Wir fürchten uns, in die freie Luft unabhängigen Denkens und Handelns hinauszutreten. Wir weigern uns, unseren eigenen Antrieben zu folgen und unsere geistige Freiheit zu vertheidigen. Wir sind zufrieden, anderer Leute Frucht, nicht unsere eigene zu tragen.

In Privatangelegenheiten wirkt derselbe Geist gleich wunderlich. Wir leben, wie es die Gesellschaft eingiebt, Jeder nach dem Mitteldurchschnitt seiner Classe. Wir haben eine abergläubische Hochachtung vor dem Herkommen. Wir kleiden uns,

essen und wohnen im Einklange mit dem Gesetze der Frau Grundy. So lange wir dies thun, sind wir nach den Standesbegriffen „achtbar“. So laufen Viele mit offenen Augen ins Verderben mit keiner besseren Entschuldigung als der thörichten Furcht vor der „Welt“. Sie fürchten sich vor dem, „was andere Leute von ihnen sagen werden“, und in neun Fällen von zehn sind Diejenigen, welche wahrscheinlich die Stimme des Tadels erheben könnten, nicht die Weisen und Weitblickenden, sondern die Thörichten, die Eiteln und die Kurzsichtigen.

Sir William Temple hat gesagt, daß „ein gewisses unruhiges Streben in den Gemüthern der Menschen, Etwas zu sein, was sie nicht sind, und Etwas zu haben, was sie nicht haben, die Wurzel aller Unsittlichkeit ist“. Diese Behauptung ist vollkommen richtig. Sie ist von der allgemeinen Erfahrung bezeugt.

Die Sucht, den Schein aufrecht zu erhalten, ist eines der größten Uebel unseres Zeitalters. Allgemein, namentlich aber unter den mittleren und oberen Classen, bemüht man sich, Etwas zu scheinen, was man nicht ist. Man giebt sich ein Aussehen, lebt ein Atrappenleben und versucht vornehmer auszusehen, als man in Wahrheit ist.

„Respectabilität“ ist eines der Hauptziele. Die Respectabilität ist in ihrem wahren Sinne allerdings eine wünscheswerthe Sache. Aus den rech-

ten Gründen geachtet zu sein ist ein Gegenstand, nach dem zu streben jeder Mann und jede Frau ein gutes Recht hat. Aber die neumodische Achtbarkeit besteht aus äußerem Scheine. Sie bedeutet, daß man schöne Kleider trägt, in schönen Häusern wohnt und in vornehmem Stile lebt. Sie blickt nach der Außenseite, auf klangvolle, ins Auge fallende, außerhalb des Menschen liegende Dinge. Sie hört auf das Klingeln des Goldes in der Tasche. Sittlicher Werth der Herzensgüte bildet keinen Theil der modernen Respectabilität. Jemand kann in diesen Tagen vollkommen „achtbar“ und doch ganz und gar verächtlich sein.

Diese falsche und entsittlichende Gewohnheit geht aus der Ueberschätzung von zwei an ihrem Orte ganz guten Dingen — aus der Ueberschätzung von Rang und Reichthum hervor. Jedermann kämpft, um in eine andere Classe über ihm emporzusteigen. Der Kastengeist ist in den untersten Classen ebenso lebhaft an der Arbeit zu sehen als in den höchsten. In Birmingham war ein Club von Arbeitern, der Schöße, also Röcke, und ein anderer, der keine Schöße, also Jacken trug, und jener erblickte diesen tief unter sich. Cobbett, so glücklich in der Erfindung von Spitznamen, nannte seinen politischen Gegner, Herrn Saddler, einen „Leinwandhändler“. Aber der Leinwandhändler hat noch viele Leute unter sich. Der Leinwandhändler erblickt auf den Höker herab, der Höker auf

den Handwerker, der Handwerker auf den Tagelöhner. Der Bediente, der seine Waden hinter einem Baron sehen läßt, hält seinen Kopf beträchtlich höher als der Bediente, der bei einem Brauer dient.

Es ist ganz einerlei, mit welcher Classe wir beginnen, oder wie tief Jemand auf der gesellschaftlichen Stufenleiter steht, immer wird man finden, daß Jemand Jemanden unter sich hat. Unter den Mittelclassen tritt diese Art von Abgeschlossenheit sehr deutlich hervor. Jeder Kreis würde es für eine Erniedrigung halten, sich auf vertrauten Fuß mit den Angehörigen des Kreises unter ihm zu stellen. In kleinen Städten und Dörfern wird man genau abgegrenzte Coterien finden, die sich hochmüthig von einander fern halten, sich vielleicht gegenseitig verachten und sich sehr oft mit harten Worten bewerfen. Die Städte mit Bischofssitzen haben gewöhnlich mindestens sieben solche genau abgeschlossene Classen, von denen eine immer unter der andern steht.

Und während jeder Mann seinen und jede Frau ihren abgeschlossenen Kreis hat, von dem Alle, die vermeintlich niedrigeren Classen angehören, entfernt gehalten werden, ringen sie zu gleicher Zeit darnach, die sociale Demarcationslinie zu überschreiten, welche von Denen gezogen worden ist, die über ihnen stehen. Sie sind begierig, sie zu überspringen und so Zulaß in

einen Kreis zu finden, der noch exclusiver als der ihrige ist.

Es herrscht ferner ein verzweifeltes Haschen und Jagen nach Vorderplätzen, und vielfach sind die gemeinen Kniffe, die man anwendet, um sich ihrer zu bemächtigen. Wir müssen die Gesellschaft uns huldigen sehen. Und zu diesem Zwecke müssen wir reich sein oder es wenigstens zu sein scheinen Daher die eifrigen Bestrebungen nach Vornehmheit, die Anstrengungen, sich das Ansehen reicher Leute beizulegen, der Glanz, der Schimmer, das Sichsehenlassen der mittleren und oberen Classen, und daher auch der bunte Zug verhüllter und verfälschter Geschmacksrichtungen, eingeschrumpfter Herzen und verstümmelter Geistesanlagen, thörichter, leichtfertiger und verrückter Liebhabereien.

Einer der am meisten demoralisirenden Bräuche der Verfeinerung ist derjenige der „großen Gesellschaften". Die Leute pfropfen ihre Häuser voll vornehmthuenden Pöbel, indem sie sich auf diese Weise einer lächerlichen Sitte anschließen. Rousseau sagte bei allen Verirrungen seines Geistes: „Lieber wollte ich, daß mein Haus zu klein für einen Tag als zu groß für zwölf Monate wäre". Die Modewelt stellt diesen Grundsatz vollständig auf den Kopf, und häusliches Mißgeschick wird oft mit einer großen Wohnung und dazu passenden Einrichtungen begonnen. Das Unglück besteht

darin, daß wir nicht nach einem Muster unter uns, sondern stets über uns blicken.

Indeß ist die furchtbare Ursache der Unsittlichkeit nicht so sehr in der Aufrechthaltung des Scheins als in den Mitteln, die man zu dessen Aufrechthaltung ergreift, zu suchen. Jemand, der in einer Classe der Gesellschaft eine Stelle einnimmt, wagt alles Mögliche, um sich in derselben zu behaupten. Es wird in der Welt als ein Herunterkommen betrachtet, wenn man sich um etwas Ueberflüssiges verkürzt. Der reich scheinende Mann, der in seiner geschlossenen Kutsche fährt und Champagner trinkt, wird nicht ertragen können, sich auf einen offenen Einspänner und einfaches Bier herunterkommen zu sehen, und der respectable Mann, der sich einen Einspänner hält, würde es für eine Erniedrigung halten, wenn er zwischen seinem Landhause und seinem Comptoir in der Stadt zu Fuß zu gehen oder sich eines Omnibus zu bedienen hätte. Lieber steigen solche Leute zu unsittlichen Streichen herab, als daß sie von der Rangstufe herabstiegen, die sie dem Anschein nach einnehmen, lieber werfen sie sich der Unehrlichkeit in die Arme, als daß sie den geheuchelten Beifall und die hohle, leere Achtung jenes großen Narrenhauses, der „Welt", entbehren möchten.

Jedermann kann sich Hunderte von Fällen von Leuten — „achtbaren Leuten" — ins Gedächtniß zurückrufen, die von einer Art Maßlosigkeit zur

andern übergegangen sind, die unbedachtsam Reichthum verschwendet haben, der ihnen nicht gehörte, um fortzufahren, in der Welt Ruf zu genießen und vor Ihresgleichen eine bewunderte Rolle zu spielen, bis Alles mit einem plötzlichen Umschlagen, einem fürchterlichen Sturze, einem vollständigen Bankerotte endigte, der vielleicht den Ruin von Tausenden einschloß. Sie haben damit geendigt, daß sie ihre Gläubiger mit einem achtbaren Sixpence auf das Pfund absanden. In der That, es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß fünf Sechstel des Betrugs und Schwindels, welche die kaufmännischen Geschäfte schänden, ihren Ursprung in der krankhaften Sucht „den Schein zu wahren" hat.

Was wird nicht Alles dem Wunsche geopfert, im falschen Sinne des Wortes „achtbar" zu sein. Friede, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Tugend — alles nur, um den Schein zu wahren. Wir müssen betrügen, geizen, täuschen und hinter's Licht führen, damit „die Welt" uns nicht hinter unsere Maske sieht. Wir müssen uns peinigen und uns zu Sklaven machen, weil wir „der Welt" ihren Beifall abnöthigen oder wenigstens die gute Meinung „der Welt" gewinnen müssen.

Wie oft läßt sich Selbstmord auf dieses falsche Gefühl zurückführen! Eitle Leute werden lieber ihr Leben als die Vorstellungen ihrer Classe von Achtbarkeit aufgeben. Sie schneiden lieber den

Faden ihres Lebens durch, als daß sie das Leben, das die Mode verlangt, von sich weisen. Sehr wenige Selbstmorde werden aus wirklichem Mangel begangen. „Nie hören wir", sagt Joel Barlow, „daß ein Mensch aus Mangel an einem Brotlaibe einen Selbstmord begeht, aber oft geschieht es aus Mangel an einer Kutsche."

Vorzüglich Frauen werden die Opfer dieses gemeinen und elenden Classen- und Kastengeistes. Sie werden gewöhnlich in falschen Vorstellungen vom Leben auferzogen, wo man ihnen lehrt, daß Menschen und Dinge mehr nach ihrem äußern Scheine als nach ihrem innern Werthe zu schätzen sind. Ihre Erziehung wird vorzüglich von dem Gesichtspunkte aus betrieben, daß sie gefallen und die Bewunderung Anderer auf sich lenken sollen, statt daß es darauf abgesehen wäre, ihre Geistes- und Herzenseigenschaften zu bessern und zu entwickeln. Sie werden mit Vorstellungen erfüllt, die sich um Ausschließlichkeit, Mode und Vornehmheit drehen. Eine respectable Stellung in der Gesellschaft wird ihnen als das Ziel vorgehalten, nach dem zu streben sei. Verbrecherisch oder lasterhaft zu sein, wird ihnen thatsächlich als viel weniger entsetzlich dargestellt, als „ordinär" zu sein. Eingemauert in die Bastille der Ausschließlichkeit bleibt das Weib eine Gefangene aller der erbärmlichen Kniffe und Kunstgriffe des Herkommens, der Mode, des Vornehmthuns und so fort. Das angeborne

Wohlwollen ihrer Natur wird verdorben, ihr Herz zieht sich zusammen, und die edelsten Quellen des Glückes — diejenigen, welche hauptsächlich in herzlichem Mitgefühl mit der Menschheit in allen ihren Rangstufen bestehen — werden zu einem verschlossenen Brunnen und einem versiegelten Quell.

Ist es nicht Thatsache, daß unter den Leuten, die man die „feine Gesellschaft" nennt, ein stattliches Aussehen fast im Lichte einer Tugend betrachtet wird? — daß reich zu sein oder zu scheinen als ein Verdienst hohen Grades angesehen wird, während arm zu sein oder so zu scheinen als etwas wie ein unverzeihliches Vergehen gilt? Ja, so groß ist die Herzlosigkeit dieses Classengeistes, daß ein junges Mädchen, welches zu der bessern Classe gehört, und das durch Mißgeschick oder Familienunglück auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist und nun durch ehrliche Händearbeit sich rechtschaffen sein Brot zu verdienen strebt, sofort seine Kaste verliert und thatsächlich aus der „achtbaren" Gesellschaft vertrieben wird. Der Entschluß, sich unabhängig zu machen — der kräftigendste Entschluß, der eine Menschenseele ergreifen kann — wird in solchen Kreisen als etwas Erniedrigendes behandelt, und Diejenigen, die innerhalb der Einflüsse der Mode erzogen worden sind, werden sich lieber den schwersten Entbehrungen unterziehen, als daß sie sich den Verlust ihrer Classen- und Kasten-Respectabilität zuziehen.

Kein Wunder, daß das Weib, in dieser Weise erzogen, die Genossin des Mannes bei der Aufrechthaltung der Verschwendung und des über seine Mittel Hinauswollens gewesen ist, welche unser Zeitalter allgemein erfüllen. Nie war unter den englischen Frauen ein solches rasendes Streben nach schönen Kleidern und Putzsachen als heutzutage. Dasselbe stellt sich der verderbten und liederlichen Zeit Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich an die Seite. Ein förmliches Delirium der Mode existirt. Die Frauen werden nach Dem, was sie tragen, nicht nach Dem, was sie sind, geschätzt. Maßlosigkeit, beinahe Unanständigkeit in der Kleidung ist an die Stelle einfacher weiblicher Schönheit getreten. Wordsworth schilderte einst „das vollkommene edel entworfene Weib". Wo wird man jetzt das vollkommene Weib finden? Gewiß nicht in dem bunten, überputzten Geschöpfe — dem aus Fetzen und Flicken zusammengehefteten Dinge mit falschen Haaren, falscher Gesichtsfarbe, falschen Augenbrauen, kurz allerlei Falschem. „Einige von den Handwerksgesellen der Natur haben sie gemacht und nicht gut gemacht, sie ahmen die Menschenart greuelhaft nach."

Das Uebel macht bei den geldbesitzenden Classen nicht Halt. Es steigt zu Denen herab, die nichts als ihren Gehalt haben, um zu leben. Auch sie kleiden und putzen sich, um respectabel zu sein. Sie leben vornehmer als ihre Mittel gestatten. Sie müssen

in flitterhaften vorstädtischen Villen wohnen und „Gesellschaften geben". Sie müssen sehen, was in den Theatern vorgeht. Jeder Heller wird verthan, sobald er verdient ist — bisweilen eher. Der Mann versichert sein Leben nicht, und die Frau macht Schulden. Wenn der Mann morgen stürbe, würde er Weib und Kinder als Bettler zurücklassen. Das Geld, das er in seinem arbeitsvollen Leben hätte sparen können, wird für „Respectabilität" verausgabt, und wenn er ein paar Pfund hinterläßt, so werden sie gewöhnlich dafür ausgegeben, daß der verschwenderische Familienvater ein anständiges Begräbniß erhält.

„Ist das Kleid bezahlt?" fragte der Gatte. — „Nein." — „Dann lässest Du Dich auf Kosten eines andern Mannes kleiden." Keine Frau hat ein Recht, wegen eines Kleides Schulden zu machen. Wenn sie es thut, so kleidet sie sich auf Kosten des Schnittwaarenhändlers. Dies ist eins von den Dingen, die einen Mann quälen, der seinen Kopf über Wasser zu erhalten sucht, und es reicht oft hin, sein Herz seiner Frau mit ihrer Verschwendung abwendig zu machen. In dieser Weise werden Einkommen verpulvert und wird das Leben zum Schauplatz von Verbitterung und Unzufriedenheit gemacht. Das ist namentlich da der Fall, wo Mann und Frau gleiche Verschwender sind.

Wenn man selbst Schulden macht oder seiner Frau gestattet, Schulden zu machen, giebt man

einem Andern Gewalt über seine Freiheit. Man kann seinem Gläubiger nicht ins Gesicht zu sehen wagen. Ein doppeltes Klopfen an unsere Thür erschreckt uns, der Briefträger könnte den Brief eines Advocaten bringen, der den Betrag forderte, den wir schuldig sind. Wir sind nicht im Stande, ihn zu bezahlen, und machen eine heuchlerische ängstliche Entschuldigung. Wir erfinden einen Vorwand dafür, daß wir nicht zahlen. Zuletzt werden wir geradezu zum Lügen getrieben. Denn „die Lüge reitet auf dem Rücken der Schuld".

Welche Tollheit ist es, Schulden zu machen, um sich Ueberflüssigkeiten zu verschaffen! Wir kaufen schöne Waaren, die zu schön sind, als daß wir sie bezahlen könnten. Man bietet uns sechs Monate — zwölf Monate Credit an. Es ist die Art, wie der Ladeninhaber die Leute in Versuchung führt, und wir unterliegen derselben. Wir sind zu schwach, um von unserm eigenen Verdienst leben zu können, wir müssen von dem anderer Leute leben. Die Römer betrachteten ihre Dienstboten als ihre Feinde. Man möchte die modernen Ladeninhaber fast in demselben Lichte betrachten. Indem sie Credit gewähren, indem sie Weibern schöne Kleider aufdringen, führen sie dieselben in die schwerste Versuchung. Sie verlocken die Frauen von Männern, die rechtschaffen zu sein geneigt sind, zum Schuldenmachen und schicken hinterher unwahre Rechnungen ein. Sie verlangen höhere Preise, und ihre Kunden bezahlen

sie — bezahlen sie bisweilen doppelt; denn es ist unmöglich, Rechnungen, die lange laufen, gehörig zu beurtheilen.

Professor Newman's Rath ist werth, befolgt zu werden. „Von ganzem Herzen wünsche ich", sagte er, „daß Ladenschulden nach Ablauf einer gewissen Zeit uneinklagbar wären. Die Wirkung würde sein, daß Niemand mehr im Stande sein würde, in einem Laden Credit zu verlangen, ausgenommen wo er gut bekannt wäre, und für unbedeutende Summen. Alle Preise würden auf die Stufe von Baarpreisen sinken. Das unehrenhafte System fashionabler Schuldner, die stets zu spät bezahlen, wenn es überhaupt geschieht, und ihre Sünden andere Kunden in Gestalt erhöhter Preise büßen lassen, würde sofort vernichtet sein. Die Ladeninhaber würden viel Sorge los sein, die das Glück von Tausenden zu Grunde richtet."

Eine vollkommene Kenntniß der menschlichen Natur liegt in der vorletzten Bitte des Vaterunsers: „Führe uns nicht in Versuchung". Kein Mann und kein Weib widersteht der Versuchung, nachdem sie begonnen hat, wirklich Versuchung zu sein. In den Außenwerken der Gewohnheiten muß die Vertheidigung liegen. Eine Frau, welche unschlüssig ist, ob sie eine Schuld contrahiren soll, die sie nicht contrahiren sollte, ist verloren. Der Handlungsgehülfe oder Lehrling, der mit gierigen Augen nach dem Golde seines Herrn schielt, eignet

es sich früher oder später an. Er thut es, sobald er über das gewohnte Gefühl hinaus ist, welches jede Annäherung an dasselbe zur Unmöglichkeit macht. So bilden die Gewohnheiten, welche sich in die tausend unmerklichen Handlungen des Lebens einschleichen, einen sehr großen Theil der sittlichen Führung eines Menschen.

Dieses Schuldenmachen ist eine Hauptursache der Unredlichkeit. Es kommt nicht darauf an, welcher Art die Schulden sind, ob sie unberichtigte Wetten, unbezahlte Verluste beim Kartenspiel, unbezahlte Rechnungen bei Putzmacherinnen oder Schnitthändlern sind. Leute, die gut erzogen, gut gewöhnt worden und auf den Weg gestellt sind, wo sie ehrlich Geld verdienen können, werden oft dadurch ruinirt, daß sie über ihre Mittel hinaus leben, daß sie den Schein aufrecht erhalten zu müssen meinen, daß sie wetten, speculiren, Hazard spielen und sich mit liederlichen Personen beider Geschlechter einlassen.

Der Verfasser dieses Buches hat beträchtliche Erfahrungen über die Art und Weise gemacht, auf welche junge Leute von dem Wege des Wohlverhaltens auf den des Lasters und Verbrechens gerathen sind. Bei einer Gelegenheit wurde sein Name von einem Handlungsdiener gefälscht, um diesen in den Stand zu setzen, eine Summe Geldes zur Bezahlung von Schulden zu erlangen, die er in einem Wirthshause gemacht hatte. Der Verbrecher

war ursprünglich ein junger Mann von guter Erziehung, von Verstand und Fähigkeit, mit guten Verbindungen und mit einer achtungswerthen jungen Dame verheirathet. Aber alle seine Verwandten und Freunde — Weib und Kind und Alles miteinander — wurden ob seiner Liebe zum Trinken und Kartenspielen vergessen. Er wurde verurtheilt, und der Spruch des Richters lautete auf mehrjährige Einsperrung.

In einem anderen Falle war der Sünder der Sohn eines Dissentergeistlichen. Er stahl einige Werthpapiere, die er zu Gelde machte. Er entwischte und wurde verfolgt. Er hatte ausgesprengt, daß er über Southampton nach Australien gehen werde. Der Peninsular and Oriental-Dampfer wurde untersucht, aber Niemand, der seiner Beschreibung entsprach, wurde entdeckt. Einige Zeit verging, da wurde eine der Noten der Bank von England, die er mitgenommen hatte, der Bank von Dublin aus zurückgeschickt. Man ließ einen Agenten der höheren Polizei nach ihm spüren, er wurde in der gemeinsten Gesellschaft gefunden, nach London zurückgebracht, vor Gericht gestellt und zu zwölfmonatlicher Einsperrung verurtheilt.

Wieder in einem anderen Falle nahm der Verbrecher eine hohe Stellung bei einer Eisenbahngesellschaft ein, so hoch, daß er von derselben zum Posten eines Directors der Königlich Schwedischen Eisenbahn befördert wurde. Er war einer der nur zu

zahlreichen Menschen, die ohne Rücksicht auf Redlichkeit, Sittlichkeit und Tugend bemüht sind, den Schein der Vornehmheit zu wahren. Er gerieth, wie die meisten dieser Leute, tief in Schulden, und nun wurde er unehrlich. Er wurde der Genosse von Leuten, die das Stehlen berufsmäßig betrieben. Er entwendete einen Schlüssel aus dem Comptoir, dem er vorstand, und händigte ihn einem wohlbekannten Diebe ein. Dies war der Schlüssel zu der Geldkiste, in welcher Gold und Silber von London nach Paris geschafft wurde. Es wurde von dem Schlüssel ein Wachsabdruck genommen, und er wurde in Eisen nachgemacht. Vermittelst dieses Schlüssels wurde „der große Goldraub" ausgeführt. Nach einiger Zeit wurde man der Diebe habhaft, und der Mensch, der den Schlüssel gestohlen — der Herr, welcher den Schein der Vornehmheit wahren mußte, — damals Director der Königlich Schwedischen Eisenbahn, wurde ergriffen, überführt und von Baron Martin zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

Der Geistliche John Davis, ehemals Caplan von Newgate, veröffentlichte unter anderen Berichten über die Ursachen von Verbrechen unter den verurtheilten jungen Leuten, die ihm unter die Augen kamen, das Folgende:

„Ich kannte einen jungen Menschen, das Kind eines Offiziers der Flotte, der seinem Vaterlande mit Auszeichnung gedient hatte, dessen frühzeitiger

Tod es aber seine Wittwe mit Dank hatte annehmen lassen, als ihr für ihren zarten Knaben eine officielle Stelle in einem der Regierungscollegien angeboten wurde. Sein Einkommen von der Stelle übergab er getreulich seiner Mutter, und es war ihm eine Freude und ein Stolz, ihr Herz durch den Gedanken zu erfreuen, daß er ihr helfe. Sie hatte noch andere Kinder, zwei kleine Mädchen, die eben sich vom Wiegenkinde zur erwachsenen Jungfrau entwickelten. Ihre kärgliche Pension und sein Gehalt machten Alle glücklich. Aber über diesen jungen Menschen kam eine Liebe zu schönen Kleidern. Er hatte nicht Geistesstärke genug, um zu sehen, wie viel mehr wahre Schönheit in einem reinen Herzen liegt, als in einem schön geschmückten Aeußeren. Er fand Freude daran, seiner Mutter und seinen Schwestern zu helfen, aber keine größere Freude an dem Gedanken, daß er, um ihnen diese Liebe zu erweisen, zufrieden sein müsse, sich ein wenig schlechter zu kleiden als seine Collegen im Bureau. Seine Kleider konnten ein wenig abgetragen erscheinen, aber sie waren wie der Fleck auf der Montur des Soldaten, der bei Erfüllung seiner Pflicht entstanden ist, sie waren keine Zeichen ungehöriger Nachlässigkeit, die Nothwendigkeit hatte sie entstehen lassen, sie bezeichneten zugleich den Pfad der Ehre, und ohne solche Flecken hätte die Pflicht vernachlässigt werden müssen. Aber dieser junge Mensch dachte nicht an solche große Gedanken wie

diese. Er schämte sich seines fadenscheinigen, aber reinlichen Rockes. Die flotten, von Neuheit glänzenden Kleider seiner Collegen thaten ihm in der Seele weh . . . Er wünschte besser gekleidet zu erscheinen. In einer bösen Stunde bestellte er sich bei einem modischen Schneider einen neuen Anzug. Seine Stellung und seine Bedingungen verschafften ihm einen kurzen Credit. Aber Handwerker müssen bezahlt werden, und immer und immer wurde er mit Mahnungen belästigt, seine Schuld zu berichtigen. Um seinen Gläubiger los zu werden, stahl er einen Brief, der eine Zehnpfundnote enthielt. Sein Schneider wurde bezahlt, aber der in seinem Eigenthum Gekränkte kannte die Nummer seiner Note. Dieselbe wurde bei dem Schneider aufgespürt, von ihm ging es zu dem Diebe, der Mittel und Gelegenheit gehabt hatte, sie zu stehlen, und nach wenigen Tagen kam er ins Gefängniß. Sein schöner Anzug wurde durch die Gefangenentracht ersetzt. Bei weitem besser würde es für ihn gewesen sein, wenn er seine ärmlicheren Kleider mit dem Zeichen ehrlicher Arbeit auf ihnen fortgetragen hätte. Er bildete nur ein weiteres Beispiel der unermeßlichen Thorheit der Putzsucht, die unter jungen Männern gerade so sehr vorhanden ist wie unter thörichten jungen Frauen“.

Als Sir Charles Napier Indien verließ, erließ er einen Befehl an die Armee, in welchem er die Offiziere tadelte, daß sie Schulden machten ohne

Aussicht zu haben, sie bezahlen zu können. Der Oberbefehlshaber fand, daß er fortwährenden Klagen gegen Offiziere wegen Nichtberichtigung von Schulden ausgesetzt war, und in einigen Fällen bemerkte er, daß die Folge dieser Ursache der Ruin würdiger und fleißiger Gewerbsleute gewesen war. Dieses zunehmende Uebel tadelte er streng „als dem Rufe eines Ehrenmannes Abbruch thuend, als etwas, das die Betreffenden erniedrige, als Diejenigen, die ihm huldigten, auf eine Stufe mit Denen stellend, welche Betrüger sind, und deren Gesellschaft Befleckung ist". Er empfahl ihnen dringend, sich an ihre Pflichten zu halten, Ausschweifungen und Ausgaben aller Arten zu meiden und strenge Sparsamkeit zu üben; denn „unbezahlten Champagner und unbezahltes Bier trinken und unbezahlte Pferde reiten, heißt ein Betrüger und nicht ein Gentleman sein".

Die Ausschweifung dieser jungen Herren in Indien ist in nur zu vielen Beziehungen ein Seitenstück zu der Ausschweifung unserer jungen Herren daheim. Die Enthüllungen über gewisse Verschwendungen in Oxford und Cambridge weisen auf die Schule hin, in welcher sie ihre Manieren gelernt haben. Viele würdige Eltern sind durch die Söhne zu Grunde gerichtet worden, die sie dorthin geschickt hatten, damit Gelehrte aus ihnen würden, die aber nur gelernt haben, „Gentlemen" im landläufigen Sinne des Wortes zu sein. Ein

„Gentleman“ sein heißt heutzutage ein Hazardspieler, ein Mann der Pferderennen, ein Kartenspieler, ein Jäger, ein Lüstling oder Alles miteinander sein. Der „Gentleman“ lebt flott, verthut flott, trinkt flott und stirbt rasch. Der Gentleman alten Schlages ist zu einem „Herrchen“, zu einem „flotten Gesellen“ geworden. Das Wort „Gentleman“ ist in üblen Ruf gekommen, und wenn es jetzt angewendet wird, bezeichnet es mehr einen faullenzenden Verschwender als einen gebildeten, tugendhaften, fleißigen Menschen.

Junge Leute fangen an ganz schamlos im Schuldenmachen zu werden, und die Unsittlichkeit breitet sich über die ganze Gesellschaft aus. Die Liebhabereien werden maßloser und üppiger, ohne daß sich in entsprechendem Maße die Mittel steigerten, welche zu ihrer Befriedigung in den Stand setzen. Aber sie werden trotzdem befriedigt und Schulden gemacht, die später wie ein Mühlstein am Halse lasten. Maßlose Gewohnheiten sind, einmal entstanden und genährt, sehr schwer wieder loszuwerden. Der existirende Leichtsinn im Schuldenmachen, wo man keine Aussicht und oft sogar nicht einmal die Absicht hat, die Schuld zu bezahlen, nagt an der öffentlichen Sittlichkeit und verbreitet Elend durch die mittleren und oberen Classen der Gesellschaft. Der Grad der Moralität ist gesunken, und es wird lange dauern, bevor er seine alte Höhe wieder erlangt hat.

Mittlerweile sollten alle Diejenigen, welche es können, alle Ausgaben von sich abweisen, die sich nicht genügend durch den Besitz der erforderlichen Mittel rechtfertigen lassen. Das sicherste Verfahren dabei ist, sich nicht auf Rechnungen einzulassen und niemals Schulden zu machen, und das nächst sichere ist, wenn man Schulden gemacht hat, sie so rasch als nur möglich zu bezahlen. Jemand, der Schulden hat, ist nicht sein eigener Herr, er hängt von der Gnade der Geschäftsleute ab, mit denen er zu thun hat. Er ist das Stichblatt von Advocaten, das stete Gerede von Gläubigern, das Aergerniß der Nachbarn, er ist ein Sklave in seinem eigenen Hause, sein moralischer Charakter wird erniedrigt und befleckt und seine eigenen Hausgenossen und Familienglieder betrachten ihn mit einem der Verachtung sich nähernden Mitleid.

Montaigne sagte: „Ich finde stets ein Vergnügen daran, meine Schulden zu bezahlen, weil ich meine Schultern von einer beschwerlichen Bürde entlaste und etwas los werde, was ein Abbild der Sklaverei ist“. Johnson konnte mit Recht die Sparsamkeit die Mutter der Sklaverei nennen. Niemand kann frei sein, der in Schulden steckt. Die unausbleibliche Wirkung des Schuldenmachens besteht nicht nur in Verletzung der persönlichen Unabhängigkeit, sondern auch darin, daß es auf die Dauer moralische Erniedrigung mit sich bringt. Der Verschul-

dete ist steten Demüthigungen ausgesetzt. Leute von ehrenhaften Grundsätzen müssen einen Widerwillen davor empfinden, Geld von Leuten zu borgen, denen sie es nicht zurückzahlen können — einen Widerwillen davor empfinden, mit dem Gelde anderer Leute sich den Genuß von Wein zu verschaffen, sich Kleider zu kaufen und den Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Der Earl of Dorset verwickelte sich, wie andere junge Leute, in Schulden und lieh Geld auf seinen Grundbesitz. Er wurde von seiner Verschwendungssucht durch die Unverschämtheit eines Aldermans aus der City geheilt, der unablässig in seinem Vorzimmer erschien, um ihn an seine Schuld zu mahnen. Von diesem Tage an entschloß sich der Earl, das Seine zu Rathe zu halten, sich bei Jedermann vor Schulden zu hüten, und er hielt sein Wort.

Möge Jedermann den Muth haben, seinen Angelegenheiten ins Gesicht zu sehen, Buch und Rechnung zu führen über die einzelnen Posten seiner Einnahmen und Schulden, einerlei, wie lang und schwarz die Liste sein mag. Um der Welt ruhig ins Auge schauen zu können, muß er von Tage zu Tage wissen, wie es mit ihm steht. Wenn seine Gattin eine kluge Frau ist, so wird sie ihm behülflich sein, seine Ausgaben in wirthschaftlichem Geiste einzurichten und ihn in den Stand setzen, ehrenwerth und rechtlich zu leben. Keine gute Hausfrau wird je einwilligen, Kleider

zu tragen und Diners zu geben, die nicht ihr, sondern dem Ladeninhaber gehören.

Die Kenntniß des Rechnens ist eine unbedingte Nothwendigkeit für Die, welche nicht über ihre Mittel hinaus leben wollen. Die Frauen besonders verstehen sich nicht auf die Rechenkunst, man lehrt ihnen kaum die einfachsten Elemente derselben; denn die Lehrerinnen halten den Unterricht darin für nutzlos. Sie ziehen vor, ihnen Sprachen, Musik, feine Manieren, den Gebrauch des Globus zu lehren. Alle diese Dinge mögen wichtig sein, aber die vier Species sind besser als Alles. Wie können sie ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen vergleichen, wenn sie nichts vom Addiren und Subtrahiren verstehen? Wie können sie genau wissen, was für die Miethe oder für Kleider und Lebensmittel oder für Dienstboten auszugeben ist, wenn sie den Werth der Zahlen nicht kennen? Wie können sie die Rechnungen ihrer Lieferanten oder ihrer Dienstleute prüfen? Dieser Mangel an Kenntniß der Arithmetik ist die Ursache nicht allein von großer Verschwendung, sondern auch von großer Noth. Manche Familie in guter Stellung ist lediglich infolge ihrer Unwissenheit in diesem Zweige des Wissens in Armuth verfallen.

Junge Leute schließen oft übereilt und ohne Ueberlegung Ehen. Ein junger Mann begegnet auf einem Balle einem hübschen Gesichte, es gefällt ihm, er tanzt mit ihm, macht ihm den Hof

und geht nach Hause, um von ihm zu träumen. Endlich verliebt er sich in dasselbe, bewirbt sich um die Hand des Mädchens, heirathet sie und führt nun das hübsche Gesicht heim, wo er es etwas besser kennen lernt. Alles ist bis jetzt „ganz allerliebst" gewesen. Das Gesicht ist bis jetzt reizend, anmuthig, unschuldig und schön gewesen. Es muß jetzt in eine andere Lebenssphäre eintreten. Es muß näher, es muß täglich besehen werden, und es hat mit dem Haushalten zu beginnen.

Die meisten neuverheiratheten Leute bedürfen einiger Zeit, um sich ruhig in einander zu finden. Selbst Diejenigen, deren verheirathetes Leben das glücklichste gewesen ist, gelangen zu Frieden und Ruhe erst nach einer Periode kleiner Kämpfe und Verlegenheiten. Der Gatte findet durchaus nicht sofort seine rechte Stelle, und ebenso wenig ist dies bei der Gattin der Fall. Eine der glücklichsten Frauen, die wir kennen, hat uns erzählt, daß das erste Jahr ihres Ehelebens das unbehaglichste von allen gewesen sei. Sie hatte so viel zu lernen — sie fürchtete sich so sehr, etwas auf unrechte Weise zu thun — sie hatte noch nicht ihre rechte Stellung gefunden. Aber gutherzige und liebreiche Naturen werden, indem sie sich auf ihrem Wege forttasten, keine Schwierigkeit sehen, sich zuletzt behaglich und friedlich in einander zu finden.

Nicht so war es mit dem von uns angenommenen jungen Manne und seinem „hübschen Ge-

sichte". Beide traten in ihr neues Leben ohne Nachdenken oder vielleicht mit übertriebenen Erwartungen von seinem ungetrübten Glücke ein. Sie konnten nicht zugeben, daß Liebesleute allmählich sich zu Gatte und Gattin abkühlen müßten, auch waren sie nicht vorbereitet auf kleine Trübungen und Häkeleien, die aus dem Temperament der Individuen entspringen, und Beide fühlten sich enttäuscht. Die kleinen Aufmerksamkeiten, die Liebenden so neu und so bezaubernd erscheinen, ließen nach. Dann fand das „hübsche Gesicht" Erleichterung in Thränen. Es giebt nichts, dessen Männer eher überdrüssig würden, namentlich, wenn die Thränen um Kleinigkeiten fließen. Die Thränen rufen in solchen Fällen keine Theilnahme hervor, sondern wirken abstoßend. Sie bewirken auf der einen wie auf der andern Seite eine Art Versäuerung der Stimmung. Thränen sind Waffen, mit denen man nicht ohne Gefahr spielt. Wollten die Frauen es statt ihrer mit Güte und Heiterkeit versuchen, wie unendlich viel glücklicher würden sie sein! Wie oft geschieht es, daß ein Leben dadurch elend gemacht wird, daß eine Frau sich dem Nörgeln und Keifen überläßt, bis der Charakter sich unabänderlich darnach formt und ein vernünftiger Genuß des Lebens nahezu zu einer moralischen Unmöglichkeit wird!

Geistige Gaben sind ohne Zweifel bewundernswürdige Geschenke für das häusliche Leben. Aber

obwohl sie blenden und entzücken mögen, so werden sie doch nicht entfernt so viel Liebe und Neigung erwecken als ein warmes und glückliches Herz. Sie dauern nicht halb so lange aus, und sie machen nicht halb so viel Freude. Und doch, wie wenig Mühe pflegt man sich zu geben, um die schöne Eigenschaft einer guten Gemüthsart und einer glücklichen Seelenstimmung zu pflegen! Und wie oft wird das Leben, das sonst ein gesegnetes hätte sein können, durch das Aufkommenlassen mürrischer und verdrießlicher Gewohnheiten verbittert und sauer gemacht, die so ganz und gar zerstörend auf Alles wirken, was zu gesellschaftlichem und häuslichem Behagen gehört! Wie oft haben wir Männer und Frauen wie rund um mit Stacheln besetzt gesehen, so daß Niemand sich ohne Furcht gestochen zu werden ihnen zu nähern wagte. Aus dem Mangel an ein wenig gelegentlicher Beherrschung seines Temperaments wird in der Gesellschaft eine Masse von Elend veranlaßt, die geradezu entsetzlich ist. So wird der Genuß in Verbitterung verwandelt, und das Leben wird eine Reise mit bloßen Füßen durch Dornen und Brombeerstacheln.

In dem von uns angeführten Falle gerieth das hübsche Gesicht bald in Vergessenheit. Aber da der junge Mann es lediglich auf das „Gesicht" abgesehen gehabt hatte, da es das Gesicht war, dem er seine Aufmerksamkeit erwiesen hatte, das

er zu lieben, zu ehren und zu beschützen versprochen hatte, so begann er, als es hübsch zu sein aufhörte, zu entdecken, daß er sich geirrt hatte. Und wenn der häusliche Herd nicht anziehend gemacht wird, wenn der Neuverheirathete findet, daß seine Häuslichkeit nur ein gleichgültiges Logirhaus ist, so wird er sich allmählich von derselben weggewöhnen. Er wird an den Abenden wegbleiben und sich mit Cigarren, Karten, Politik, dem Theater, der Trinkgesellschaft trösten, und das arme hübsche Gesicht wird dann immer untröstlicher, hoffnungsloser und elender werden.

Vielleicht erwachsen dem Paare Kinder, aber weder Mann noch Frau weiß viel davon, wie sie zu erziehen oder bei Gesundheit zu erhalten sind. Sie werden als Spielzeug, so lange sie Wiegenkinder, als Puppen, so lange sie Knaben oder Mädchen, als Sorgenbringer, wenn sie zu Jünglingen und Jungfrauen erwachsen sind, betrachtet. Kaum verbringt ein solches unglückliches Ehepaar eine ruhige, glückliche, herzliche Stunde in seinem Leben. Wo daheim keine Gemüthlichkeit herrscht, ist nur eine Reihenfolge kleiner Elendigkeiten zu ertragen. Wo keine Heiterkeit, keine Neigung, sich's einander bequem zu machen, sich Aufmerksamkeiten zu erweisen, an einander theilzunehmen vorhanden ist, da hört die Liebe allmählich auf beiden Seiten auf.

Man sagt: „Wenn die Armuth zur Thüre her-

einkommt, flüchtet die Liebe zum Fenster hinaus". Aber nicht blos aus den Häusern armer Leute flüchtet die Liebe. Sie flüchtet ganz ebenso oft aus den Häusern der Reichen, wenn es daselbst an liebreichen und heiteren Herzen fehlt. Diese kleine Häuslichkeit hätte behaglich und schmuck genug sein können: nirgends scheint es an etwas zu mangeln, die Zimmer sind gut möblirt, überall herrscht Reinlichkeit, der Tisch ist wohlversehen, hell brennt das Feuer im Kamin, aber es fehlt an Heiterkeit und Behagen. Es mangelt an glücklichen Gesichtern, die von Zufriedenheit und guter Laune strahlen. Physisches Wohlbehagen bildet am Ende doch nur einen kleinen Theil der Segnungen einer glücklichen Häuslichkeit. Wie in allen anderen Beziehungen des Lebens ist es der sittliche Zustand, welcher das Wohl oder Wehe der menschlichen Verhältnisse bestimmt.

Die meisten jungen Leute denken sehr wenig an Das, was auf den Brautstand und die Heirath zu folgen hat. Sie denken wenig an den Ernst des Schrittes. Sie vergessen, daß, wenn das Gelöbniß einmal abgelegt ist, es kein Zurücktreten mehr giebt. Der Knoten kann nicht wieder aufgelöst werden. Wenn aus Unbedachtsamkeit ein Mißgriff gethan worden ist, so werden die unausbleiblichen Folgen trotzdem eintreten. Es ist eine landläufige Rede, daß „das Heirathen eine Lotterie ist". Es mag so sein, wenn wir den Lehren

der Klugheit absagen, wenn wir uns zu prüfen, uns zu erkundigen und zu überlegen weigern, wenn wir genug zu thun meinen, indem wir einen Gatten oder eine Gattin mit weniger Ueberlegung wählen, als wir auf das Miethen eines Dienstboten verwenden, den wir jeden Tag entlassen können, wenn wir nur auf die Reize eines Gesichts, einer Gestalt oder eines Geldbeutels sehen und zeitweiligen Antrieben oder habgierigem Geize nachgeben. Dann gleicht die Heirath in der That einer Lotterie, in der uns ein Gewinn zufallen kann, obwohl hundert gegen eins zu wetten ist, daß man nur eine Niete zieht.

Aber wir leugnen, daß das Heirathen nothwendig einer Lotterie gleichen müsse. Wenn Mädchen klug belehrt werden, wie man lieben muß, und was für Eigenschaften an einem Lebensgefährten zu schätzen sind, statt daß man ihnen überläßt, ihren Schatz von Wissen aus erdichteten und gewöhnlich falschen Rathschlägen zu sammeln, die ihnen in Romanen gegeben werden, und wenn junge Männer sich gewöhnen, über die Tugenden, die anmuthigen Eigenschaften und soliden Gewohnheiten nachzudenken, die zu einer Hausfrau erforderlich sind, so wird man finden, daß die Heirath sehr wenig von einer „Lotterie“ an sich hat, und daß wie in jeder Beziehung der Geschäftswelt oder des Lebens der Mann oder die Frau, welche weise urtheilt und handelt, die mit gehöriger Vorsicht

und Ueberlegung verfährt, gewisse Folgen in einer glücklichen und gedeihlichen Zukunft ernten wird. Es ist wahr, es können Irrungen vorkommen, und sie werden vorkommen, wie in allen menschlichen Dingen, aber nichts der Art, wie die traurigen Mißgriffe Derer, die ihr Glück auf das Wagniß einer Lotterie setzen.

Ein anderer wichtiger Punkt ist, daß man im Stande ist, bei passender Gelegenheit Nein zu sagen. Wenn Verlockungen reizen oder Versuchungen auf uns andringen, so sage man sofort Nein, entschlossen und bestimmt: „Nein, das bin ich nicht im Stande“. Viele haben nicht den moralischen Muth, diesen Weg einzuschlagen. Sie ziehen blos die Befriedigung ihrer Selbstsucht in Betracht. Sie sind unfähig, Selbstverleugnung zu üben. Sie weichen, geben nach und „vergnügen sich“. Das Ende ist oft Verkürzung des Vermögens, Betrug und Ruin. Wie lautet der Wahrspruch der Gesellschaft in solchen Fällen? „Der Mensch hat über seine Mittel hinaus gelebt“. Von Denen, die von ihm bewirthet worden sind, wird nicht Einer ihm Dank wissen, nicht Einer ihn bemitleiden, nicht Einer ihm helfen.

Jeder hat von dem Manne gehört, der nicht Nein sagen konnte. Er war aller Welt Freund, nur sein eigener nicht. Sein schlimmster Feind war er selbst. Er brachte rasch seine Mittel durch und wendete sich dann an seine Freunde um Dar-

lehen, Bürgschaften und Zahlungsversprechen. Nachdem er seine letzte Guinea verthan hatte, starb er im Geruche harmloser Dummheit und Thorheit.

Sein Lebenslauf schien von dem Grundsatze geleitet zu sein, für Jedermann zu thun, was Jedermann von ihm verlangte. Es wurde nie festgestellt, ob es deshalb geschah, weil sein Herz jedem andern Herzen entgegenschlug, oder weil er nicht gern Anstoß geben wollte, aber gewiß ist, daß er selten um Unterzeichnung eines Verlangens, um das Versprechen seiner Stimme bei einer Wahl oder Abstimmung, um ein Darlehen oder um sein Endossement bei einem Wechsel gebeten wurde, wo er nicht dem Bittenden gewillfahrt hätte. Er konnte nicht Nein sagen, und es gab Viele, die ihn gut kannten, und die sagten, er habe nicht den moralischen Muth dazu.

Sein Vater hinterließ ihm ein nettes kleines Vermögen, und er wurde sofort von Leuten belagert, die ihr Theil davon zu haben wünschten. Jetzt war die Zeit, Nein zu sagen, wenn er konnte, aber er konnte nicht. Seine Gewohnheit, nachzugeben, war schon ausgebildet, er ließ sich nicht gern quälen, er konnte es nicht über's Herz bringen, Etwas zu verweigern, konnte es nicht aushalten, wenn man zudringlich wurde, und so gab er fast immer den Anforderungen nach, die an seine Börse gemacht wurden. So lange sein Geld

vorhielt, hatte er unendlich viele Freunde. Er war die allgemeine Zuflucht, Jedermanns Aushülfe in Wechselnoth. „Ach, unterzeichnen Sie mir doch dieses Papierchen“, war ein häufig von besonders guten Freunden an ihn gerichtetes Verlangen. „Was ist's denn?“ pflegte er dann sanft zu fragen; denn bei aller seiner Einfalt war er stolz auf seine Vorsicht. Doch weigerte er sich niemals. Drei Monate nachher pflegte dann ein Wechsel von ziemlich hohem Betrage fällig zu werden, und wer anders hatte ihn dann einzulösen als Jedermanns guter Freund — der Mann, der nicht Nein sagen konnte.

Zuletzt stockte bei einem Malzhändler, für den er Bürgschaft übernommen — ein Mensch, mit dem er nur soweit bekannt war, daß sie einander auf der Straße zunickten — plötzlich das Geschäft; er war durch große Speculationen in Fonds und Actien zu Grunde gerichtet, als der Mann, der nicht Nein sagen konnte, angerufen wurde, die schweren Abgaben desselben an die Krone zu bezahlen. Es war ein schwerer Schlag, der ihn zu einem armen Manne machte. Aber er wurde nie klug. Er war ein Pfosten, zu dem jeder Bursch in Noth kam, um sich an ihm zu reiben, ein Krug, aus welchem jede durstige Seele trinken konnte, eine Speckseite, an der jeder hungrige Hund zupfen durfte, ein Esel, auf dem jeder dürftige Lump seinen Ritt machen mußte, eine Mühle, die aller Welt

Korn mahlte, nur sein eigenes nicht, kurz, ein „gutherziger Gesell", der nicht Nein sagen konnte, und wenn es ihm an's Leben gegangen wäre.

Es ist von großer Wichtigkeit für den Seelenfrieden und die Wohlfahrt eines Menschen, daß er im Stande ist, zu rechter Zeit Nein zu sagen. Viele gehen zu Grunde, weil sie es nicht sagen können oder es nicht sagen. Das Laster faßt oft Fuß in uns, weil wir unsern Muth nicht aufrufen, um Nein zu sagen. Wir bieten uns zu oft der Welt Brauch als willige Opfer dar, weil wir nicht ehrlich genug sind, das kleine Wort auszusprechen. Der Duellant wagt nicht Nein zu sagen, weil er „geschaßt" werden würde. Die Schöne zögert, es zu sagen, wenn ein reicher Einfaltspinsel ihr seine Hand anträgt, weil sie ihren Ehrgeiz darein gesetzt hat, „ein Haus zu machen". Der Höfling will es nicht sagen, weil er Allen zulächeln und Versprechungen machen muß.

Wenn das Vergnügen uns mit seinen Verführungen in Versuchung führt, sollten wir den Muth haben, sofort Nein zu sagen. Der kleine Mahner im Innern wird die Entscheidung billigen, und die Tugend wird durch den Act stärker werden. Wenn die Ausschweifung einladet und ihre geheimen Freuden darbietet, so sage man dreist Nein. Wenn man das nicht thut, wenn man sich fügt und unterliegt, so wird uns die Tugend verlassen und unser Selbstvertrauen einen verhängnißvollen

Stoß erlitten haben. Das erste Mal mag Anstrengung erfordern, aber die Stärke wird mit der Uebung wachsen. Es ist der einzige Weg, wie man Versuchungen zur Trägheit, zur Nachgiebigkeit gegen die eigenen bösen Triebe zu Thorheiten, zu schlechten Gewohnheiten entgegentreten kann, wenn man ihnen sofort mit einem entrüsteten Nein entgegentritt. Es liegt in der That große Tugend in einem zu rechter Zeit ausgesprochenen Nein.

Ein Mensch kann über seine Mittel hinaus leben, bis er Nichts mehr übrig behält. Er mag verschuldet sterben, und doch läßt ihn die „Gesellschaft“ aus ihren Griffen nicht eher los, als bis er in sein Grab gelegt ist. Er muß begraben werden, wie die „Gesellschaft“ begraben wird. Er muß ein modisches Begräbniß haben. Er muß bis zum letzten Augenblicke Zeugniß für die Macht der Frau Grundy ablegen. Ihr zu Liebe werden die Begräbnißmäntel, die Hutbänder, Schärpen, Trauerkutschen, die vergoldeten Leichenwagen und die Züge von Leichenbegleitern gemiethet. Und doch, wie werthlos und verschwenderisch ist die Mummerei der Trauer eines Leichenbitters und das erkünstelte Weh der Leichenbegleiter, Sargträger und Federträger, die für ihre Paradedienste bezahlt werden!

Die Nachtheile dieses nutzlosen und kostspieligen Mummenschanzes werden nicht so sehr unter den reichen oberen, als unter den mittleren und

unteren Classen empfunden. Ein kostspieliges Begräbniß gilt für „anständig“. Leute der Mittelclasse, die nach Vordersitzen in der Gesellschaft ringen, machen Anstrengung, sich in die Region der Leichenbegleiter und der winkenden Federn zu erheben und fallen dabei wie die Leute, die „'was Besseres als sie“ sind, als Opfer der Leichenbitter. Diese stellen fest, was Brauch und Mode für die Uebrigen ist, „wir müssen thun, was andere Leute thun“, heißt es, und die Meisten fügen sich und zahlen die Steuer. Sie kleiden sich, ihre Freunde und Dienstleute in Trauer, und so wird ein anständiges Begräbniß besorgt.

Die Ausgabe fällt einer Familie schwer zu einer Zeit, wo sie am wenigsten im Stande ist, sie zu tragen. Der Brotverdiener ist hinweggenommen worden, und Alles ist dem Leichenbitter hinterlassen. Wie soll eine unglückliche Wittwe mitten in ihrem tiefen Schmerz, oder wie sollen verwaiste und der schützenden Hand des Vaters beraubte Kinder mit einem Geschäftsmann darüber feilschen, daß er ihnen die Traueranzüge, die schwarzen Handschuhe, die weinenden Leichenbegleiter und die anderen elenden Fratzen des Schmerzes etwas billiger liefert? In einem solchen Augenblicke, wenn in tausend Fällen jedes Pfund und jeder Schilling für die Ueberlebenden von Wichtigkeit ist, wird das wenige baare Geld, das sie zusammenscharren können, ohne zu fragen, auf ordi-

nären und unangemessenen Prunk verschwendet. Würden die Mittel, welche so thöricht vergeudet worden sind, um dem Todten eine nichts bedeutende Ehre anzuthun, nicht viel besser verwendet worden sein, wenn man sie für die Bequemlichkeit und den Unterhalt der Lebenden verwendet hätte?

Dasselbe Uebel pflanzt sich weiter nach unten hin in der Gesellschaft fort. Die arbeitenden Classen leiden im Verhältniß zu ihren Mitteln ebenso wie die Mittelclassen. Die Durchschnittskosten des Begräbnisses eines Geschäftsmannes in England betragen etwa fünfzig Pfund, die eines Fabrikarbeiters oder Tagelöhners fünf bis zehn Pfund. In Schottland sind die Begräbnißkosten beträchtlich niedriger. Der Wunsch, hingeschiedenen Verwandten ein anständiges Begräbniß zu versichern, ist unter der Arbeiterbevölkerung lebhaft und weitverbreitet, und er macht ihnen Ehre. Sie unterzeichnen für diesen Zweck, wenn sie es für keinen andern wollen. Die stärksten Vereine der Arbeiter sind Begräbnißvereine. Gewöhnlich gewähren dieselben zehn Pfund für das Begräbniß eines verheiratheten Mannes und fünf für das einer Frau. Bisweilen werden fünfzehn, zwanzig, dreißig und selbst vierzig Pfund für die Beerdigung eines Handwerkers ausgegeben, wenn derselbe Mitglied von mehreren Vereinen gewesen ist, bei welchen Gelegenheiten die Leichenbitter zusammenkommen und zwischen sich ausmachen, welchen Antheil jeder

Einzelne von ihnen an der Ausführung des Begräbnisses übernehmen soll. Es ist nicht ungewöhnlich, daß man das Leben eines Kindes in vier oder fünf solchen Begräbnißvereinen versichert, und wir haben von einem Fall gehört, wo ein Mann in nicht weniger als neunzehn verschiedenen Begräbnißvereinen in Manchester versichert war.

Wenn der Arbeiter, in dessen Familie ein Todesfall vorgekommen ist, nicht zu einem Begräbnißverein gehört, so wird er doch von deren Beispiel beherrscht und hat sich schwer zu besteuern, um den Bräuchen der Gesellschaft nachzukommen und seiner Frau oder seinen Kindern ein anständiges Begräbniß zu geben. Wo es der Vater der Familie selbst ist, der gestorben, ist der Fall noch härter. Vielleicht gehen alle Ersparnisse seines Lebens drauf, damit seine Frau und seine Kinder nach seinem Tode Trauerkleider tragen können. Eine solche Ausgabe zu solch einer Zeit ruinirt und ist ganz und gar nicht zu rechtfertigen.

Macht denn das Anlegen von Kleidern einer gewissen Farbe wahre Trauer aus? Ist es nicht vielmehr das Herz und die Gefühle, welche trauern, und nicht das auswendige Kleid? Bingham sagt, indem er von den Urchristen spricht, daß sie den Gedanken, ein Trauergewand um die Todten anzulegen, nicht verdammten, aber auch nicht besonders billigten, sondern die Sache als eine gleich-

gültige dem Einzelnen freistellten und sich mehr Denen zuneigten, die es entweder ganz unterließen oder die Trauer nach kurzer Zeit wieder ablegten, da diese mehr der Furchtlosigkeit und philosophischen Ruhe eines Christen gemäß handelten.

John Wesley verordnete in seinem Testamente, daß sechs arme Leute seine Leiche ins Grab tragen und dafür jeder zwanzig Schillinge haben sollten, „Denn", sagte er, „ich wünsche ausdrücklich keine Begräbnißfeierlichkeit, keine Kutsche, kein Wappen, keinen Pomp, nur die Thränen Derer, die mich geliebt haben und mir zu Abraham's Schooße folgen. Ich beschwöre meine Testamentsvollstrecker feierlich im Namen Gottes dies pünktlich zu beobachten."

Es wird sehr schwer halten, die Trauergebräuche unserer Zeit zu ändern. Wir mögen sehr dazu geneigt sein, aber die gewöhnliche Frage wird laut werden: „Was werden die Leute sagen? Was wird die Welt sagen?" Wir fahren unwillkürlich zurück und spielen den Feigling wie unsere Nachbarn. Indeß wird der gesunde Verstand, wiederholt ausgesprochen, seinen Einfluß haben, und im Laufe der Zeit muß er die Moden der Gesellschaft ändern. Der letzte Act der Königin Adelaide, durch welchen sie der gemietheten Mummerei der Leichenbittertrauer entsagte, und das ebenso charakteristische Verlangen Sir Robert Peel's auf seinem Sterbebette, daß keine Ceremonie, kein Pomp

seine Beerdigung begleiten solle, können nicht verfehlen, ihre gebührende Wirkung auf die Modewelt zu üben, und durch deren Beispiel werden auch die Mittelclassen, die so geneigt sind, sie in allen Stücken nachzuahmen, im Laufe der Zeit wohlthätig berührt werden. Ferner wächst, wie wir glauben, auch auf Seiten des Volkes im Großen die Neigung, den leeren Prunk, von dem wir reden, zu vermeiden, und es bedarf nur des wiederholten und entschiedenen Ausdrucks der öffentlichen Meinung, um in dieser Beziehung eine wohlthätige Reform in großem Maßstabe sicherzustellen.

Schon haben sich in den Vereinigten Staaten Gesellschaften gebildet, deren Mitglieder es übernahmen, nicht zu trauern und dem Gebrauch des Trauerns bei Anderen entgegenzuwirken. Vielleicht ist diese Reform nur durch Vereine und die Macht der Menge durchzusetzen; denn Einzelne können kaum erwarten, gegen die tiefeingewurzelten Vorurtheile der Gesammtheit im Großen und Ganzen durchzudringen.

Dreizehntes Kapitel.

Große Schuldner.

„Was würde das Leben ohne Rechenkunst anderes sein, als ein Schauplatz voll Schrecken? Man geht nach Boulogne, der Stadt der Schulden, bewohnt von Leuten, die sich nie auf das Rechnen verstanden haben.“

Sydney Smith.

„Wenn man etwas schuldet und nicht bezahlt, so ist es, als ob man nichts schuldete.“

Arsène Houssaye.

„Von was für gräßlichen Sprößlingen ist die Verschuldung die Mutter! Was für Lügen, welche Gemeinheit, welche Angriffe auf die Selbstachtung, welche Sorgen, welche Kniffe! Wie sie zu ihrer Zeit in das freie, offene Antlitz Runzeln schneiden, wie sie gleich einem Messer das redliche Herz erdolchen wird!“

Douglas Jerrold.

„Das Menschengeschlecht zerfällt nach der besten Theorie, die ich mir von ihm bilden kann, in zwei bestimmte Racen: in Menschen, welche borgen, und solche, die darleihen. Auf diese beiden Urverschiedenheiten können alle jene ungehörigen Classeneintheilungen von gothischen und keltischen Stämmen, weißen, schwarzen Menschen, Rothhäuten und dergleichen mehr zurückgeführt werden.“

Charles Lamb.

Die Leute wissen nicht, was für Verlegenheiten sie sich brauen, wenn sie sich in Schulden stürzen. Es ist einerlei, zu welchem Zwecke Schulden ge-

macht werden. Sie hängen dem Betreffenden wie ein Mühlstein am Halse, bis er von ihnen befreit ist. Sie drücken ihn wie ein Alp. Sie hindern das Wohlbefinden seiner Familie und vernichten das Glück seiner Häuslichkeit.

Selbst Diejenigen, welche regelmäßig große Einnahmen haben, kränkeln oft Jahre lang am Alpdruck der Verschuldung. Was kann Jemand, der davon niedergedrückt ist, thun, um zu sparen, um wirthschaftlich zu leben im Hinblick auf die Zukunft von Weib und Kind? Ein Verschuldeter ist nicht im Stande, sein Leben, sein Haus und sein Gut zu versichern, Geld in die Bank zu tragen, ein Haus oder ein Freigut zu kaufen. Alles, was er über seinen Bedarf erwirbt, muß auf die Bezahlung seiner Schulden verwendet werden.

Selbst Leute von sehr großem Besitz, große Lords mit gewaltigem Grundeigenthum fühlen sich oft niedergedrückt und elend gemacht durch Schuldenlast. Sie borgen, indem entweder sie selbst oder ihre Vorfahren ausschweifende Gewohnheiten, Geschmack am Hazardspiel, am Pferderennen, an kostspieligem Leben, angenommen haben, Geld auf ihre Güter, und die Last der Schuld bleibt auf ihnen. Vielleicht nicht in dem Falle, wo ein Gut mit festbestimmter Erbfolge existirt — denn die Aristokratie hat es so eingerichtet, daß ihr Schuldbuch bei ihrem Tode vernichtet ist, und man kann auf diese Weise seinen verschwenderischen

Liebhabereien auf Kosten des Publicums fröhnen, und die Güter gehen verhältnißmäßig unbelastet auf den nach den Hausbestimmungen berechtigten Erben über. Aber verhältnißmäßig Wenige befinden sich in der Lage der bevorrechteten Classen. Im Fall eines Majorats vererben sich die Schulden mit den Gütern, und oft sind die Schulden größer als der Werth der Güter. So kommt es, daß in diesem Augenblicke ein großer Theil der Ländereien in England thatsächlich das Eigenthum von Hypothekengläubigern und Geldverleihern ist.

Die größten Männer sind verschuldet gewesen. Es ist sogar behauptet worden, daß Größe und Schulden in einer gewissen Verwandtschaft mit einander stehen. Große Männer haben große Schulden, man traut ihnen. Dasselbe ist mit großen Nationen der Fall, sie sind geachtet und haben Credit. Kleine Geister haben keine Schulden, und ebensowenig haben Völker mit einem kleinen Geiste deren, Niemand hat Vertrauen zu ihnen.

Einzelne sowohl, die Schulden haben, wie ganze Völker mit Schulden gewinnen ein weitausgedehntes Interesse. Ihre Namen werden in viele Bücher geschrieben, und vielfach werden Vermuthungen angestellt, ob sie zahlen werden oder nicht. Der Mann, der keine Schulden hat, schlüpft vergleichsweise unbemerkt durch die Welt, während Der, welcher in Jedermanns Büchern steht, Aller Augen auf sich gerichtet sieht. Man erkundigt sich mit

Interesse nach seiner Gesundheit, und wenn er ins Ausland geht, sieht man ängstlich seiner Rückkehr entgegen.

Der Gläubiger wird gewöhnlich als ein strenger Mann mit harten Gesichtszügen dargestellt, wogegen der Schuldner ein großmüthiger Mann mit offner Hand ist, bereit, Jedermann zu unterstützen und zu bewirthen. Er ist der Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Wer hätte, als Goldsmith an Bezahlung seiner Schulden für Milch gemahnt und wegen Nichtentrichtung der Miethe für seine Stube ins Gefängniß gesteckt wurde, daran gedacht, den Milchmann oder die Wirthin zu bemitleiden? Der verschuldete Mann ist es, der die Hauptperson im Stücke bildet, und alle unsere Theilnahme wird für ihn bewahrt. „Was wäret Ihr ohne Eure Schulden?" fragte Pantagruel den Panurge. „Gott behüte mich davor, jemals ohne Schulden zu sein. Denkt Ihr etwa, daß etwas Göttliches im Darleihen und Creditgeben liegt? Nein. Schulden haben ist die wahre heroische Tugend."

Und doch, was auch zum Lobe des Schuldenmachens gesagt werden mag, es hat ohne Frage eine sehr garstige Seite. Der Verschuldete ist, um leben zu können, gezwungen, zu sehr traurigen Auskunftsmitteln zu greifen. Er ist das Opfer von Manichäern und Gerichtsvollstreckern. Wenige können sie mit dem Gleichmuthe Sheridan's behandeln, der sie in Livree steckte und seinen Gästen

aufwarten ließ. Der Schuldner fährt zusammen und erblaßt, sobald es an seine Thür klopft. Seine Freunde werden kühl, und seine Verwandten gehen ihm aus dem Wege. Er schämt sich auszugehen und hat doch kein Behagen daheim. Er wird sauertöpfisch, mürrisch und verdrießlich und verliert alle Freude am Leben. Es fehlt ihm der Paß zum Genusse und der Achtung bei Anderen — das Geld, er hat nur seine Schulden; und die machen, daß man ihn im Verdacht hat, ihn verachtet und von oben herab behandelt. Er lebt im Sumpfe der Verzweifelung. Er fühlt sich in Anderer Augen wie in seinen eigenen erniedrigt. Er muß sich ungebührlichen Forderungen fügen, die er nur durch erlogene Entschuldigungen ablehnen kann. Er hat aufgehört, sein eigener Herr zu sein und die Haltung eines unabhängigen Mannes verloren. Er sucht Mitleid zu erwecken und bittet um Gestundung. Ein strenger Anwalt stürzt sich auf ihn, und plötzlich fühlt er sich in den Krallen des Geiers. Er versucht sein Heil bei einem Freunde oder Verwandten, aber Alles, was er erlangt, ist ein höflicher Seitenblick und eine kühle Abweisung. Er versucht es mit einem Geldverleiher, und wenn es ihm da glückt, ist er nur aus der Bratpfanne heraus und im Feuer. Es ist leicht zu sehen, was das Ende sein wird — ein Leben voll gemeiner Kniffe und Auskunftsmittelchen, das vielleicht im Schuldgefängnisse oder im Armenhause endigt.

Kann man sich des Schuldenmachens enthalten? Giebt es eine Möglichkeit, der sittlichen Erniedrigung zu entgehen, die seine Begleiterin ist? Könnte man nicht ganz und gar vom Schuldenmachen absehen und seine Unabhängigkeit sich auf die Dauer sichern? Es giebt hierzu nur einen Weg: man lebe so, wie es die Mittel gestatten. Unglücklicherweise ist dies zu wenig die Praxis in der neuern Zeit. Wir machen Schulden, indem wir uns in Betreff der Bezahlung derselben auf die Zukunft verlassen. Wir können der Versuchung, Geld zu verthun, nicht widerstehen. Der Eine will schöne Möbel haben und in einer theuren Wohnung leben, der Andere muß einen guten Weinkeller und eine Loge in der Oper haben, ein Dritter muß Gastereien und musikalische Gesellschaften geben — lauter gute Dinge in ihrer Art, aber solche, auf die man sich nicht einlassen darf, wenn man sie nicht bezahlen kann. Ist es nicht lumpig, zu thun, als gäbe man Gastereien, wo die eigentlichen Leute, die sie geben, der Fleischer, der Geflügelhändler und der Weinhändler sind, denen man schuldig ist, ohne sie bezahlen zu können?

Niemand hat die Obliegenheit, in einem Stile zu leben, den seine Einnahme nicht tragen kann, oder seinen Verdienst während der nächsten Woche oder des nächsten Jahres zu verpfänden, um heute üppig zu leben. Das ganze System des Schuldenmachens, vermittelst dessen wir die Zukunft vor-

wegnehmen und anticipiren, ist unrichtig. Die, welche Creditgeber und Kunden ermuthigen, Credit zu nehmen, sind fast ebenso sehr zu tadeln, als Die, welche Schulden machen. Man weiß, was seine thatsächliche Lage ist, wenn man bei jedem Schritte, den man thut, bezahlt. Man kann sich dann innerhalb seiner Mittel halten und seinen Aufwand so eintheilen, daß man sich Ersparnisse für eine Zeit der Noth aufbewahren kann. Man erhält stets das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen, und wenn man nichts kauft ohne baar dafür zu bezahlen, so kann es nicht fehlen, daß sich zu Ende des Jahres auf der Seite seines Wirthschaftsbuches, wo das „Haben" steht, ein Ueberschuß herausstellt.

Aber fange er einmal mit der Praxis an, sich Rechnungen ansammeln zu lassen — eine beim Herrenschneider, eine andere beim Damenschneider, eine dritte bei der Putzmacherin, wieder eine beim Fleischer, noch eine beim Colonialwaarenhändler und so weiter — und nie wird er wissen, wie er in seinen Schuhen steht. Er verwirrt sich in Verschuldung, der Weg ist ihm geebnet und angenehm gemacht, Dinge strömen ihm ins Haus, für die er nicht zahlen zu müssen scheint. Aber sie sind ihm alle zu Lasten gebucht, und am Jahresschlusse, wenn die Rechnungen einlaufen, möchte er in Verzweiflung die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Dann findet er, daß die Säumig-

keit des Honigs ihn nicht für den Schmerz des Stiches entschädigt.

Dasselbe findet in Betreff der ärmeren Classen statt. Vor einigen Jahren ging im Parlament ein Gesetzentwurf über die Erleichterung der Gründung kleinerer Leihgesellschaften durch, der den Zweck hatte, kleinen Gewerbtreibenden und armen Leuten insgemein die Möglichkeit zur Aufnahme von Geld im Bedürfnißfalle zu verschaffen. Sofort warf sich das zahlreiche Geschlecht der Halsabschneider auf das Gesetz als auf ein Mittel, sich Geld in den Beutel zu machen. Sie gaben den arbeitenden Classen Gelegenheit, sich in Schulden zu stürzen und ihren zukünftigen Fleiß zu verpfänden. Einige Leute, begierig, Geld zu verdienen, pflegten einen Leihverein zu bilden und Geldsummen, anscheinend zu einem Zinsfuß von fünf Procent, rückzahlbar in wöchentlichen Abtragungen, anzubieten. Das arbeitende Volk benutzte eifrig die Gelegenheit, in Schulden zu gerathen. Der Eine brauchte Geld, um sich einen „Jux" zu machen, der Andere, um sich einen Anzug zu kaufen, der Dritte, um sich eine acht Tage gehende Uhr zu verschaffen, und so weiter, und statt sich das Geld dazu vorher zu sparen, zogen sie vor, es vom Verein zu entnehmen, wobei sie sich in Verlegenheit und Noth befanden, bis die Schuld abgetragen war. Ein solches Verfahren ist schlimmer, als

wenn man von der Hand in den Mund lebt, es heißt von dem eigenen Lebensmark zehren.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Leute, die zu den Leihvereinen zusammengetreten waren, Geld verdienten. Nehmen wir an, daß sie zehn Pfund auf drei Monate zu fünf Procent Zinsen vorstreckten. Die Schuld ist rückzahlbar in Abzahlungen von wöchentlich zehn Schillingen — Rückzahlungen, die schon in der ersten Woche nach dem Tage, wo das Darlehen erfolgt ist, ihren Anfang nehmen. Aber obschon wöchentlich zehn Schillinge zurückgezahlt werden, bis die Schuld abgetragen ist, werden, bis die letzte Abzahlung geleistet wird, die fünf Procent Zinsen vom ganzen Betrage verlangt. So kommt es, daß, obwohl die Zinsen nominell nur fünf Procent betragen, die Verzinsung fortdauernd steigt, bis sie während der letzten Woche den enormen Satz von hundert Procent erreicht — das ist das, was man „das Kalb im Leibe der Kuh essen" nennt.

Leute von Genie sind ebenfalls dem Schuldenmachen stark ausgesetzt. Das Genie steht in keinem nothwendigen Zusammenhange mit der Lebensklugheit und Selbstbeherrschung, auch übt es auf die gewöhnlichen Regeln der Arithmetik, die streng und unbeugsam sind, keinerlei Einfluß aus. Geniale Menschen sind oft über das erhaben, was Bacon „die Klugheit des Geschäftsmannes" nannte. Doch folgte Bacon seinem eigenen Rathe nicht,

sondern richtete sich durch Unvorsorglichkeit zu Grunde. Er befand sich in der Klemme und in Schwierigkeiten, als er noch Jüngling war, und in noch größerer Verlegenheit und Noth, als er ein Mann war. Er führte ein glänzendes Leben, aber sein maßloser Aufwand verwickelte ihn in Schulden, die einen steten Hunger nach Geld bei ihm erzeugten. Eines Tages sagte er, indem er in sein Vorzimmer hinaus trat, wo seine Manichäer auf sein Erscheinen warteten: „Setzen Sie sich, meine Herren, Ihr Steigen hat meinen Fall zur Folge gehabt". Um sich zu verschaffen, was er bedurfte, nahm Bacon Bestechungen an und wurde deshalb von seinen Feinden verklagt, überführt, abgesetzt und zu Grunde gerichtet.

Selbst Leute, die ein besonderes Genie für Finanzangelegenheiten in großem Maßstabe besitzen, können bei der Verwaltung ihrer Privatsachen vollständig scheitern. Pitt verwaltete die Staatsfinanzen während einer Periode beispielloser Schwierigkeiten, steckte aber selbst immer tief in Schulden. Lord Carrington, der ehemalige Bankier, prüfte auf Pitt's Verlangen ein oder zwei Mal die Rechnungen seines Haushalts und fand, daß die Menge des vom Schlächter nach seinen Rechnungen gelieferten Fleisches per Woche einen Centner betrug, die Rechnung für Dienstbotenlöhne, Kostgeld, Lebensunterhalt und sonstige Rechnungen für das Hauswesen jährlich 3200 Pfund

überstieg. Bei Pitt's Ableben bewilligte die Nation vierzigtausend Pfund zur Befriedigung der Forderungen seiner Gläubiger, und doch hatte sein Einkommen nie weniger als sechstausend und zu einer Zeit, wo er Aufseher der fünf Häfen war, beinahe viertausend Pfund mehr betragen. Macaulay hat Recht, wenn er sagt, daß „der Charakter Pitt's in schönerem Lichte erschienen sein würde, wenn er mit der Uneigennützigkeit eines Perikles und eines de Witt ihre würdevolle Genügsamkeit vereinigt hätte".

Aber Pitt stand mit seiner Verschwendung keineswegs allein. Lord Melville war ebenso wenig sparsam in der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten als in derjenigen der Staatsgelder. Fox hatte ungeheure Schulden, indem sein Grundsatz in Finanzsachen war, daß es einem Manne nie an Geld fehlen könne, wenn er nur genug Zinsen dafür zu zahlen bereit wäre. Fox nannte den Vorsaal im Almacks-Club, wo er gelegentlich von jüdischen Wucherern zu ungeheuren Zinsen Geld aufnahm, sein „Jerusalemer Zimmer". Die Leidenschaft für das Kartenspiel war sein Hauptlaster, und schon in sehr jungen Jahren stürzte es ihn in Schulden von ungeheurem Betrage. Es wird von Gibbon berichtet, daß Fox bei einer Gelegenheit zwanzig Stunden ununterbrochen Hazard spielte und elftausend Pfund verlor. Aber hohes Spiel war in jenen Tagen das Laster der vor-

nehmen Welt und Betrügerei nicht unbekannt. Selwyn nannte Fox, indem er auf seine Verluste im Spiele anspielte, „Karl den Märtyrer".

Sheridan war ein wahrer Held im Schuldenmachen. Er lebte förmlich davon. Obwohl er auf die oder jene Weise große Geldsummen einnahm, wußte doch Niemand, was daraus wurde; denn er bezahlte Niemand. Es schien ihm in den Händen zu zerschmelzen wie Schnee im Sommer. Er vergeudete das 1600 Pfund betragende Vermögen seiner ersten Frau in einem sechswöchentlichen Ausfluge nach Bath. Die Noth trieb ihn zum Schriftstellern, und vielleicht verdanken die „Nebenbuhler" und die Schauspiele, die diesen folgten, dem Stachel der Armuth ihr Entstehen. Mit seiner zweiten Frau bekam er ein Vermögen von fünftausend Pfund, und mit den fünftausend Pfund, die er durch den Verkauf von Antheilen am Drurylane-Theater erwarb, kaufte er sich ein Landgut in Surrey, von dem er durch Schulden und Gläubiger vertrieben wurde. Der Rest seines Lebens war eine Reihenfolge von bisweilen glänzenden, häufiger aber erniedrigenden Kniffen, um sich Geld zu verschaffen und Gläubigern aus dem Wege zu gehen. Taylor vom Opernhause pflegte zu sagen, wenn er auf der Straße vor Sheridan den Hut abnähme, koste es ihm fünfzig, und wenn er stehen bleibe, um mit ihm zu sprechen, hundert Pfund.

Einer von Sheridan's Gläubigern kam, um sich

sein Geld auszubitten, zu Pferde an; „das ist eine schöne Stute", sagte Sheridan. „Meinen Sie? —" „Ja wohl — wie trabt sie?" Der Gläubiger fühlte sich geschmeichelt, sagte ihm, er solle es sehen und setzte sofort die Stute in vollen Trab, worauf Sheridan die Gelegenheit ergriff und um die nächste Ecke verduftete. Jeden Morgen kamen die Mahner in Schaaren, um ihn zu fangen, bevor er ausginge. Man brachte sie in die Zimmer zu beiden Seiten der Eingangshalle. Sobald Sheridan gefrühstückt hatte, kam er herunter und fragte: „Sind diese Thüren alle verschlossen, John?" und nachdem man ihm versichert hatte, daß dem so sei, ging er gemächlich zwischen ihnen durch und aus dem Hause.

Er war aller Welt verschuldet: seinem Milchmann, seinem Krämer, seinem Bäcker und seinem Fleischer. Bisweilen mußte Frau Sheridan eine Stunde lang und selbst länger mit dem Frühstück warten, während die Dienstmädchen die Nachbarschaft nach Kaffee, Butter, Eiern und Semmeln abklopften. Während Sheridan Zahlmeister der Flotte war, brachte eines Tages ein Fleischer eine Schöpsenkeule in die Küche. Die Köchin nahm sie und steckte sie zum Kochen in einen Topf, worauf sie hinaufging, um Geld zu holen; als sie aber nicht zurückkehrte, hob der Fleischer kaltblütig den Deckel des Topfes ab, nahm das Schöpsenfleisch heraus, steckte es in seine Mulde und ging seiner Wege. Und doch ging Sheridan in dieser be-

drängten Lage, wenn er auf's Land eingeladen wurde, gewöhnlich in zwei Kutschen mit vier Pferden dahin ab — er in der einen und hinter ihm sein Sohn Tom in der andern.

Das Ende von alledem war sehr traurig. Einige Wochen vor seinem Tode war er fast aller Mittel zum Lebensunterhalte entblößt. Seine adeligen und königlichen Freunde hatten ihn gänzlich verlassen. Auspfändungen wegen Schulden fanden in seinem Hause statt, und er verbrachte seine letzten Tage unter Bewachung von Beamten des Sheriffs, die nur deshalb von seiner Wegbringung ins Gefängniß abstanden, weil sie überzeugt waren, daß seine Fortschaffung seinen sofortigen Tod zur Folge haben werde.

Der Cardinal de Retz verkaufte all sein Hab und Gut, um seine Schulden zu bezahlen, konnte aber trotzdem seine Freiheit nicht wieder erlangen. Er schilderte die unaufhörliche Todesangst des Verschuldeten. Er zog sogar die Einsperrung in das Kastell von Vincennes dem Zustande vor, wo er den Quälereien seiner Gläubiger ausgesetzt war. Mirabeau's Leben war ein ewiges Verschuldetsein; denn er war ein fürchterlicher Verschwender. Der einzige Weg, auf dem ihn sein Vater vor Bedrängnissen bewahren konnte, war, daß er einen königlichen Verhaftsbefehl auswirkte und ihn sicher hinter Schloß und Riegel bringen ließ. Obwohl Mirabeau die Staatsgewalt eine Zeitlang in Hän-

den hatte, war er bei seinem Tode so arm, oder hatte er so maßlos gelebt, daß er dem Schneider noch das Geld für seinen Hochzeitsanzug schuldig war.

Lamartine brachte ein halbes Dutzend Vermögen durch und ließ am Ende seines Lebens „den Hut herumgehen“. Lamartine erklärte dreist, daß er die Rechenkunst hasse, „diese Verneinung jedes edlen Gedankens“. Er sah sich infolge dessen genöthigt, zu sehr lumpigen Schlichen zu greifen, um leben zu können. Der Cours de Littérature allein brachte ihm jährlich zweimalhunderttausend Francs ein, aber das Geld lief ihm wie Quecksilber durch die Hände. Seine Schulden sollen sich auf drei Millionen Francs belaufen haben, aber seine Lebensweise erlitt keine Veränderung. Einer von seinen begeisterten Bewunderern, der sich eingeschränkt hatte, um einen Beitrag zum Rückkauf seiner Güter unterzeichnen zu können, trat eines Tages in den Laden eines Fischhändlers, um sich ein Stück Steinbutt zu kaufen. Es war zu theuer für seine Mittel. Ein vornehm aussehender Herr trat ebenfalls ein, blieb einen Augenblick vor dem Steinbutt stehen und befahl dann, ohne nach dem Preise zu fragen, ihm den ganzen Fisch nach Hause zu schicken. Es war Herr de Lamartine.

Webster, der amerikanische Staatsmann, war von Geldmangel heimgesucht, der sich von seiner Sorglosigkeit in Geldsachen sowie von seinem maß-

losen Aufwande herschrieb. Wenn wir Theodore Parker glauben dürfen, nahm Webster, wie Bacon, Bestechung an. „Er machte Schulden, ohne sie zu berichtigen, borgte und gab es nicht wieder. Bisweilen blieb anderer Leute Geld ihm an den Fingern hängen ... Als Senator der Vereinigten Staaten ließ er sich von Fabrikanten in Boston Pensionen zahlen. Seine späteren Reden riechen nach Bestechung.“ Monroe und Jefferson waren stets ohne Geld und oft verschuldet, obwohl sie rechtschaffene Männer waren.

Das Leben, welches heutzutage Männer der Oeffentlichkeit führen, ist oft ein Anreiz zu maßlosem Aufwand. Sie mögen Leute von mäßigem Wohlstand sein, sie mögen sogar arm sein, aber nicht Viele von ihnen, die sich in der Gesellschaft, wie sie im Allgemeinen ist, bewegen, haben den moralischen Muth, auch so zu scheinen. Um ihre gesellschaftliche Stellung zu wahren, halten sie es für nothwendig, wie die Anderen zu leben. So werden sie in den Strudel der Schuld gezogen und in alle die Nöthe, Quälereien, lumpigen Schliche und Unehrlichkeiten, welche die Verschuldung mit sich bringt.

Männer der Wissenschaft sind meist der Nothwendigkeit, in der Gesellschaft zu glänzen, entbunden, und so stellen sie nur ein kleines Contingent zu den Beispielen berühmter Verschuldeter. Viele von ihnen sind arm gewesen, aber sie lebten ge-

wöhnlich nach ihren Mitteln. Keppler's Leben war in der That ein steter Kampf mit Armuth und Schulden, die vorzüglich ihre Ursache in dem Umstande hatten, daß man ihm seinen Gehalt als ersten Mathematiker des deutschen Kaisers vorenthielt. Dies nöthigte ihn, um sich sein Brot zu verdienen, Nativitäten zu stellen. „Ich verbringe", so schrieb er einst, „meine Zeit mit Betteln an den Thüren der Kronschatzmeister." Bei seinem Tode hinterließ er nur zweiundzwanzig Kronen, das Kleid, das er trug, zwei Hemden, einige Bücher und viele handschriftliche Aufzeichnungen. Leibnitz hinterließ eine Menge Schulden, doch mag dies durch den Umstand veranlaßt worden sein, daß er ebenso sehr Politiker als Philosoph war und häufig Gelegenheit hatte, fremde Höfe zu besuchen und sich auf gleichen Fuße mit der Gesellschaft der Großen zu stellen.

Spinoza war arm an Mitteln, da aber Das, was er durch Brillenschleifen für die Optiker verdiente, zur Bestreitung seiner Bedürfnisse hinreichte, machte er keine Schulden. Er lehnte eine Professur und eine Pension ab, indem er unabhängig zu leben und zu sterben vorzog. Dalton hegte vor dem Gelde eine philosophische Mißachtung. Als seine Mitbürger in Manchester ihm einst vorschlugen, ihm eine unabhängige Stellung zu verschaffen, sodaß er den Rest seines Lebens wissenschaftlicher Forschung widmen könne, lehnte

er das Anerbieten ab, indem er sagte, daß „Lehren eine Art Erholung für ihn sei, und daß er, wenn er reicher wäre, wahrscheinlich nicht mehr Zeit auf seine Forschungen verwenden würde, als er zu thun gewohnt sei". Faraday war ein ferneres Beispiel mäßiger Mittel und edler Unabhängigkeit. Lagrange war gewohnt, seinen Ruhm und sein Glück der Armuth seines Vaters zuzuschreiben, der königlicher Astronom in Turin war. „Wäre ich reich gewesen, so würde ich wahrscheinlich kein Mathematiker geworden sein."

Der größte Schuldenmacher, der mit der Wissenschaft in Verbindung stand, war John Hunter, der alle seine verfügbaren Mittel — und dieselben waren meistentheils von ihm selbst verdient — auf die Anhäufung der herrlichen Sammlung verwendete, die jetzt als das Hunter'sche Museum bekannt ist. Alles, was er an Honoraren zusammenbringen konnte, wurde für den Ankauf neuer Gegenstände der Präparirung und Section oder für Zimmermanns- und Maurerarbeit bei der Errichtung seiner Galerie ausgegeben. Obwohl er seine Familie in bedrängten Verhältnissen zurückließ, konnten nach dem Verkauf seiner Sammlung an die Regierung, der fünfzehntausend Pfund einbrachte, alle seine Schulden bezahlt werden, und zu gleicher Zeit hinterließ er ein dauerndes Denkmal seines Ruhmes.

Große Künstler haben sich fast alle durch Ar-

muth zur Berühmtheit hindurchgekämpft, und einige haben sich nie aus ihr herausarbeiten können. Die Ursache davon war aber hauptsächlich ihre Unwirthschaftlichkeit. Jan Steen war immer in Noth, die aber vorzüglich in der Gewohnheit ihre Ursache hatte, daß er zuviel von seinem eigenen Biere trank, denn er war zuerst Brauer, später Schenkwirth. Er trank und malte abwechselnd, wobei er mitunter die Trinkscenen, von denen er Zeuge gewesen war, auf die Leinwand übertrug, während er selbst in trunkenem Zustande war. Er starb verschuldet, worauf seine Bilder im Werthe stiegen, bis sie jetzt ihr Gewicht in Gold werth sind.

Trotz des beträchtlichen Einkommens Vandyck's war seine Lebensweise so glänzend und kostspielig, daß sie ihn in große Schulden verwickelte. Um sich aufzuhelfen, studirte er eine Zeit lang die Goldmacherkunst, in der Hoffnung, den Stein der Weisen zu entdecken. Aber gegen das Ende seines Lebens gelangte er in die Lage, seine Stellung wieder zu gewinnen und seiner Wittwe ein behagliches Auskommen zu hinterlassen. Rembrandt dagegen stürzte sich durch seine Liebe zur Kunst in Schulden. Er war ein unersättlicher Sammler von Zeichnungen, Waffen und Werthsachen aller Art, und auf diese Weise verwickelte er sich in solche Schwierigkeiten, daß er für bankerott erklärt wurde. Sein Eigenthum blieb dreizehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, unter richterlicher Aufsicht.

Die großen italienischen Künstler waren meistentheils mäßige und genügsame Leute und lebten so, wie es ihre Mittel gestatteten. Haydon sagt in seiner Autobiographie: „Rafael, Michelangelo, Zeuxis, Apelles, Rubens, Reynolds, Tizian waren reich und glücklich. Warum? Weil sie mit ihrem Genie praktische Klugheit verbanden". Haydon selbst war ein Beispiel von dem entgegengesetzten Verfahren. Sein Leben war ein langer Kampf mit Verlegenheit und Schulden. Nicht sobald hatte er eine Verpflichtung abgestoßen, als er sich schon wieder in eine andere verwickelte. Seine „Scheinwahl" wurde gemalt, während er wegen Schulden im Kings Bench-Gefängnisse saß. In seinem Tagebuche findet sich eine sonderbare Stelle: „Ich borgte mir heute zehn Pfund von meinem Buttermann Webb, einem alten Zögling von mir, der mir vor vierundzwanzig Jahren von Sir George Beaumont empfohlen worden war, der aber, nachdem er Hände gezeichnet, klugerweise einen Butterhandel anfing und so im Stande war, seinem alten Lehrmeister in seiner Noth zehn Pfund zu schicken". Haydon's Selbstbiographie ist voll von seinen Kämpfen mit Advocaten und Beamten des Sheriffs. Bei jedem Schritt und Tritt hetzten und mahnten ihn Gläubiger. „Der Kopf des Lazarus", schreibt er, „wurde kurz nach einer Einsperrung gemalt, Eucles wurde von einem eingekerkerten Mann vollendet, das schöne Gesicht im Xeno-

phon an einem Nachmittage, wo ich den Morgen damit verbracht hatte, die Advocaten um Barmherzigkeit zu bitten, und Kassandra's Kopf wurde fertig gemalt nach einer unbeschreiblichen Angst, während ihre Hand von einem Manne vollendet wurde, den ein Makler in einer Executionssache wegen Steuern hatte einstecken lassen."

Cowper pflegte zu sagen, daß er nie einen Dichter gekannt habe, der nicht verschwenderisch gewesen wäre, wobei er sich selbst einschloß. Trotz seines ruhigen, zurückgezogenen Lebens war er stets auf der Flucht vor dem Constabler. „Mit Hülfe guten Wirthschaftens", schrieb er einst, „und einer klaren Vorstellung von ökonomischen Dingen brachte ich's zu Stande, in drei Monaten die Einkünfte von zwölf Monaten zu verthun." Aber obwohl die Zahl der verschwenderischen Dichter groß sein mag, darf doch nicht vergessen werden, daß Shakespeare, der an der Spitze der Liste steht, ein vorsichtiger Mann war. Er hielt das Seine zu Rathe und hinterließ seine Familie in behaglichen Verhältnissen. Seine Zeitgenossen waren meistentheils verschuldete Leute. Ben Jonson war oft in Verlegenheit und immer arm, sodaß er sich einmal von Henslowe zwanzig Schillinge borgte, doch versagte er sich selten einmal eine lustige Nacht in der „Seejungfer". Massinger war oft in so heruntergekommenen Verhältnissen, daß er in jener Schenke seine Zeche nicht bezahlen konnte.

Greene, Peele und Marlowe lebten liederlich dahin und starben in Armuth. Als Greene auf seinem Sterbebette lag, indem er der Krankheit zum Opfer wurde, welche seine Ausschweifungen verursacht hatten, wurde er von dem Gespenst einer Schuld von zehn Pfund verfolgt, die er dem Schuhmacher schuldete, der ihm Wohnung gegeben hatte. Er warnte dann seinen Freund Peele und rieth ihm, einen bessern Lebenswandel zu führen, aber Peele starb wie er in Noth und Schulden. Einer der letzten Briefe, die er schrieb, war eine flehentliche Epistel an Burleigh, in der er um Hülfe bat. „Lange Krankheit", sagte er, „hat mich so geschwächt, daß Schüchternheit fast zur Verschwendung wird." Spenser starb verlassen und in Noth. Ben Jonson sagt von ihm, daß er aus Mangel an Brot in der Kingsstreet gestorben sei und zwanzig große Geldstücke, die ihm der Lord Essex geschickt, zurückgewiesen habe, indem er hinzugefügt, „er bedauere, keine Zeit mehr zu haben, um sie zu verthun".

Von späteren Dichtern und Schriftstellern starb Milton in der Verborgenheit, aber ohne Schulden zu hinterlassen. Lovelace starb in einem Keller. Butler, der Verfasser des „Hudibras", verhungerte in Rose Alley, demselben Gäßchen, wo Dryden von gedungenen Schurken geschlagen wurde. Otway wurde von Gerichtsvollstreckern bis in sein letztes Versteck auf dem Tower Hill verfolgt. Sein letzter

Act war, daß er einen Herrn um einen Schilling bat, der ihm eine Guinea gab; er kaufte sich ein Brot, um seinen Hunger zu stillen, und erstickte am ersten Bissen. Wycherley lag wegen Schulden sieben Jahre im Kerker, erlebte es aber noch, fast achtzig Jahre alt, in seinem Bette zu sterben. Fielding's Maßlosigkeit und Ausschweifung verwickelten ihn in Verlegenheiten, die er nie ganz abschüttelte, und sein Tod wurde ihm durch die Armuth verbittert, in welcher er seine Frau und sein Kind in einem fremden Lande zurückließ.

Savage hatte eine Pension von fünfzig Pfund jährlich, die er gewöhnlich in wenigen Tagen verthat. Es war damals Mode, scharlachrothe Mäntel mit Goldspitzen besetzt zu tragen, und Johnson begegnete ihm eines Tages, als er soeben seine Pension erhalten, mit einem solchen Mantel auf dem Leibe, während zu gleicher Zeit seine nackten Zehen aus seinen Schuhen herausguckten. Nachdem er ein Leben voll Liederlichkeit und Ausschweifung geführt, starb er im Gefängniß, in dem er wegen Schulden sechs Monate gelegen hatte. Am Schlusse seines „Lebens Savage's" sagt Johnson: „Dieser Bericht wird nicht ganz ohne Nutzen sein, wenn Diejenigen, welche im Vertrauen auf ihre höheren Fähigkeiten oder Kenntnisse die gewöhnlichen Grundsätze, nach denen man leben muß, außer Acht lassen, dadurch erinnert werden, daß Nichts den Mangel an Vorsicht ersetzen wird, und daß

Nachlässigkeit und Unregelmäßigkeit lange fortgesetzt, das Wissen nutzlos, den Witz lächerlich und das Genie verächtlich machen werden".

Sterne starb arm, wenn er auch nicht zahlungsunfähig starb. Bei seinem Tode ging eine Liste zu Sammlungen herum, damit für den Unterhalt seiner Frau und Tochter gesorgt wäre. Churchill wurde wegen Schulden ins Gefängniß gesteckt, die seine Liederlichkeit und Ausschweifung veranlaßt hatten. Cowper charakterisirt ihn als „Verschwender an Geld und Witz zugleich". Chatterton, zu einem Zustand herabgesunken, wo er am Verhungern und Verzweifeln war, vergiftete sich selbst in seinem achtzehnten Jahre. Sir Richard Steele war selten ohne Schulden. In vielen Beziehungen ähnelte er Sheridan nach Temperament und Charakter. Er steckte voll Speculationen und stand stets auf dem Punkte, einen großen Glückswurf zu thun, der ihm ein Vermögen verschaffen sollte. Unaufhörlich wurde er von Manichäern und Gerichtsboten verfolgt, aber er ließ sich keinerlei Luxusgegenstände abgehen, so lange man ihm noch borgte. Als er zum Stempelcommissär mit mäßigem Einkommen ernannt wurde, hielt er sich eine Kutsche mit zwei, bisweilen mit vier Pferden, und hatte zwei Haushaltungen, eine in London und die andere in Hampton. Da seine Mittel seiner Lebensweise ganz und gar nicht entsprachen, so versank er tiefer in Schulden als vorher. Wiederholt wurde er

von Advocaten gefaßt und in Bierhäuser eingesperrt, in die man damals zahlungsunfähige Schuldner setzte. Pfändungen wurden in seinen Häusern vorgenommen, man verkaufte ihm seine Möbel, seiner Frau fehlte es an der gewöhnlichsten Nothdurft des Lebens, und dennoch bewahrte der vergnügungssüchtige Sterne seinen Gleichmuth und seine gute Laune. Immer erwartete er eine große Wendung des Glückes zu seinen Gunsten. Eines seiner großartigsten Projecte war, Fische lebendig nach London zu bringen, „und dann", sagte er zu seiner Frau, „wird für Dich besser gesorgt sein als für irgend eine andere Dame in England". Aber die glückliche Wendung kam dem guten Sir Richard niemals, und er starb, während ihm die Ellbogen aus dem Rocke sahen, auf einem Gütchen seiner Frau in Wales.

Goldsmith war wieder einer von den Leuten, die auf's Gerathewohl hin Schulden machen. Er schwamm förmlich in Schulden. Kaum war er heraus, so stürzte er sich wieder hinein und tiefer als vorher. Das erste Geld, das er als Hauslehrer verdiente — es war alles Geld, das er besaß — wurde auf den Ankauf eines Pferdes verwendet. Seine Verwandten brachten 50 Pfund zusammen und schickten ihn nach dem Tempel, damit er die Rechte studire, aber er kam nicht weiter, als bis nach Dublin, wo er das ganze Geld verthat oder verspielte. Dann ging er nach

Edinburg, um Medicin zu studiren, und sah sich genöthigt, zu flüchten, weil er sich für einen Freund verbürgt hatte. Er machte sich zur Tour durch Europa auf, ohne einen Schilling Geld in der Tasche zu haben, mit nichts als seiner Flöte, und er bettelte und spielte, bis er so arm, wie er gegangen, nach England zurückkam. Er selbst pflegte später zu sagen, daß es kaum ein Königreich in Europa gebe, in dem er nicht Schulden hätte.

Selbst als Goldsmith reichlich Geld zu verdienen anfing, war er noch voll Schulden. Mit der einen Hand gab er aus, was er mit der andern verdiente. Er wurde um Bezahlung seiner Milchrechnung gemahnt, wegen nicht entrichteter Hausmiethe eingesteckt, von Advocaten bedroht, aber nie lernte er, weise und haushälterisch zu sein. In demselben Monate, wo die zweite Auflage seines „Landpredigers von Wakefield“ erschien, wurde sein auf Newbery gezogener Wechsel über fünfzehn Guineen unhonorirt zurückgebracht. Als er bei Boswell's Mittagsessen in Old Bond Street, „in dem mit Atlas gefütterten Ratinfrack und buntblumigen seidenen Hosen“ figurirte, gehörten die Kleider seinem Schneider und blieben unbezahlt bis zu seinem Tode.

Ging es ihm wohl, so steigerte das seine Geldverlegenheiten eher als es sie verminderte; je mehr Geld er hatte, desto unbedachtsamer und verschwenderischer gab er es aus. Er konnte Niemand et-

was abschlagen, weder sich selbst noch Anderen. Es kam vor, daß er sich eine Guinee borgte und sie gleich darauf einem Bettler gab. Er verschenkte den Rock vom Leibe und die Decke von seinem Bette. Er konnte Niemand zurückweisen. Um seinen unüberlegten Aufwand zu decken, nahm er Geld auf, indem er Bücher zu schreiben versprach, die er nie begann. Fortwährend discontirte er den morgenden Tag und nahm Hypotheken auf ein bereits zu viel belastetes Grundstück auf. So starb er, wie er begonnen, arm, in Verlegenheit und verschuldet. Bei seinem Tode hatte er über zweitausend Pfund Schulden. „Genoß je ein Dichter so viel Vertrauen?" sagt Johnson von ihm.

Der Fall Goldsmith's und Anderer sind als Beispiele der harten Behandlung des Genies von Seiten der Welt und als Beweis für die gesellschaftliche Ungeschicklichkeit von Schriftstellern und Künstlern angeführt worden. Man ist der Meinung gewesen, daß die Gesellschaft nachsichtiger gegen ihre Genies sein und die Regierung etwas mehr für sie thun sollte, als sie jetzt thut. Aber nichts, was die Gesellschaft oder die Regierung für geniale Leute thun könnte, würde sich von irgend welchem Nutzen für diese erweisen, wofern sie nicht thun wollen, was andere und weniger begabte Menschen thun — wofern sie nicht Selbstachtung an den Tag legen und gewöhnliche Sparsamkeit üben wollen. Wir mögen den armen Goldsmith bedauern,

aber wir können doch nicht verhehlen, daß er durchweg sein eigener Feind war. Sein Verdienst war groß, er belief sich in vierzehn Jahren auf ungefähr achttausend Pfund, was eine viel größere Summe Geldes als heutzutage darstellt. Für seine „Geschichte der Erde und der beseelten Natur“ erhielt er 850 Pfund, und das Buch war höchstens eine geschickt angefertigte Zusammenstellung von Thatsachen aus anderen Werken. Johnson sagte von ihm: „Wenn er ein Pferd von einer Kuh unterscheiden kann, so ist das seine ganze Kenntniß von der Zoologie“. Die Aufführung seines „Gutmüthigen Mannes“ warf 500 Pfund ab. Und so weiter mit seinen übrigen Werken. Er hatte ebensoviel Erfolg als Johnson, aber er besaß dessen Nüchternheit, Selbstbeherrschung und Selbstachtung nicht.

Und doch kannte Goldsmith in Augenblicken der Ueberlegung den rechten Weg, nur hatte er nie den Muth, ihn zu verfolgen. In einem Briefe, den er an seinen Bruder Henry in Betreff der Laufbahn von dessen Sohn schrieb, sagte Goldsmith: „Lehre, mein lieber Bruder, Deinem Sohne Sparsamkeit und haushälterisches Verfahren. Möge er sich das Beispiel seines armen umherirrenden Oheims vor die Augen halten. Ich hatte aus Büchern gelernt, uninteressirt und großmüthig zu sein, bevor die Erfahrung mich die Nothwendigkeit vorsichtig zu sein gelehrt hatte. Ich hatte mir die

Gewohnheiten und die Denkweise eines Philosophen angewöhnt, während ich mich der heimtückischen Annäherung der Verschmitztheit aussetzte, und indem ich, selbst bei meinen beschränkten Geldmitteln, oft bis zur Uebertreibung wohlthätig war, vergaß ich die Regeln der Gerechtigkeit und versetzte mich ganz in die Lage des Elenden, der mir für eine milde Gabe dankte".

Byron hatte kaum das Mannesalter erreicht, als er sich in Schulden verwickelte. In einer Zuschrift, die er in seinem zwanzigsten Jahre an Herrn Becher richtete, sagte er: „Unter uns, ich bin verflucht im Peche; meine Schulden werden, Alles eingeschlossen, neun- bis zehntausend Pfund betragen; bevor ich einundzwanzig Jahre alt bin". Als er mündig wurde, wurden die Festlichkeiten zu Newstead mit Mitteln gefeiert, die von Geldverleihern zu ungeheuren Wucherzinsen vorgestreckt worden waren. Seine Verlegenheiten nahmen mit der Zeit nicht ab, sondern zu. Es heißt, daß der Tod seiner Mutter durch einen Wuthanfall verursacht wurde, der sie beim Lesen der Rechnung des Möbleurs befiel. Als der erste Gesang von „Ritter Harold" herauskam, schenkte Byron das Verlagsrecht Herrn Dallas, indem er erklärte, nie werde er für Das, was er schreibe, Geld nehmen — ein Entschluß, den er später klugerweise aufgab. Aber was er in dieser Zeit mit literarischen Arbeiten verdiente, hatte die schwere Schuldenlast,

unter der er strauchelte, nicht erleichtern können. Newstead wurde verkauft, und noch immer häufte sich die Last. Dann heirathete er, wahrscheinlich in der Erwartung, daß das Vermögen seiner Frau ihn retten werde, aber ihr Geld war festgelegt, und der Schritt brachte ihm, statt ihn zu befreien, nur noch mehr Elend. Jedermann kennt die traurigen Folgen dieser Verbindung, die noch durch wechselndes Anstürmen von nahenden Gläubigern und Beamten des Sheriffs erschwert wurden.

Byron wurde beinahe zum Verkaufe des Verlagsrechtes seiner Bücher getrieben, doch wurde er hieran durch den Verleger derselben verhindert, der ihm eine Geldsumme zur Befriedigung seiner damaligen Bedürfnisse aufdrang. Während des ersten Jahres nach seiner Heirath war sein Haus neun Mal im Besitze von Auspfändungsbeamten, seine Thür war fast täglich von Manichäern belagert, und nur die Vorrechte seines Ranges retteten ihn vor dem Schuldgefängnisse. Alles dies muß für eine feinfühlende Natur wie die seinige Galle und Bitterkeit gewesen sein, während die Trennung seiner Frau von ihm, die bald darauf erfolgte, nicht ermangeln konnte, ihn beinahe bis auf den Punkt zu bringen, wo man in Wahnsinn verfällt. Obgleich er sich geweigert hatte, für seine ersten Gedichte Geld zu nehmen, änderte Byron seine Ansichten und lernte sogar seinem Verleger recht

harte Bedingungen zu stellen*). Aber Moore belehrt uns in seinem Leben des Dichters nicht, ob er jemals, außer durch den Tod, seine traurige Beängstigung durch Schulden losgeworden ist.

Es herrscht ein großer Unterschied in der Art und Weise, in welcher die Menschen die Last ihrer Schulden tragen. Einigen ist dabei zu Muthe, als ob es gar keine Last wäre, Andere tragen sehr leicht daran, während wieder Andere Gläubiger im Lichte von Verfolgern und sich selbst im Lichte von Märtyrern betrachten. Aber wo das sittliche Gefühl ein wenig geschärfter ist, müssen die Leute, welche das Eigenthum Anderer benutzen, ohne die gebührende Geldentschädigung dafür zu entrichten, wo sie unbezahlte Kleider tragen, unbezahltes Fleisch essen, unbezahlte Weine trinken und Gäste auf Kosten des Fleischers, Krämers, Weinhändlers und Kohlgärtners bewirthen, nothwendigerweise die

---

*) „Sie bieten mir fünfzehnhundert Guineen für den neuen Gesang (den vierten von „Ritter Harold"), ich werde das nicht annehmen. Ich verlange zweitausendfünfhundert Guineen dafür, die Sie entweder geben oder nicht geben mögen, wie Sie es für passend finden. . . Wenn Herr Eustace für ein Gedicht über Erziehung zweitausend, wenn Herr Moore für Lalla dreitausend, wenn Herr Campbell für seine Prosa oder Poesie dreitausend bekommen soll, so will ich diese Herren oder ihre Arbeiten nicht herabsetzen — aber ich verlange den vorhin genannten Preis für die meinen." Lord Byron an Herrn Murray, 4. September 1817.

Empfindung haben, daß ihre Aufführung nicht nur lumpig, sondern geradezu unehrlich ist, und dann muß die Last allerdings sehr schwer sein.

Leichtherzige Schuldner giebt es eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl. So bat Theophilus Cibber, als er bis über den Kopf in Schulden versunken war, einen Bekannten, ihm eine Guinee zu leihen, und verthat sie dann, indem er sich ein Gericht Ortolane kaufte. So antwortete Foote, als seine Mutter ihm schrieb: „Lieber Sam, ich bin wegen Schulden im Gefängniß — komm und hilf Deiner Dich liebenden Mutter“: „Liebe Mutter, es geht mir ebenso, was die Erfüllung seiner Pflicht gegen seine ihn liebende Mutter verhindert bei Deinem Dich liebenden Sohne“. Steele und Sheridan trugen Beide leicht an der Last. Wenn sie Gesellschaft bei sich sahen, steckten sie die Executionsbeamten, die im Besitz ihrer Häuser waren, in Livree und ließen sie bei Tafel aufwarten, indem sie dieselben für Bediente ausgaben. Nichts störte Steele's Gleichmuth, und als ihn die Schulden von London vertrieben hatten, nahm er seine Freigebigkeit mit auf's Land hinaus und vertheilte Preise an die bei ländlichen Spielen und Bauerntänzen versammelten Burschen und Dirnen. Auch Sheridan nahm es mit seinen Schulden sehr leicht und riß manchen guten Witz über sie. Jemand fragte ihn, wie es käme, daß vor seinem Namen nicht das (irische) O' stünde,

und er entgegnete, daß er überzeugt sei, keine Familie habe ein besseres Recht darauf als seine; „denn“, fügte er hinzu, „wir schulden (englisch owe) aller Welt“. Und als ein Gläubiger sich einst gegen ihn wegen des zerknüllten und beschmutzten Zustandes einer Rechnung entschuldigte, die sehr abgegriffen war, da er sie oft präsentirt hatte, rieth ihm Sheridan, „als Freund, sie mit nach Hause zu nehmen und auf Pergament zu schreiben“.

Sehr verschieden ging es in dem Falle des armen Burns zu, der dem Wahnsinn nahe kam, weil er Jemand für eine Freiwilligen-Uniform sieben Pfund schuldete, die er nicht zahlen konnte. Er schickte zu seinem Freunde Thomson, dem Verleger seiner Lieder, und bat ihn flehentlich um ein Darlehen von fünf Pfund, indem er ihm den vollen Werth „in Liedergenius dafür versprach*). Sein

*) „Nach all der Unabhängigkeit, der ich mich gerühmt habe“, schreibt er, „zwingt mich die verfluchte Noth, Sie um fünf Pfund zu bitten. Ein grausamer Schurke von einem Kleinkrämer, dem ich eine Rechnung schulde, hat sich's in den Kopf gesetzt, ich werde sterben, hat einen Proceß angestrengt und wird mich unzweifelhaft ins Gefängniß bringen. Schicken Sie mir um Gotteswillen jene Summe und zwar mit wendender Post. Verzeihen Sie mir diese dringende Sprache; aber die Schrecken des Kerkers haben mich halb wahnsinnig gemacht. Ich verlange das Alles nicht umsonst; denn ich verspreche und verpflichte mich, nach Wiederkehr meiner Gesundheit Ihnen für fünf Pfund des nettesten Liedergenius zu liefern, den Sie jemals gesehen

letztes Gedicht war ein Liebeslied, welches theilweise seine Schuld tilgte, und welches er nur wenige Tage vor seinem Tode dichtete.

Sidney Smith hatte in der ersten Hälfte seines Lebens hart mit Armuth zu kämpfen. Er hatte eine geringe Stelle, ein weitausgedehntes Kirchspiel und eine starke Familie. Seine Tochter sagt, daß seine Schulden ihm manche schlaflose Nacht gemacht, und daß sie eines Abends gesehen habe, wie er, nachdem Rechnung auf Rechnung eingelaufen und er sie sorgfältig geprüft und allmählich bezahlt, ganz übermannt von dem Gefühle der über ihm schwebenden Schulden, sein Gesicht mit den Händen bedeckt und ausgerufen habe: „Ach, ich sehe, ich werde meine alten Tage im Kerker beschließen". Aber er hielt sich tapfer unter der Last, arbeitete fröhlichen Herzens weiter und ergänzte seine kärglichen Mittel, indem er Artikel für ein Edinburger Blatt schrieb, bis ihn endlich Beförderung erreichte und er den Lohn für seine Ausdauer, seinen Fleiß und seine unabhängige Denkart erntete.

De Foe's Leben war ein langer Kampf mit Noth und Schuld. Er war unaufhörlich in Händel verwickelt, die er meistentheils selbst veranlaßt hatte. Er war von Jugend auf ein grimmiger Pamphletschreiber, dem es nicht einen Augenblick

haben." Burns an Thomson, am 12. Juli 1796. Am 21. desselben Monats starb der Dichter.

Ruhe ließ. Er war abwechselnd Soldat unter dem Herzog von Monmouth, Hohlziegelmacher, Gründer, Dichter, politischer Agent, Novellenschreiber, Verfertiger von Aufsätzen und Geschichtschreiber. Er war wohlbekannt mit dem Pranger und er verbrachte viel von seiner Zeit im Gefängnisse. Als einer seiner Gegner ihm Soldschreiberei vorwarf, erklärte er kläglich, wie er „im Streben nach Frieden sich in unzählbare Händel verwickelt" habe, wie er „wegen der Schulden anderer Leute verfolgt und von der öffentlichen Meinung bis auf's Hemde dessen beraubt worden sei, was ihn in den Stand gesetzt hätte, die seinen zu bezahlen", wie er „mit einer zahlreichen Familie und keiner anderen Hülfe als seinem eigenen Fleiße mit nie entmuthigtem Eifer sich seinen Weg durch ein Meer von Schulden und Unglücksfällen gebahnt" und „in Kerkern, Schlupfwinkeln und allerhand äußersten Nöthen sich ohne den Beistand von Freunden und Verwandten erhalten" habe. Wahrhaftig, nie hat es noch so ein Leben voll Kampf und Verlegenheit gegeben wie das des unermüdlichen de Foe. Aber alle seine literarischen Arbeiten, und sie waren außerordentlich zahlreich, reichten nicht aus, ihn vor Schulden zu bewahren, und man glaubt, daß er zahlungsunfähig gestorben ist.

Southey war in seiner Weise ein fast ebenso fleißiger Schriftsteller als de Foe, obwohl sein Leben das eines von der Welt abgeschlossenen

Studirenden und nicht das streitbare Leben eines Polemikers war. Obwohl auch er wußte, was Schulden sind, wurden sie doch niemals seiner Herr, und von einer frühen Periode seiner Laufbahn an entschloß er sich, nie eine Schuld zu contrahiren, die er nicht abzutragen im Stande war. Er sah sich nicht blos dazu im Stande, sondern auch dazu, seinen Freunden freigebig Hülfe zu gewähren — er unterhielt eine Zeit lang die Familien seiner Schwäger Coleridge und Lovell — indem er sich einfach keine Genüsse über seine dermaligen Mittel hinaus gestattete, obgleich diese oft beschränkt waren. Die Bürde, die er trug, würde einen weniger tapfern und entschlossenen Mann niedergedrückt haben, aber er arbeitete und studirte und schrieb und verdiente Geld genug sowohl für seine eigenen Bedürfnisse als für die Bedürfnisse Derer, die von ihm abhängig geworden waren. Er ging seinen edelmüthigen Weg ohne Murren und Klagen fort. Er half nicht nur freigebig seinen Verwandten, sondern auch seinen nothleidenden alten Schulkameraden. Er nahm die Frau und die Familie Coleridge's zu sich ins Haus zu einer Zeit, wo Coleridge sich dem Opiumtrinken ergeben hatte. Um den zahlreichen Ansprüchen an ihn begegnen zu können, legte sich Southey um so viel mehr Extraarbeit auf. Stets war er mit gutem Rathe bei der Hand für junge Leute, die seine Hülfe suchten. So ermunterte er Kirke White,

Herbert Knowles und Dusantoy, die allesammt jung und vielversprechend starben. Er half ihnen nicht nur mit Rath und ermuthigendem Zuspruch, sondern auch mit Geld, und sein rechtzeitiger Beistand rettete die Schwester Chatterton's vor schrankenlosem Mangel. Und so arbeitete er edelherzig und selbstlos bis zum letzten Augenblicke, indem er, „nicht so gelehrt als arm, nicht so arm als stolz, nicht so stolz als glücklich" — dies waren seine eigenen Worte — sein Glück und seine Freude in der Literatur fand.

Der rührendste Zug im Leben Sir Walter Scott's ist die Art und Weise, wie er sich nach dem Zusammenbruch der Verlagsbuchhandlung von Constable und Comp. benahm, mit der er in enge Verbindung getreten war. Er hatte Abbotsford gebaut, war Gutsherr und Sheriff seiner Grafschaft geworden und hielt sich für einen reichen Mann, als plötzlich die Firma Constable Bankerott machte, und er sich der Welt mit mehr als hunderttausend Pfund verschuldet sah. „Es ist sehr hart", sagte er, als die unverhoffte Kunde ihn erreichte, „auf diese Weise das Ergebniß der Arbeiten eines ganzen Lebens zu verlieren und zuletzt zum armen Manne zu werden. Aber wenn Gott mir noch ein paar Jahre lang Gesundheit und Kraft verleiht, so zweifle ich nicht, daß ich Alles einbringen werde." Jedermann hielt ihn für einen zu Grunde gerichteten Mann, und er war

beinahe selbst dieser Meinung. Aber sein Muth wich niemals von ihm. Als seine Gläubiger ihm einen Vergleich vorschlugen, verbot ihm sein Ehrgefühl, ihnen Gehör zu geben. „Nein, meine Herren“, erwiderte er, „die Zeit und ich sind Allem gewachsen“. Obwohl die Schulden von Anderen contrahirt worden waren, machte er sich gesetzlich verantwortlich für dieselben, und stark und fest in seinem Grundsatz, als rechtlicher Mann dazustehen, entschloß er sich, sie, wenn er könne, bis zum letzten Heller zu bezahlen. Und er machte sich ans Werk, aber es kostete ihm das Leben.

Er trennte sich von seinem Hause in der Stadt und seinen Möbeln, gab seine persönlichen Effecten zum Pfande für seine Gläubiger her und verpflichtete sich, einen gewissen Betrag seiner Verbindlichkeiten alljährlich abzutragen. Dies that er, indem er neue literarische Werke unternahm, von denen einige sehr umfänglich waren, und deren Ausführung, obwohl sie ihn in den Stand setzte, einen großen Theil seiner Schulden zu tilgen, nur wenig zu seinem Rufe beitrug. Eine seiner ersten Aufgaben war sein „Leben Napoleon Bonaparte's in neun Bänden“, welches er mitten in Schmerz, Kummer und Ruin im Laufe von dreizehn Monaten schrieb, und für welches er ungefähr vierzehntausend Pfund bekam. Obwohl er von Lähmung betroffen wurde, fuhr er in seiner schriftstellerischen Thätigkeit fort, bis er in etwa vier

Jahren gegen zwei Drittel der Schulden, für die er aufzukommen hatte, getilgt hatte — eine Leistung, die in der Literaturgeschichte wahrscheinlich nicht ihres Gleichen hat.

Die Opfer und Anstrengungen, die er sich während der letzten wenigen Jahre seines Lebens, selbst als er gelähmt und kaum fähig war, die Feder zu halten, auferlegte, zeigen Scott in einem wahrhaft heroischen Lichte. Er hielt sich mit einem unbesiegbaren Geiste bis zum letzten Augenblicke aufrecht. Als sein Arzt ihm wegen seiner übermäßigen Gehirnarbeit Vorstellungen machte, erwiderte er: „Wenn ich unthätig wäre, so würde ich wahnsinnig werden; im Vergleich damit ist der Tod keine Gefahr, vor der man zurückschrecken müßte“. Kurz vor seinem letzten Schlaganfall, als er in seinem Stuhle auf dem Grase vor dem Hause in Abbotsford saß und halb schlummerte, raffte er sich plötzlich auf, warf die Decken, die ihn bedeckten, fort und rief: „Das ist eine traurige Unthätigkeit. Bringt mich auf meine Stube und holt die Schlüssel zu meinem Arbeitspult“. Sie rollten ihn in sein Studirzimmer und legten Federn und Papier vor ihn hin. Aber er konnte die Feder nicht halten, er konnte nicht schreiben, und die Thränen rollten ihm die Wangen herab. Sein Geist war unbesiegt, aber seine körperlichen Kräfte waren erschöpft und zerstört, und als er zuletzt starb, fiel er in Schlaf — wie ein Kind.

Scott empfand, was jede feinfühlende Natur fühlen muß, daß Armuth eine viel leichter zu tragende Bürde ist als Schulden. An der Armuth ist nichts, was Schande brächte. Sie kann sogar als heilsamer Antrieb für große Geister dienen. „Unter goldenen Bergen und Thronen", sagte Jean Paul, „liegen viele geistige Riesen begraben." Richter war selbst der Meinung, daß die Armuth willkommen zu heißen sei, damit sie nicht zu spät im Leben käme. Und ohne Zweifel war Scott's Last um so schwerer zu tragen, weil sie ihm kam, als es mit seinen Jahren schon bergab ging.

Shakespeare war ursprünglich ein armer Mann. „Es fragt sich", sagt Carlyle, „ob, wenn in Stratford-on-Avon nicht Mangel, Unbehaglichkeit und sichere Noth auf Shakespeare gewirkt hätten, er nicht ein Leben als Kälberschlachter oder Wollkämmer geführt haben würde." Wahrscheinlich danken wir den beschränkten Mitteln Milton's und Dryden's den besten Theil ihrer Werke.

Johnson war ein sehr armer Mann, zugleich aber ein sehr wackerer. Nie erfuhr er, was Reichthum war. Sein Gemüth war stets größer als sein Vermögen, und es ist das Gemüth, welches den Menschen reich oder arm, glücklich oder elend macht. Johnson's rauhes und plumpes Aeußere schloß eine edle und mannhafte Natur ein. Er hatte frühzeitig Armuth und Schulden kennen ge-

lernt und wünschte sich von beiden frei zu halten. Als er auf der Gelehrtenschule war, schauten seine Zehen ihm aus den Schuhen, aber er war zu arm, um sich neue kaufen zu können. Sein Kopf war voll Gelehrsamkeit, aber seine Taschen waren leer. Wie er sich während seiner ersten Jahre in London durch Noth und Verlegenheit hindurchkämpfte, kann der Leser aus seiner Lebensbeschreibung erfahren. Er zahlte für Schlafstelle und Beköstigung vier und einen halben Penny (nach deutschem Gelde ungefähr 37 Pfennige) den Tag, und als er zu arm war, um für ein Bett bezahlen zu können, wanderte er mit Savage ganze Nächte in den Straßen herum *). Er kämpfte mannhaft weiter, winselte nie über sein Loos, sondern suchte so gut wie möglich mit demselben fertig zu werden.

Die Sorgen und Kämpfe, welche Johnson in

---

*) „Er sagte, man könne in einem Dachstübchen für achtzehn Pence wöchentlich leben, wenige Leute würden darnach fragen, wo man wohne, und wenn es ja geschähe, könnte man leicht sagen: Mein Herr, ich bin an dem und dem Orte zu finden. Wenn man in einem Kaffeehause drei Pence aufgehen ließe, könnte man jeden Tag einige Stunden in sehr guter Gesellschaft sein. Man könnte für sechs Pence zu Mittag speisen, für einen Penny Brot und Milch zum Frühstück haben und sich ohne Abendessen behelfen. Am „Hemdwechseltag" ging er aus und machte Besuche." Boswell, Leben Johnson's.

seinen jungen Jahren durchzumachen hatte, ließen ihre Narben an seiner Natur zurück, aber sie vermehrten und bereicherten auch seine Erfahrung und erweiterten den Gesichtskreis seiner Theilnahme an den Menschen. Selbst wenn er sich in der größten Noth befand, hatte er in seinem Herzen Raum für Andere, deren Kümmernisse größer als seine eigenen waren, und nie ließ er es Denen an seiner Hülfe fehlen, die deren bedurften oder ärmer als er selbst waren.

Infolge seiner traurigen Erfahrungen konnte Niemand mit größerer Autorität über Schulden sprechen als Johnson. „Gewöhnen Sie sich nicht", so schrieb er an Boswell, „Schulden nur als eine Unbequemlichkeit zu betrachten, Sie werden finden, daß sie eine Calamität sind. Lassen Sie es Ihre erste Sorge sein, Niemand etwas schuldig zu bleiben. Was Sie auch haben, verthun Sie stets weniger. Genügsamkeit ist nicht nur die Grundlage der Ruhe, sondern auch der Wohlthätigkeit." An Simpson, den Anwalt, schrieb er: „Kleine Schulden sind wie Schrotkörner, sie prasseln auf allen Seiten, und man kann ihnen kaum ohne Wunde entgehen; große Schulden sind wie Kanonen, sie machen viel Lärm, haben aber nicht viel Gefährliches. Man muß deshalb im Stande sein, unbedeutende Schulden abzustoßen, damit man Zeit gewinnt, mit Sicherheit die übrigen zu bewältigen". — „Mein Freund", sagte er zu dem geduldi-

gen und gern Lehre annehmenden Boswell, „verschaffen Sie sich so viel Seelenfrieden, als Sie können, und halten Sie sich mit Ihren Ausgaben innerhalb Ihres Einkommens, und Sie werden nicht weit irre gehen.“

Leute, die von ihrem Witze, ihren Talenten oder ihrem Genie leben, haben sich auf die oder jene Weise in den Ruf gebracht, unvorsorglich zu sein. Charles Nodier sagt, indem er von einem hervorragenden Genie schreibt: „Im Leben der Intelligenz und der Kunst war er ein Engel, im gewöhnlichen praktischen Alltagsleben war er ein Kind“. Dasselbe könnte man von vielen großen Schriftstellern und Künstlern sagen. Die größten von ihnen sind ihrer besondern Arbeit so mit Herz und Seele hingegeben gewesen, daß sie sich nicht darum gekümmert haben, nachzudenken, wie die Anstrengungen ihres Genius sich in Pfunde, Schillinge und Pence umsetzen ließen. Hätten sie die Berücksichtigung des Geldinteresses in erste Linie gestellt, so würde die Welt wahrscheinlich die Erzeugnisse ihres Genies nicht geerbt haben. Milton würde nicht so viele Jahre an seinem „Verlorenen Paradiese“ gearbeitet haben, wenn es sich ihm lediglich um die fünf Pfund gehandelt hätte, für die er die erste Auflage an den Verleger verkaufte. Und ebensowenig würde Schiller sich zwanzig Jahre lang blos um die Mittel zum Leben, die er durch seine Arbeit erwarb, bis zu

den höchsten Zinnen des Denkens hinaufgearbeitet haben.

Zu gleicher Zeit sollen aber Leute von Genie nicht die gewöhnlichen Regeln der Rechenkunst außer Acht lassen. Wenn sie mehr verthun, als sie verdienen, werden sie in Schulden gerathen. Auch wird Klagen über die Schnödigkeit der Welt sie nicht davor bewahren. Sie haben auf Grund ihrer Verdienste als Menschen zu stehen oder zu fallen, und wenn sie nicht an die Zukunft denken, so werden sie dieselben Folgen leiden wie Andere. Thackeray erregte, als er in seinem „Pendennis" den Charakter des Capitäns Shandon malte, bei seinen schriftstellernden Berufsgenossen beträchtlichen Anstoß, und doch sprach er nur die Wahrheit. „Wenn ein Rechtsbeistand", sagte er, „oder ein Pastor oder ein Soldat sein Einkommen überschreitet und seine Rechnungen nicht bezahlt, so muß er ins Gefängniß gehen, und ein Schriftsteller muß das gleichfalls."

Schriftsteller werden nicht deshalb, weil sie Schriftsteller sind, vernachlässigt. Aber sie haben kein Recht, zu erwarten, daß die Gesellschaft über ihre socialen Verstöße hinwegsehen wird, weil sie Schriftsteller sind.

Es ist um der Welt willen und um ihrer selbst willen nothwendig, daß Schriftsteller und Künstler Sorge tragen, sich wie andere Leute gegen einen bösen Tag vorzusehen. „Phantasie und Kunst",

sagt Madame de Staël, „müssen sich selber nach ihrem Behagen und Glück in dieser Welt umsehen. Die Welt sollte ihnen großmüthig dabei helfen, alle guten Menschen sollten ihnen helfen, aber was besser als Alles ist, sie sollten sich selber helfen.“

Vierzehntes Kapitel.

Reichthum und Wohlthätigkeit.

„Wer! Wer! Wer liegt hier?
Ich, Robert von Doncaster.
Das verthat, das ich hatt',
Das ich gab, das ich hab',
Das mir blieb, das ich verlor."

Grabschrift a. d. J. 1579.

„Wenn Du reich bist, bist Du arm;
Denn, gleich dem Esel, dessen Rückgrat Barren
Von Gold und Silber beugen, trägst Du ja
Nur eine Tagereise Deinen Reichthum,
Dann kommt der Tod, Dich zu entlasten, Freund."

Shakespeare.

„Gut ist's, wohlthätig sein,
Doch gegen wen? Das ist die Frage."

La Fontaine.

„Es giebt eine Menge Faullenzer, denen ein erbettelter Penny lieber ist als ein verdienter Schilling." Douglas Jerrold.

„Er stahl ein Schwein und gab in Gottes Namen die Pfoten den Armen."

Aus dem Spanischen.

Der Mensch muß sparsam sein, um großmüthig sein zu können. Die Sparsamkeit hat nicht sich selbst zum Zwecke, sondern dehnt ihre Wohlthaten auf

Andere aus. Sie gründet Hospitäler, beschenkt wohlthätige Stiftungen, errichtet Hochschulen und erweitert den Einfluß der Erziehungsanstalten. Die Wohlthätigkeit entspringt den besten Eigenschaften des Gemüths und Herzens. Ihr göttlicher Geist erhebt die Wohlthäter der Welt — die Howards, Clarksons und Xavers — auf die höchsten Piedestale sittlichen Genies und nationaler Verehrung.

Dasselbe Gefühl durchdringt unsere gesammte Menschheit. Der ärmste Mensch, der Tagearbeiter, der obscurste Einzelne, hat Antheil an der Gabe und dem Segen, Gutes thun zu wollen — an einem Segen, der Dem, welcher giebt, nicht weniger Freude macht, als Dem, der empfängt.

„Der Mensch, der Menschen liebt, der ärmste Arme
Sehnt sich nach Augenblicken, wo er fühlt,
Daß Vater und Austheiler er gewesen
Von einer kleinen Wohlthat, daß er gütig
Gewesen gegen Die, so Güte brauchten,
Aus diesem einz'gen Grunde, weil wir Alle
Ein und dasselbe Menschenherz besitzen."

Die Pflicht, dem Hülflosen zu helfen, ist eine von denen, die mit Posaunenzungen sprechen, aber namentlich zu denen, die sich zur Liebe zu Gott und Wohlwollen gegen die Menschen bekennen. Es ist eine Pflicht, die den Menschen als Individuen und als Gliedern des gesellschaftlichen Körpers obliegt. Als Individuen, weil wir verbunden sind,

der Wittwe und der vaterlosen Waise in ihrer Trübsal beizustehen, und als Gliedern des gesellschaftlichen Körpers, weil die Gesellschaft von Jedermann verlangt, daß er ein Helfer an der Sache des Fortschritts und des socialen Wohlergehens sei.

Es ist für die Menschen, um hülfreich zu sein, nicht nothwendig, daß sie reich sind. John Pounds war kein reicher Mann, und doch wurden durch seinen Einfluß Armenschulen gegründet. Er war mächtig und sparte genug, um von seinen Ersparnissen Brot für seine Zöglinge zu kaufen. Er gewann sie sich durch seine Güte, manchmal durch eine warme Kartoffel, er unterrichtete sie und schickte sie, gestärkt durch gutes Beispiel, in die Welt hinaus, um in ihr zu arbeiten und ihre Pflicht gegen sie zu erfüllen. Auch Joseph Lancaster, der Begründer der Sonntagsschulen und anderer Unterrichtsanstalten, war kein reicher Mann, noch war es Thomas Wright, der Menschenfreund der Gefängnisse. Ebensowenig waren es St. Vincent de Paula und Pater Mathew, die Förderer der Erziehung und der Mäßigkeit. Und ebensowenig waren die großen Männer der Wissenschaft, Newton, Watt und Faraday, oder die großen Missionäre Xaver, Martyn und Livingstone reiche Leute.

Ein schönes Beispiel von Gutherzigkeit und Freigebigkeit steht in Walton's Erinnerungen an Dr. Donne verzeichnet. Als der Letztere, lange in

seinen Mitteln beschränkt, die Dechantenstelle an der Paulskirche bekommen hatte und dadurch mit einem Einkommen versehen war, welches mehr als hinreichte, um alle seine Bedürfnisse zu decken, hatte er die Empfindung, daß jene Mittel ihm zu guten Zwecken anvertraut worden seien, zur Verwendung zu humanem Beistande und zu Ehren des Gebers derselben. Unter einer geheimen Berechnung, „bei der nur Gott und seine heiligen Engel mit ihm Zeuge waren“, berechnete Dr. Donne zuerst seine Einnahme, dann was an die Armen und zu anderen frommen Zwecken ausgegeben wurde, und zuletzt, was für ihn und die Seinigen blieb, und nachdem er dies gethan, segnete er das Wenige, was jedes Jahr übrig blieb, mit einem dankerfüllten Gebete.

Dr. Donne that meist im Stillen Gutes, indem er seine rechte Hand nicht wissen ließ, was die linke that. Er befreite manchen Armen aus dem Gefängnisse, half manchem armen Gelehrten und beschäftigte einen vertrauenswerthen Diener oder einen verschwiegenen Freund mit der Vertheilung seiner Wohlthaten, wo sie am nothwendigsten waren. Einem Freunde, den er in Tagen gekannt, wo er im Ueberflusse gelebt hatte, und der durch ein zu freigebiges Herz und Sorglosigkeit in seinen Verhältnissen heruntergekommen war, sandte Dr. Donne hundert Pfund. Aber der heruntergekommene Herr schickte sie mit Dank zurück, indem

er sagte, er brauche sie nicht; „denn", sagt Walton, indem er das Vorkommniß erzählt, „wie manche Geister so großherzig sind, daß sie sich bemühen, eine traurige Armuth zu verbergen und zu ertragen, statt sich dem Erröthen auszusetzen, welches das Eingestehen derselben begleitet, so giebt es andere, denen die Natur und die Gnade Gottes so gütige und mitleidsvolle Seelen verliehen hat, daß sie sich der Noth der Menschheit erbarmen und sie verhüten, was ich wegen Dr. Donne's Antwort erwähnt habe, welcher darauf erwiderte: „Ich weiß, daß Sie das nicht brauchen, was das Leben erhält, denn dazu bedarf es nur einer Kleinigkeit; aber mein Wunsch ist, daß Sie, der Sie in den Tagen Ihres Ueberflusses die Herzen so vieler Ihrer niedergeschlagenen Freunde froh gestimmt und aufgerichtet haben, dies jetzt von mir annehmen und es als eine Herzstärkung zur Erheiterung Ihres eigenen Gemüthes benutzen wollen" — und auf diese Bedingungen hin wurde es angenommen."

Die Wahrheit ist, daß wir die Macht des Reichthums sehr übertreiben. Ungeheuere Unterzeichnungen werden zu Stande gebracht zu dem Zwecke, die Menschen von ihrem sündhaften Wandel abzubringen und sie vom Bösen zum Guten zu führen. Und doch werden Geldsammlungen es nicht thun. Nur Charakter kann das Werk vollbringen, Geld nimmermehr. Große Veränderungen in der Gesellschaft können niemals durch Reichthümer zu

Stande gebracht werden. Menschen von der Unmäßigkeit, der Unvorsorglichkeit und Religionslosigkeit abzulenken und sie zu bewegen, ihr Glück in der Verfolgung passender und edler Zwecke zu suchen, erfordert ernsten Vorsatz, redliche Hingebung seiner selbst und harte Arbeit. Geld mag in vielen Beziehungen helfen, aber Geld für sich allein kann nichts thun. Der Apostel Paulus verpflanzte die Kenntniß der christlichen Religion über das halbe römische Reich, aber er verdiente sich sein Brot als Zeltmacher und nicht durch Sammlung von Unterschriften. Menschen mit eifrigem, ernstem, redlichem Herzen sind viel nothwendiger als reiche Leute, die bereit sind, Geld zu wohlthätigen Zwecken herzugeben.

Nichts wird so überschätzt als die Macht des Geldes. Alle Leute, welche sich nach Vordersitzen in der „Gesellschaft" umschauen, halten es für das einzig Nothwendige. Sie mögen freigebig mit ihrer Börse sein, aber sie sind auch stolz auf ihre Börse. Die heuchlerischen Bekenntnisse gewisser Leute, die den Zweck verfolgen, die gute Meinung Anderer zu erwecken, sind im Angesicht ihres täglichen Lebens und Treibens geradezu ekelerregend. „Oh, Geordie, klingelnder Geordie", sagte König Jacob im Roman, „es war großartig, das kleine Karlchen die Schuld der Heuchelei darthun und Steenie über die Schändlichkeit der Inconsequenz predigen zu hören."

Manche Menschen haben eine abgöttische Verehrung vor dem Golde. Die Israeliten hatten ihr goldenes Kalb, die Griechen ihren goldenen Jupiter. Der alte Bounderby schätzte den Mann, der „seine hunderttausend Pfund werth war“. Andere thun desgleichen. Die niedrigste Menschennatur liebt Geld, Besitz, Werth. „Auf wie viel schätzen Sie ihn?“ „Was ist sein Einkommen?“ sind die gewöhnlichen Fragen. Wenn man sagt: „Da haben wir einmal einen durch und durch guten, wohlwollenden, tugendhaften Mann“, so wird Niemand von ihm Notiz nehmen. Aber wenn wir sagen: „Da haben wir einen Mann, der seine Million hat“, so wird man ihn anstarren, bis er außer Gesichtsweite ist. Ein Haufen Leute pflegte an der Ecke des Hyde Parks sich zu sammeln, um einen reichen Mann vorübergehen zu sehen. „Hier kommt es, das alte Crockchen!“ und die Menge pflegte ihm unter bewunderndem Geflüster zum Durchgehen Platz zu machen. Es war der alte Crockford, der sich ein großes Vermögen erworben, indem er ein Spielhaus gehalten hatte.

„Der bloße Klang von Millionen“, sagt Frau Gore, „kitzelt das Ohr des Engländers. Er liebt ihn in der That so sehr, daß er ihn mit Ausnahme der Staatsschuld mit Allem versöhnt, und wird er auf den Besitz von Privatleuten angewendet, so sichert er niedriger Denkart, niedriger Geburt, niedrigen Gewohnheiten und Bestrebungen Hoch-

achtung .... Wenn Ehrgeiz und Liebe zum Gelde auf Veredlung eines Landes hinwirken, so bringen sie die Menschentheilchen, aus denen die Nation zusammengesetzt ist, zur Unbedeutendheit herab. In ihrem Streben nach Reichthum verlieren die Engländer allmählich höhere Charaktermerkmale aus dem Gesicht. ... Unser Jagen nach Eisenbahn-Seifenblasen und allen anderen tollen Speculationen des Tages liefert einen genügenden Beweis dafür, daß das gierige Haschen nach Capital vor allen besseren Bestrebungen, sei es für diese Welt oder die nächstkommende, die Oberhand gewonnen hat."

Die Liebe zum Golde droht Alles vor sich herzutreiben. Das Streben nach Geld ist feststehender Landesbrauch geworden. Viele sind davon so in Anspruch genommen, daß jede andere Art von Wohlbefinden entweder aus den Augen verloren oder unterschätzt wird. Und dann denken diese Geldliebhaber ihren sittlichen Ton und Zug dadurch wieder zu gewinnen, daß sie Wohlthätigkeit üben. Berge von Gold lasten schwer auf Herz und Seele. Der Mann, welcher der Wucht von Reichthümern widerstehen und trotz ihrer eifrig, fleißig und starken Herzens bleiben kann, muß aus starkem Stoff gemacht sein. Denn Leute, welche reich sind, sind fast immer geneigt, träge, üppig und nachgiebig gegen ihre Begierden zu sein.

„Wenn Geld", so sagt Herr Griffiths, Rector

von Merthyr, „die Menschen nicht den Menschen vergessen ließe, so würde die Hälfte des Uebels, das in der Welt ist, nicht existiren. Wenn die Herren sich ihren Leuten mehr näherten, und es den Leuten gestattet wäre, sich mehr ihren Herren zu nähern, so würden wir nicht durch dieses feurige Gottesgericht hindurchgehen. Mögen sie etwas thun, um die Leute zum Verlassen der Wirthshäuser zu gewinnen; mögen sie etwas mehr von ihrem ungeheuren Gewinn sparen, um Erholungs- und Vergnügungsorte für das Volk zu schaffen, mögen sie ihnen bessere Wohnhäuser, bessere Gelegenheit zu anständigem Verhalten, bessere Straßen besorgen, und wenn alle diese Dinge gethan sind, werden wir weder Ausschließungen der Fabrikarbeiter noch Arbeitseinstellungen haben. Wir hören mit Hochgefühl und Triumph von den Millionen und abermals Millionen, die man aus diesem unsern alten Walliserland herausgegraben hat, aber wir hören nichts — und wir sehen in der That noch weniger — von den öffentlichen Gebäuden, den Volksparks, den Volksbibliotheken, den öffentlichen Anstalten und anderen Triebfedern der Gesittung. Vor fünfzehn Monaten, als wir Alle in der höchsten Fluth der flotten Zeit schwammen, sagte ich das Alles, und es wurde keine Notiz davon genommen. Warum in aller Welt sollte auch von einem predigenden Pastor oder einem christlichen Seelsorger Notiz genommen werden, wenn die

Sovereigns wie die Schneeflocken im Winter herumfliegen oder wie die Heidelbeeren im Sommer gesammelt werden können?"

Die Menschen fahren fort, sich zu plagen und zu placken, begierig, reicher zu werden; sie kämpfen verzweifelt wie gegen Armuth, während sie von Ueberfluß umgeben sind. Sie scharren und scharren, fügen Schilling zu Schilling und begehen bisweilen Lumpereien, um ein wenig mehr Vortheil zu erwerben, obwohl sie vielleicht weit mehr schon aufgehäuft haben, als sie in Wahrheit zu genießen im Stande sind. Und noch immer fahren sie mit Zusammenscharren fort und quälen sich unablässig mit dem Bemühen ab, noch eine Vermehrung des Ueberflusses zusammenzuraffen. Vielleicht haben solche Menschen sich in ihren früheren Lebensjahren nicht der Vortheile der Erziehung erfreut. Sie kennen keine literarischen Freuden, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen könnten, sie finden keinen Geschmack an Büchern, manchmal können sie kaum ihren Namen schreiben. Sie haben nichts, woran sie denken können, als Geld — und was Geld einbringt. Sie haben keinen Glauben, als den an den Reichthum. Sie schließen ihre Kinder von geistigen Genüssen ab und geben ihnen eine knechtische Erziehung.

Endlich kommt in die Hände der Kinder ein aufgehäufter Reichthum. Sie sind vorher in ihren Ausgaben eingeschränkt gewesen, jetzt werden sie

Verschwender. Man hat sie zu keinem bessern Geschmack erzogen. Sie geben ihr Geld mit vollen Händen aus. Sie wollen kein Plackesel im Geschäft sein, wie ihr Vater einer gewesen. Sie wollen vornehme Leute sein und ihr Geld wie vornehme Leute ausgeben. Und sehr bald kriegt das Geld Flügel und fliegt von dannen. Zahlreich sind die Beispiele, bei welchen Familien in der ersten Generation sich zu Reichthum emporgearbeitet haben, in der zweiten zu ruinirendem Aufwand vom Stapel gelaufen und in der dritten verschwunden sind, indem sie wieder in Armuth versanken. Daher das in Lancashire übliche Sprichwort: „Zweimal Holzschuhe, einmal Stiefeln". Der Erste in der Familie trug Holzschuhe und häufte einen gewaltigen Reichthum auf, sein reicher Sohn verthat ihn, und die dritte Generation zog wieder die Holzschuhe an. Ein Bewerber um parlamentarische Ehren wurde, als er von der Rednerbühne der Wahlversammlung sprach, gefragt, ob er viel „Moos" habe? „Viel Moos?" sagte er. „Ich habe Haufen Moos. Ich stinke förmlich von Moos."

Dieselben gesellschaftlichen Umgestaltungen sind in Schottland bekannt. Das Sprichwort sagt dort: „Der Großvater gräbt, der Vater thut dick, der Sohn maust", d. h. der Großvater arbeitete hart und erwarb sich ein Vermögen, der Vater baute sich ein schönes Haus und der Sohn, „ein ver-

schwenderischer Sohn Linnes", wurde, als Haus und Hof verthan und vergeudet waren, ein Spitzbube. Kaufleute sind bisweilen heute Fürsten und morgen Bettler, und so lange der Speculationsgeist sich in einer Kaufmannsfamilie regt, kann das Talent, das ihr ein Rittergut verschaffte, sie auch dessen berauben.

Um im Alter, zu einer Zeit, wo die Menschen die Mühe, die Angst und den Plack des Geldmachens für immer sein lassen sollten, glücklich zu sein, sollten sie während ihrer Jugend und der Mitte des Lebens ihren Geist bei gesunder Thätigkeit erhalten haben. Sie müssen sich mit dem Wissen vertraut machen und Interesse finden an Allem, was geschehen ist und noch geschieht, um die Welt von Jahrhundert zu Jahrhundert klüger und besser zu machen. Im Leben der meisten Menschen findet sich Muße genug, um sie in den Stand zu setzen, an Biographien und an der Geschichte theilzunehmen. Sie können sich auch beträchtliche Kenntniß von der Wissenschaft erwerben oder sich sonst einem veredelnden Streben verschieden von demjenigen, mit welchem Geld verdient wird, hingeben. Das bloße Sichvergnügen wird nicht genügen. Niemand kann dadurch, daß er sich vergnügt, glücklich werden. Der bloße Vergnügensjäger ist ein elendes Geschöpf — vorzüglich im Alter. Der bloße Geschäftsplackesel ist wenig besser daran, wogegen das Studium der schönen

Literatur, der Philosophie und der Wissenschaft bis hinab ans Ende des Lebens voll ruhiger Freuden ist. Wenn der reiche alte Mann neben dem Gelderdienen keinen andern Genuß kennt, so wird sein Alter erbärmlich werden. Er fährt fort, seinen Wagen in demselben Gleise weiter und weiter zu fahren und wird dabei vielleicht reicher und immer reicher. Aber was will das sagen? Er kann sein Geld doch nicht essen. Er kann es nicht verthun. Sein Geld wird, statt ihm eine Wohlthat zu sein, ein Fluch. Er ist der Sklave des Geizes, der gemeinsten aller Sünden. Man spricht von ihm als von einem verächtlichen Geschöpfe. Er wird selbst in seiner eignen Schätzung schlecht.

Was für ein erbärmliches Ende war dasjenige des reichen Mannes, der, als er starb, keinen anderen Trost fand, als den, daß er mit seinen Händen in einen Haufen neue Sovereigns fuhr, die ihm aus der Bank gebracht worden waren. Als die Welt vor ihm verschwamm, hatte er die Goldstücke immer noch gepackt, hantirte, sie liebkosend, mit einem nach dem andern und ging von hinnen, indem seine letzte Anstrengung darin bestand, sich sein Gold durch die Finger gleiten zu lassen. Elwes, der Geizhals, starb aufkreischend: „Ich will mein Geld behalten! — Niemand soll mich meines Eigenthums berauben!“ Ein gräßliches und demüthigendes Schauspiel!

Reiche Leute werden für ihre Uebertreibung

der Sparsamkeit härter gestraft, als Arme für ihren Mangel an dieser Tugend. Sie werden filzig, glauben, daß sie täglich ärmer werden und sterben den Tod von Bettlern. Wir haben mehrere Beispiele kennen gelernt. Einer der reichsten Kaufleute Londons ging, nachdem er eine Zeit lang im ärmlichsten Zustande gelebt, auf's Land hinaus in das Kirchspiel, wo er geboren worden, und wandte sich an den Armenpfleger um Hülfe. Obwohl er Millionen besaß, war er von entsetzlicher Angst geplagt, arm zu werden. Man gewährte ihm Hülfe, und er starb wirklich den Tod eines Bettlers. Einer der reichsten Kaufleute im Norden starb als Almosenempfänger. Natürlich wurde alles Das, was die Kirchspielsbehörden diesem armen Reichen gewährt hatten, von den Testamentsvollstreckern gebührend zurückerstattet.

Und was hinterließen diese reichen Leute? Nur den Ruf, daß sie als reiche Leute gestorben seien. Aber Reichthum giebt durchaus keinen Anspruch auf Achtung. Nur gemeine Seelen bewundern Reichthum als Reichthum. Geld ist eine Waare auf dem Markte. Einige der reichsten Leute, die jetzt leben, sind reine Nullen. Viele von ihnen sind vergleichsweise unwissend. Sie zählen moralisch und gesellschaftlich nicht mit. Vor kurzer Zeit wurde eine Liste von zweihundertundvierundzwanzig englischen Millionären veröffentlicht. Einige waren als Filze bekannt,. einige waren „Schlaumeyer“

in Betreff von Speculationen, einige große Eisenbahnunternehmer, Kohlenwerksbesitzer oder Fabrikanten, einige waren über ihren örtlichen Kreis hinaus fast unbekannt, einige sehr arme Geschöpfe, einige wenige Männer von Auszeichnung. Alles, was man von ihnen sagen konnte, war, daß sie als reiche Leute starben.

„Alle reichen und alle geldgierigen Menschen in der Welt", sagt Jeremias Taylor, „werden inne werden, und die ganze Welt wird betreffs ihrer inne werden, daß es nur eine schlechte Entschädigung für all' ihre Sorgen ist, wenn am Ende Alles, was übrig bleibt, darin bestehen wird, daß ihre Nachbarn sagen: „Er starb als reicher Mann", und doch wird sein Reichthum ihm im Grabe nicht zu Gute kommen, vielmehr die traurige Rechnung seines Urtheils am Tage des Gerichts anschwellen lassen."

„Eine der Hauptursachen", sagt Gore, „welche das Streben nach Reichthum in England sowohl zu einem erbitterteren als zu einem verzeihlicheren Ringen als auf dem Festlande machen, ist die ungleiche und launenhafte Vertheilung des Familienbesitzes. . . . Angesehene Leute vom Lande und Leute gelehrten Berufs — ja, Leute, die keinen Anspruch auf Vornehmheit erheben — sind mit der Manie, mit Ausschluß und Erniedrigung ihrer jüngern Kinder ein Majorat für den ältesten Sohn zu schaffen, kaum weniger behaftet als der Adel, und von den auf solche Weise von ihren nächsten

und liebsten Anverwandten Betrognen wird die Verehrung des Götzen Mammon ohne die geringste Rücksicht auf Selbstachtung oder die Rechte ihrer Mitgeschöpfe betrieben. Beeinträchtigt, beeinträchtigen sie ihrerseits. Ihre Tage sind der Wiedergewinnung ihres Geburtsrechts gewidmet. Geldheirathen, schmutzige Handelskniffe und politische Geschäftsmacherei lassen sich auf das niederträchtige System der Dinge zurückführen, welches den ältern Sohn in den reichen Mann im Evangelium verwandelt und aus seinem Bruder einen armen Lazarus macht."

Aber Demokraten lieben den Reichthum ebenso sehr wie Aristokraten, und viele strenge Republikaner streben begierig darnach, Millionär zu werden. Regierungsformen haben keinen Einfluß auf den Wunsch nach Reichthum. Der ältere Cato war ein Wucherer. Eins der Mittel, mit denen er Geld machte, war, daß er junge schlecht gefütterte Sklaven zu niedrigen Preisen kaufte, sie mästete und an Arbeit gewöhnte und sie dann zu erhöhten Preisen verkaufte. Brutus lieh, als er auf der Insel Cypern war, sein Geld zu achtundvierzig Procent Zinsen aus, und Niemand dachte wegen seines Wuchers schlechter von ihm. Washington, der Held der amerikanischen Freiheit, vermachte seine Sklaven seiner Frau; es fiel ihm nicht ein, ihnen die Freiheit zu geben. Betrügerische Streiche in der Stadtverwaltung sind in Newyork nichts

Unbekanntes, und die einflußreichen Bürger sollen dort bis an die Ohren in politische Corruption versunken sein. Herr Mill sagt, daß das Volk der nordöstlichen Staaten der Union anscheinend alle gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten losgeworden sei, daß das Verhältniß der Bevölkerung zu Capital und Landbesitz ein solches sei, daß es jedem tüchtigen Manne Ueberfluß sichere, daß sie sich des in den sechs Punkten der Verfassung Enthaltnen erfreuen könnten und nicht über Armuth zu klagen nöthig hätten. Und doch besteht Alles, was diese Vortheile für sie zu Wege gebracht hat, darin, daß das Leben der Gesammtheit unseres Geschlechts der Jagd auf den Dollar gewidmet ist und das des andern Geschlechts dem Gebären von Dollarjägern. „Dies ist", fügt Herr Mill hinzu, „nicht die Art gesellschaftlicher Vollkommenheit, welcher zukünftige Menschenfreunde mit irgend welchem Eifer zur Verwirklichung zu verhelfen wünschen werden."

Saladin der Große eroberte Syrien, Arabien, Persien und Mesopotamien. Er war der größte Krieger und Eroberer seiner Zeit. Seine Macht und sein Reichthum waren außerordentlich. Und doch war er völlig überzeugt von der Hohlheit seiner Reichthümer. Er ordnete in seinem letzten Willen an, daß beträchtliche Summen an Muslime, Juden und Christen vertheilt werden sollten, damit die Priester der drei Religionen Gott um Barmherzig=

keit für ihn anflehten. Er befahl, daß das Hemd, oder Gewand, welches er zur Zeit seines Todes trug, an der Spitze eines Speeres durch das ganze Lager und dann seinem Heere vorgetragen werde, und daß der Soldat, der es trüge, von Zeit zu Zeit stillstehen und laut ausrufen sollte: „Sehet, das ist Alles, was vom Großkönig Saladin übrig ist; von allen den Staaten, die er eroberte, von allen den Provinzen, die er unterwarf, von den ungeheuren Schätzen, die er aufgehäuft hatte, von den ungezählten Reichthümern, die er besaß, behielt er, als er starb, nichts als dieses Todtenhemd."

Don Jose de Salamanca, der große Eisenbahnunternehmer in Spanien, war in seinen früheren Lebensjahren Student an der Universität von Granada. Er trug dort, wie er selbst sagt, den ältesten und abgetragensten Talar. Er studirte fleißig und nachdem er die Hochschule verlassen, wurde er ein Mitglied der spanischen Presse. Von da ging er in das Cabinet der Königin Christine über, indem er Finanzminister wurde. Dies entwickelte seine kaufmännischen Fähigkeiten und bewog ihn, sich mit commerziellen Speculationen zu befassen. Er baute Eisenbahnen in Spanien und Italien und nahm Hauptantheil an der Gründung verschiedener Dampfschifffahrts-Gesellschaften. Aber während er den Handel betrieb, vergaß er die Literatur nicht. Einmal wöchentlich hielt er offene

Tafel, zu der die hervorragendsten Leute der Literatur und der Presse eingeladen wurden. Sie erwiderten seine Gastfreundschaft, indem sie ihn zu Diners nach dem sparsamsten Maßstabe einluden. Büsten von Shakespeare, Cervantes, Dante, Schiller und anderen Schriftstellern schmückten das Zimmer.

Indem Salamanca sich dafür bedankte, daß man seine Gesundheit ausgebracht hatte, nahm er Bezug auf seine Erfahrung als Student und seine Arbeiten in Verbindung mit der Presse. „Dann aber“, fuhr er in seiner Rede fort, „ergriff die Liebe zum Golde Besitz von meiner Seele, und in Madrid war es, wo ich den Gegenstand meiner Verehrung fand, aber ach! nicht ohne meine jugendlichen Illusionen zu verlieren. Glauben Sie mir, meine Herren, der Mensch, der alle seine Wünsche befriedigen kann, hat keinen Genuß mehr. Bleibt auf dem Wege, den ihr gewählt habt, rathe ich euch. Rothschild's Berühmtheit wird an dem Tage ein Ende nehmen, wo er stirbt. Unsterblichkeit kann nur verdient, nicht erkauft werden. Hier sind vor uns die Bilder von Männern, die glorreich die schönen Künste gepflegt haben, ich bin ihren Büsten in allen Theilen Europas begegnet, aber nirgends habe ich gefunden, daß man eine Statue zu Ehren eines Mannes errichtet hatte, der sein Leben dem Geldmachen geweiht.“

Reichthum und Glück stehen nicht in noth-

wendiger Verbindung mit einander. In einigen Fällen könnte man sogar sagen, daß Glück im umgekehrten Verhältnisse zum Reichthum stehe. Der glücklichste Theil des Lebens der meisten Menschen ist die Zeit, während welcher sie mit der Armuth kämpfen und sich allmählich über dieselbe erheben. In dieser Zeit verleugnen sie sich selbst um Anderer willen, sparen sie von ihrem Verdienst, um sich für die Zukunft die Unabhängigkeit zu sichern, bilden sie ihren Geist, indem sie für ihr täglich Brot arbeiten, versuchen sie klüger und besser zu werden, glücklicher in ihrem Hause und nützlicher dem großen Ganzen der bürgerlichen Gesellschaft. William Chambers, der edinburger Verlagsbuchhändler, sagt, indem er von den Arbeiten seiner früheren Jahre spricht: „Ich blicke mit großer Freude auf diese Zeiten zurück, und ich bedauere fast, daß ich dieselbe Erfahrung nicht noch einmal durchmachen kann; denn ich erntete mehr Vergnügen, als ich keine sechs Pence in der Tasche hatte und in einem Dachkämmerchen zu Edinburg studirte, als ich jetzt finde, wo ich unter allen den eleganten und behaglichen Dingen eines Salons sitze“.

Es giebt Compensationen in allen Verhältnissen des Lebens. Der Unterschied im Loose des Reichen und des Armen ist nicht so groß, als man sich ihn gemeiniglich vorstellt. Der reiche Mann hat oft einen hohen Preis für seine Vorrechte zu zahlen. Er ist ängstlich in Betreff seines Besitzes. Er kann

das Opfer von Erpressung werden. Er läuft Gefahr, betrogen zu werden. Er ist die Zielscheibe für Jedermanns Pfeil. Er ist umgeben von einem Heere von Bittstellern, bis seine Börse aus allen Poren blutet. Wie man in Yorkshire sagt, wenn die Leute reich werden, das Geld „schwitzt bald durch". Oder, wenn der reiche Mann sich in Speculationen eingelassen hat, kann das Geld jeden Augenblick fortfliegen. Er kann es abermals versuchen und dann sich das Herz abnagen mit Nachsinnen und Berechnen der „Aussichten des Marktes". Schlaflosigkeit ist die Krankheit des reichen Mannes. Der Gedanke an seine Gewinne und Verluste hält ihm den Schlaf von den Augen fern. Er ist den Tag über wach, er ist auch in der Nacht wach. „Reichthum auf dem Gehirn liegen zu haben" bewirkt viel Unruhe und Angst.

Der reiche Mann ißt und trinkt zu viel, und er bekommt die Gicht. Denke man sich Jemand, dem ein Schraubstock an die Zehe gelegt wird. Nehmen wir an, der Schraubstock rückt vor nach dem Gelenk und wird fest zusammengedreht. Noch einmal schrauben! Er ist in Todesangst. Nun drehe man die Schraube plötzlich dichter — hinunter, immer hinunter. Das ist die Gicht! Die Gicht, von welcher Sydenham gesagt hat, daß sie, „ungleich anderen Krankheiten, mehr reiche als arme, mehr kluge als einfältige Leute tödtet". Große Könige, Kaiser, Admirale und Philosophen sind an

der Gicht gestorben. Hierdurch zeigt die Natur ihre Unparteilichkeit, da sie Die, welche sie auf die eine Weise begünstigt, auf die andere mit Schaden heimsucht.

Oder der reiche Mann kann mit Nahrung übersättigt werden und seinen Appetit verlieren, während der Arme Alles gern ißt und gut verdaut. Ein Bettler bat einen Reichen um ein Almosen, „weil er hungrig wäre“. „Hungrig“, sagte der Millionär, „wie ich Dich beneide!“ Abernethy's Recept für den Reichen war: „Leben Sie von einem Schilling täglich und verdienen Sie ihn“. Als der Herzog von York ihn über seine Gesundheit befragte, war Abernethy's Antwort: „Schneiden Sie die Proviantzufuhr ab und der Feind wird die Citadelle bald verlassen“. Der Tagelöhner, der wenig fühlt und noch weniger denkt, hat die Verdauung eines Straußen, während der Nichtarbeitende nie vergessen darf, daß er einen Magen hat und jeden Mund voll, den er ißt, beobachten muß. Fleißiges Arbeiten und Verdaulichkeit sind zwei Dinge, die man selten vereinigt findet.

Viele Leute beneiden die Reichen um ihren Besitz, wollen aber die Wagnisse, die Strapatzen oder die Gefahren nicht durchmachen, mit denen man sie sich erwirbt. Man erzählt, daß der Herzog von Danzig einen alten Kameraden hatte, den er viele Jahre nicht gesehen, und der einmal in sei-

nem Hotel zu Paris vorsprach und über den Luxus seiner Gemächer, den Reichthum seiner Möbeln und die Pracht seiner Gärten auf's Höchste erstaunt war. Der Herzog, welcher im Gesichte seines alten Freundes ein Gefühl von Neid zu sehen glaubte, sagte zu ihm kurz und bündig: „Du kannst alles Das, was Du hier vor Dir siehst, unter einer Bedingung haben". — „Unter welcher?" sagte sein Freund. „Daß Du Dich zwanzig Schritt von hier hinstellst und mich mit einer Flinte hundert Mal auf Dich feuern lässest." — „Um diesen Preis werde ich Dein Anerbieten sicherlich nicht annehmen." — „Nun denn", erwiderte der Marschall, „um alles Das, was Du hier siehst, zu gewinnen, habe ich tausend Flintenschüssen gegenüber gestanden, die auf nicht mehr als zehn Schritte von mir nach mir abgefeuert wurden."

Der Herzog von Marlborough sah oft dem Tode ins Gesicht. Er wurde reich und hinterließ der Verschwendung seiner Nachkommen anderthalb Millionen. Der Herzog war ein geiziger Mann. Man sagt, daß er seinen Diener ausgescholten, weil er, als Prinz Eugen ihm einen Besuch abgestattet, um vor der Schlacht von Blenheim eine Berathung mit ihm zu halten, vier Kerzen angezündet habe. Swift sagte von dem Herzoge: „Ich wage eine Wette einzugehen, daß man nie gehört hat, er habe auf irgend einem seiner Feldzüge sein Gepäck verloren gehabt". Aber das zeigte ledig-

lich seine vollendete Feldherrnkunst. Als er krank und schwach in Bath war, soll er, um sechs Pence zu sparen, von den Sälen nach seiner Wohnung heimgegangen sein. Und doch mag dies entschuldigt werden, denn er kann ja, um sich Bewegung zu machen, zu Fuße heimgegangen sein. Gewiß ist, daß er einem jungen und verdienten Soldaten, der sich eine Officiersstelle zu kaufen wünschte, tausend Pfund gegeben hat. Als Bolingbroke an eine der Schwächen Marlborough's erinnert wurde, sagte er: „Er war ein so großer Mann, daß ich vergaß, daß er diesen Mangel hatte".

Es ist keine Schande, arm zu sein. Das Lob rechtschaffener Armuth ist oft gesungen worden. Wenn Jemand sich nicht dazu herablassen will, Unrecht zu thun, wenn er sich nicht für Geld verkaufen, wenn er keine unredliche Handlung begehen will, so ist seine Armuth höchst ehrenwerth. Aber der Mann ist nicht arm, der seinen Weg bezahlen und überdies noch etwas sparen kann. Der, welcher Alles, was er kauft, baar berichtigt, ist nicht arm, sondern in guten Verhältnissen. Er ist in besserer Lage, als der träge Gentleman, der sich in Schulden stürzt und auf Kosten seines Schneiders, Schuhmachers und Fleischers gekleidet, beschuht und genährt ist. Montesquieu sagt, daß Jemand nicht deswegen arm ist, weil er nichts hat, sondern daß er arm ist, wenn er nicht arbeiten will oder kann. Der Mann, der im Stande und bereit ist, zu ar-

beiten, ist besser daran als der Mann, welcher tausend Kronen ohne Nöthigung zur Arbeit besitzt.

Nichts schärft den Verstand eines Menschen so sehr als Armuth. So kommt es, daß viele der größten Männer ursprünglich arme Leute gewesen sind. Die Armuth reinigt und stärkt oft die Moral eines Menschen. Für geistig geweckte Menschen sind schwierige Aufgaben gewöhnlich die angenehmsten. Wenn wir uns auf das Zeugniß der Geschichte verlassen können, sind die Menschen tapfer, wahrheitsliebend und großherzig nicht im Verhältniß zu ihrem Reichthum, sondern im Verhältniß zu der Unbedeutendheit ihrer Mittel. Und die Besten sind oft die Aermsten — wobei immer vorausgesetzt ist, daß sie genug haben, um ihre zeitlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Geistlicher hat gesagt, daß Gott wohl die Armuth, nicht aber das Elend erschaffen habe. Und es herrscht zwischen den beiden allerdings ein großer Unterschied. Während die rechtschaffene Armuth ehrenwerth ist, ist das Elend erniedrigend, insofern das letztere meistentheils die Folge schlechten Betragens und oft der Trägheit und Trunksucht ist. Armuth ist keine Schande für Den, der sich in sie finden kann, aber Der, welcher einmal den Bettelstab in seiner Hand warm werden fühlt, thut niemals etwas Gutes, aber wohl sehr viel Uebles.

Die Armen sind oft die glücklichsten der Menschen — viel glücklicher als die Reichen; aber ob-

wohl man sie beneiden mag, wird man doch Niemand gewillt finden, an ihre Stelle zu treten. Moore hat die Geschichte von dem überfütterten, übersatten orientalischen Despoten erzählt, der einen Kundschafter absandte, daß er die Welt durchreise, um den glücklichsten Menschen zu finden. Wenn derselbe entdeckt wäre, sollte der Bote ihn sofort beim Kragen nehmen, ihm das Hemd vom Leibe ziehen und es dem Kalifen überbringen. Der Bote fand den glücklichsten Menschen in einem Irländer, der vergnügt tanzte und dazu sein Shillelagh schwang. Aber als der Gesandte dazu verschritt, ihn zu fassen und auszukleiden, fand er, daß der Irländer kein Hemd auf dem Leibe hatte.

Das Loos Agur's ist ohne Frage das beste: „Halte mir alle Eitelkeit und Lüge fern, gieb mir weder Armuth noch Reichthum, speise mich mit Nahrung, wie sie sich für mich eignet". Die ungleiche Vertheilung der Anlage zum Glücklichsein ist von weit größerer Wichtigkeit als die ungleiche Vertheilung des Reichthums. „Die Anlage zufrieden und genügsam zu sein", sagt David Hume, kommt wenigstens einem Einkommen von tausend Pfund das Jahr gleich." Montaigne hat bemerkt, daß das Glück nur wenig bescheert. Das Gute und Böse unter den Menschen hängt wirklich nicht von ihm ab. Es ist nur der Same des Guten, welchen die Seele, unendlich stärker als der Reichthum, nach Belieben wechselt und verwendet, wodurch sie

die alleinige Ursache einer glücklichen oder unglücklichen Anlage wird.

England ist berühmt wegen seiner Wohlthätigkeitsanstalten. Guizot erklärt, daß es in diesem Lande Nichts gebe, was die Seele des Fremden mit soviel Staunen über unsere Hülfsquellen und soviel Bewunderung unsers Gebrauchs derselben erfülle, als die edler Freiwilligkeit entstammenden Denkmale, die sich auf allen Seiten zur Linderung vielgestaltigen Leidens erhoben. Der heimische Menschenfreund, der etwas tiefer blickt als der fremdländische Besuch, kann geneigt sein, die Wirkungen des Geldspendens von einem andern Gesichtspunkte aus zu betrachten. Daß die Wohlthätigkeit unvermischtes Gute hervorbringe, wird stark in Frage gestellt. Die Wohlthätigkeit ist bisweilen blind und häufig schlecht geleitet. Wenn das Geld nicht klug vertheilt wird, wird es häufig mehr Schaden als Gutes stiften. Wenn die Wohlthätigkeit dem Armen helfen und ihn erheben könnte, so würde London jetzt die glücklichste Stadt sein; denn hier werden gegen drei Millionen Pfund jährlich für wohlthätige Zwecke ausgegeben, und ungefähr ein Mensch unter dreien von der Londoner Bevölkerung wird durch wohlthätige Anstalten unterstützt.

Es ist sehr leicht, Geld für Wohlthätigkeitszwecke aufzubringen. Subscriptionslisten bezeugen fortwährend diese Thatsache. Ein reicher Mann

wird von einer einflußreichen Persönlichkeit um Geld angegangen. Es ist sehr leicht, es zu geben. Und doch kann Geld, gedankenlos und ohne Ueberlegung, wie es verwendet wird, hingegeben, statt zum Vortheil unserer Mitmenschen auszuschlagen, sich oft als der größte Schaden erweisen, den wir ihnen anthun könnten. Wahres Wohlwollen besteht nicht im Geldgeben, und Gaben der Wohlthätigkeit, ohne Unterschied den Armen gespendet, können keine andere Wirkung als Unterwühlung der Grundlagen der Selbstachtung und Niederwerfung der Außenwerke der Tugend selbst haben. Es giebt viele Formen der Wohlthätigkeit, welche die Uebel gerade hervorrufen, die sie heilen sollen, und die ärmeren Classen in der Gewohnheit der Abhängigkeit von der Barmherzigkeit Anderer und in der Vernachlässigung jener weit gesunderen Mittel zu gesellschaftlichem Wohlbefinden bestärken, die ihnen erreichbar sind.

Man sollte meinen, daß drei Millionen Pfund jährlich genügen sollten, um aller wirklichen Noth abzuhelfen, die in London existirt. Und doch wächst die Noth, trotz des auf ihre Hebung verwendeten Geldes, fort. Kann da nicht das für wohlthätige Zwecke ausgegebene Geld die Noth hervorrufen, der sie abhilft — und überdies noch andere Noth hervorrufen, welcher abzuhelfen ihr mißlingt? Ungebildete und träge Leute werden sich nicht anstrengen, um ihren Unterhalt zu erwerben, wenn sie Hoffnung haben,

diesen Unterhalt ohne Anstrengung zu gewinnen. Wer wird genügsam und vorsorglich sein, wenn die Wohlthätigkeit alles Das bietet, was Genügsamkeit und Vorsorglichkeit verleihen könnten? Läuft es nicht auf Untergrabung der wichtigsten Grundlagen der Thatkraft und Selbstüberwindung hinaus, wenn man die Vortheile, die Bequemlichkeiten und Belohnungen des Fleißes ohne die Nöthigung, sie sich erarbeiten zu müssen, geschenkt bekommt? Ist nicht der Umstand, daß Armuth auf Seiten des sich um Wohlthätigkeitsgaben Bewerbenden die einzige erforderliche Eigenschaft ist, geeignet, das Volk zur Nachgiebigkeit gegen seine Begierden, zur Ausschweifung und jenem Lebenswandel zu versuchen, der es arm erhält?

Menschen, die nicht kämpfen und sich nicht anstrengen wollen, sind Die, denen zuerst geholfen wird. Der schlechtesten Sorte von Leuten wird es bequem gemacht, während der hart arbeitende, sich selbst erhaltende Mann, der es verschmäht, sich der Wohlthätigkeit aufzudrängen, gezwungen ist, Steuern zur Fütterung der Faullenzer zu zahlen. Die Wohlthätigkeit streckt dem verlottertsten Theile der Gesellschaft die Hand hin; selten sucht sie den Ringenden, den redlichen Armen heraus und hilft ihm. Wie Carlyle gesagt hat: „O, meine erstaunlichen wohlwollenden Freunde, die nie daran denken, sich mit dem Material zu beschäftigen, so lange es etwas taugt, die es mit neuen Steuerraten und Auf-

lagen schröpfen und schrauben, bis es selbst nachgegeben und sich für verfault erklärt hat, worauf ihr begierig darnach schnappend sagt: Nun laßt uns versuchen, ihm Gutes zu thun".

Die Wohlthätigkeit, die nur im Geben besteht, ist ein träges Sichgehenlassen, oft ein träges Laster. Das bloße Geldspenden wird nie die Arbeit der Menschenfreundlichkeit thun. Wie ein neuerer Schriftsteller gesagt hat: „Die Verbrechen der Tugendhaften, die Gotteslästerungen der Frommen und die Thorheiten der Weisen würden kaum einen dickeren Band füllen als die Grausamkeiten der Menschenfreunde*). In dieser Welt hat ein großer Theil der Beschäftigung der Weisen darin bestanden, daß sie die Anstrengungen der Guten neutralisirten".

„Oeffentliche Wohlthaten", sagt der verstorbene Lord Lytton, „sind gar zu oft nur eine Dividende für öffentliche Trägheit und Lasterhaftigkeit. Was für eine düstere Lection über das Trügerische menschlicher Klugheit giebt die Kunde hiervon dem Herzen! Was für eine Verschwendung von Material zu gutherziger Theilnahme! Was für eine Verkehrung können individuelle Mißgriffe selbst in den Tugenden einer Nation hervorrufen! Wohlthätigkeitssinn ist ein dem Stolze

*) Lord Lytton in der Schrift: „England und die Engländer".

des Menschenherzens theures Gefühl — er ist eine aristokratische Regung. Mohammed zeigte seine tiefe Kenntniß der Menschen, als er das am schwersten zu beherrschende Laster, geschlechtliche Ausschweifung, erlaubte und die am leichtesten zu übende Tugend, die Barmherzigkeit, ermuthigte."

Es giebt Geistliche in London, welche sagen, daß die Wohlthätigkeit der Verbreitung der Religion unter dem Volke entgegenwirke. Der Pastor Stone sagt: „Der ist bei den Armen ein unwillkommener Besuch, der ihnen die Bibel in der einen Hand bringt, ohne in der andern ein Brot, eine Wollendecke oder einen Schilling zu haben. Und das ist kein Wunder. Durch das herrschende System der Wohlthätigkeit sind sie in diesem fleischlichen Geiste auferzogen, sind sie in diesen selbstsüchtigen Erwartungen gerechtfertigt worden. Statt daß man ihnen erlaubt hätte, die große und heilsame Lection der Vorsehung zu lernen, nach welcher ein nothwendiger Zusammenhang zwischen ihrer Aufführung und ihrer Lage besteht, ist ihnen durch dieses künstliche System gelehrt worden, daß Mittellosigkeit an sich schon hinreichend ist, um einen Anspruch auf Hülfe zu verleihen. So sind sie zur Unvorsorglichkeit, Unsittlichkeit, zu Trug und Heuchelei ermuntert worden".

Die wahrsten Menschenfreunde sind die, welche dem Elend, der Abhängigkeit und Entblößung vorzubeugen bemüht sind, und vorzüglich diejenigen,

welche fleißig den Armen beistehen, sich selbst zu helfen. Dies ist der große Vorzug der „Genossenschaft der Kirchspiels-Missionärinnen" *). Dieselben treten in innigen Verkehr mit dem Volke in den verschiedenen Pfarrsprengeln Londons selbst und versuchen ihm in vielfacher Weise zu nützen. Aber sie vermeiden, ohne Unterschied Almosen zu geben. Ihr Zweck geht dahin, den „Armen zu helfen, sich selbst zu helfen, und sie zu heben, indem man in ihnen das Gefühl erweckt, daß sie sich selbst helfen können". Es ist überreichlich Raum für die Menschenliebe in allen Classen, und es thut sehr wohl, zu finden, daß Damen vom vornehmsten Stande sich an dem edlen Werke betheiligen.

In den letzten Jahren sind zahlreiche andere Gesellschaften entstanden, die wohlthuende Beispiele der höheren und vernünftigeren sowie wirklich auch christlicheren Formen der Wohlthätigkeit liefern. Die Gesellschaften zur Herstellung besserer Wohnungen für die arbeitenden Classen, zur Erbauung von Bädern und Waschhäusern, zur Errichtung von Arbeiter-, Seemanns- und Dienstbotenherbergen, zur Pflege vorsorglicher und genügsamer Gewohnheiten unter den arbeitenden Classen und zur Verbreitung der Vortheile des Wissens unter dem Volke sind wichtige derartige

---

*) Näheres über sie in „South and West" von der Gräfin Spencer.

Einwirkungsmittel. Diese sind, statt die Grundlagen des Verlasses auf sich selbst zu untergraben, wirklich und wahrhaftig darüber aus, dem Volke zu helfen, sich selbst zu helfen, und verdienen jedwede Billigung und Ermuthigung. Sie bestreben sich, die Lage der großen Masse zu heben, sie sind Verkörperungen der Menschenliebe in ihrer höchsten Form und geeignet, alle Zeit hindurch gute Früchte zu bringen.

Reiche Leute, die den Tod vor Augen haben, sind oft sehr besorgt um ihre Geldangelegenheiten. Wenn sie unverheirathet und ohne Nachfolger sind, so begegnen sie einer beträchtlichen Schwierigkeit, wenn sie wissen wollen, was mit dem Haufen Gold zu machen ist, den sie während ihrer Lebenszeit angesammelt haben. Sie müssen ein Testament machen und ihn Jemand hinterlassen. In alten Zeiten hinterließen reiche Leute Geld zur Bezahlung von Seelenmessen. Vielleicht geschieht das jetzt noch von Vielen. Einige gründeten Armenhäuser, andere Spitäler. Man vermachte Geld zu dem Zwecke, daß Gaben an arme Leute oder Personen von demselben Berufe wie der Verewigte vertheilt werden konnten. Auch das geschieht noch heute und bringt oft mehr Unfug als Frucht. Zum Beispiel: ein Mensch in Irvine, Namens Ferguson, brachte ein großes Vermögen zusammen, und als es mit ihm ans Sterben ging, wußte er nicht, was er damit thun sollte. Seine halbe Million

konnte ihm seine Tage nicht um eine Stunde — ja nicht um eine Minute verlängern. Er ließ zwei Geistliche rufen, daß sie ihm bei der Abfassung seines letzten Willens hälfen. Als er starb und das Testament verlesen wurde, fand sich's, daß ein Theil der Zinsen von dem Gelde unter seine Verwandten, gleichviel welcher Art, und ein Theil unter die (vorher nicht mit Gehalten versorgten) Geistlichen mehrerer Secten vertheilt werden sollte. Der goldne Köder lockte eine ungeheure Anzahl von Verwandten herbei. Sie waren meist aus den ärmsten Classen. Die größere Hälfte von ihnen gab das Arbeiten auf. Einige gewöhnten sich den Trunk an, wurden der Abscheu ihrer Nachbarschaft und tranken sich bald zu Tode. Die anderen, welche nicht tranken, gaben die Arbeit auch auf, und man sah sie mit den Händen in den Taschen umherschlendern. Kurz, was Ferguson seinen Verwandten vermacht hatte, erwies sich als durchaus schädlich. Aber als Die, welche sich todtgetrunken hatten, wegfielen, so verwendeten die Verwalter des Testaments einen Theil der Zinsen zur Errichtung von drei (auf zwei Jahre verliehenen) Stipendien für Gelehrtenschüler, sodaß die Ferguson'sche Schenkung endlich einige gute Folgen haben kann.

Das Vermächtniß Stephen Girard's, des reichen amerikanischen Kaufmanns, hatte einen andern Charakter. Girard war in Bordeaux geboren.

Früh verwaist, wurde er als Cajütenjunge auf ein Schiff gethan. Als er zehn oder zwölf Jahre alt war, machte er seine erste Reise nach Nordamerika. Er besaß wenig Erziehung und war nur in beschränktem Maße mit dem Lesen und Schreiben bekannt. Er arbeitete eifrig. Allmählich besserten sich seine Umstände, sodaß er im Stande war, einen Laden zu eröffnen. Während er auf der Water Street in Newyork lebte, verliebte er sich in Polly Lum, die Tochter eines Calfaterers. Der Vater versagte der Heirath seine Einwilligung. Aber Girard blieb ihr getreu und gewann und heirathete endlich Polly Lum. Es erwies sich als eine sehr unglückliche Ehe. Seine Frau empfand keine Neigung zu ihm, und er wurde grob, auffahrend und verdrießlich. Er ging wieder zur See und im Alter von vierzig Jahren befehligte er seine eigene Schaluppe und war im Küstenhandel zwischen Newyork, Philadelphia und Neworleans beschäftigt.

Dann ließ er sich in Philadelphia nieder und wurde Kaufmann. Er widmete seine ganze Seele dem Geschäft; denn er hatte sich entschlossen, reich zu werden. Er übte die strengste Sparsamkeit. Er verrichtete jede Arbeit, mit der er Geld verdienen konnte. Er verschloß sein Herz vor den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Wunsch, reich zu werden, scheint seine Seele ganz beherrscht zu haben. Sein Leben war ein Leben voll unablässiger

Arbeit. Man erinnere sich, daß Girard daheim unglücklich war. Sein Wesen würde sanfter hingeflossen sein, wenn ihn das Glück mit einer guten Frau gesegnet hätte. Er verlebte zehn traurige Jahre mit ihr, und dann wurde sie wahnsinnig. Sie lag etwa zwanzig Jahre im Pennsylvania-Hospital und starb dort.

Es lag aber etwas mehr als Härte und Barschheit in Girard. Tief in ihm floß ein Strom menschlichen Gefühls. Als 1793 das gelbe Fieber in Philadelphia ausbrach, zeigte sich seine bessere Natur. Die Leute wurden zu Tausenden vom Tode ereilt. Es waren zur Wartung der Kranken im Hospitale keine Wärterinnen mehr zu finden. Man betrachtete die Pflege der Kranken als gewissen Tod.

„Reichthum bestach den Bedrücker hier nicht, noch bezaubert' ihn Schönheit,
Alle warf nieder mit gleichem Geschick die Geißel des Grimmen.
Nur die Armen, die ach! nicht Freund noch Diener besaßen,
Schlichen dahin, zu sterben im Armenhaus, wo ihr Heim war."

In dieser Zeit, wo Viele vom Fieber betroffen wurden, geschah es, daß Girard sein Geschäft liegen ließ und seine Dienste als Aufseher des Stadtkrankenhauses anbot. Er hatte dabei Peter Helm zum Gehülfen. Sofort zeigte sich Girard's Ge-

schäftsgewandtheit. Sein Organisationstalent war unermeßlich, und die Ergebnisse seiner Arbeit wurden bald bemerkt. Ordnung begann zu herrschen, wo vorher Alles in Verwirrung gewesen war. Wo Vergeudung gewesen, war jetzt Sparsamkeit. Wo Vernachlässigung gewesen war, sah man jetzt unablässige Aufmerksamkeit. Girard sah darauf, daß jeder Fall gehörig behandelt wurde. Er pflegte die von der ekelhaften Krankheit Befallenen selbst, wartete die Sterbenden und besorgte, daß den Todten die letzten Dienste der Menschenfreundlichkeit nicht fehlten. Zuletzt ließ die Pest nach und Girard und Helm kehrten zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück.

Die Visitatoren der Armenanstalten in Philadelphia schrieben die folgende Resolution in ihre Bücher: „Stephen Girard und Peter Helm, Mitglieder des Ausschusses, Mitleid fühlend mit dem traurigen Zustande, in welchen die Kranken der Wahrscheinlichkeit nach aus Mangel an geeigneten Personen zur Beaufsichtigung des Hospitals verfallen können, boten freiwillig ihre Dienste bei dieser wohlthätigen Beschäftigung an und riefen eine Ueberraschung und eine Befriedigung hervor, die sich besser vorstellen als ausdrücken läßt".

Die Ergebnisse des Fleißes und der haushälterischen Lebensweise Stephen Girard's kann man in Philadelphia in schönen Wohnhäusern Zeile auf Zeile, aber vor Allem in dem prachtvollen

Marmorbau des Girards-College sehen. Er hinterließ die größere Hälfte seines Vermögens zu öffentlichen Zwecken — hauptsächlich zur Begründung und Erhaltung einer öffentlichen Bibliothek und eines großen Waisenhauses. Es mag mit Rücksicht auf seine eigene verlassene Lage, als er als Waise unter Fremde und Ausländer hinausgestoßen war, geschehen sein, wenn er seinen Plan zu glänzender Versorgung armer, verlassner, vaterloser Kinder entwarf. Eins der Zimmer im College ist eigenthümlich ausgestattet. „Girard hatte verordnet, daß ein passender Raum für die Aufbewahrung seiner Bücher und Papiere ausgeschieden würde; aber aus übergroßer pietätvoller Sorgfalt oder aus Furcht vor den nächsten Verwandten wurden alle Effecten des einfachen, bescheidenen Mannes in dieses Gemach zusammengeschoben. Hier sind seine Kisten und Bücherregale, sein Wägelchen und seine Gamaschen, seine Bilder und sein Töpfergeschirr, und in einem Bücherschranke hängen in nachlässiger Anmuth seine Hosenträger — alte einfache gestrickte Hosenträger, die ihre Geschichte von seiner Einfachheit und Ungenirtheit erzählen."

Eins der schönsten Hospitäler Londons ist das von Thomas Guy, dem Buchhändler, gegründete. Es heißt, er sei ein Geizhals gewesen. Jedenfalls muß er ein sparsamer und Geld zurücklegender Mann gewesen sein. Keine Gründung wie die von Guy läßt sich ohne Sparsamkeit zu Stande

bringen. Menschen, die solche Dinge zu Stande bringen, müssen zum Besten Anderer Selbstverleugnung üben. Thomas Guy scheint schon frühzeitig sich mit wohlthätigen Plänen getragen zu haben. Er baute Armenhäuser in Tamworth für vierzehn arme Männer und Frauen und stattete sie mit Jahrgeldern für jeden Insassen aus, auch versah er sie mit einer Fürsorge, die seinem Beruf entsprach, mit einer Bibliothek. Er war selbst in Tamworth erzogen worden, wo er ohne Zweifel hungrige und heimathlose Personen, die nichts zu beißen hatten und unter der Wuth des Winters litten, gesehen hatte, und die Armenhäuser waren sein Beitrag zur Rettung derselben. Er war in dieser Zeit Buchhändler in London. Guy kam empor, nicht so sehr durch den Buchhandel als dadurch, daß er Südsee-Actien kaufte und verkaufte. Als die Blase platzte, besaß er nicht eine einzige Actie, aber er hatte einen Gewinn von mehreren hunderttausend Pfund gemacht. Diese Summe verwendete er hauptsächlich auf den Bau und die Ausstattung des Hospitals, welches seinen Namen trägt. Das Gebäude wurde noch vor seinem Tode, im Jahre 1724, unter Dach gebracht.

Schottische Wohlthäter hinterlassen ihre Ersparnisse vorzüglich zu dem Zweck der Gründung von Hospitälern zu Erziehungszwecken. So war hier zuerst das Heriots-Hospital, das in Edinburg von George Heriot, dem Goldschmied Jacob's I.,

zur Unterhaltung und Erziehung von hundertundachtzig Knaben gestiftet wurde. Da aber das Grundeigenthum des Hospitals sehr im Werthe gestiegen ist, indem die Neustadt Edinburgs größtentheils auf George Heriot's Land erbaut wurde, so ist die Wirksamkeit der wohlthätigen Stiftung sehr erweitert worden, und es werden jetzt von ihr nicht weniger als viertausend Knaben und Mädchen in verschiedenen Theilen der Stadt unentgeltlich erzogen. Ferner sind da George Watson's Hospital, John Watson's Hospital, das Waisenhaus, zwei Hospitäler für Jungfrauen, Cauven's Hospital, Donaldson's Hospital, Stewart's Hospital und das (neulich eröffnete) prächtige Fette's College — alle von schottischen Wohlthätern zum Zweck der gewöhnlichen Erziehung von Knaben und Mädchen und ebenso für deren höhere Ausbildung gestiftet. Edinburg kann sehr wohl die Stadt der Schenkungen zu Erziehungszwecken genannt werden. Es giebt dort ferner das Madras College zu St. Andrew, gegründet von dem verstorbenen Doctor der Theologie Andrew Bell, das Dollar-Institut, gestiftet von John Macrat, und die Dick'sche Stiftung zur Hebung der Lage und Stellung von Pfarrschulen und Schullehrern in den Grafschaften Aberdeen, Banff und Moray. Die Wirksamkeit dieses letztgenannten Vermächtnisses ist sehr heilsam gewesen. Es hat den Charakter der in den öffentlichen Schulen ertheilten

Erziehung gehoben, und die Folgen sind häufig in Cambridge bemerkt worden, wo junge Leute aus den nördlichen Grafschaften in allen Zweigen des Lernens hohe Ehren erworben haben.

Englische Wohlthäter sind neuerdings in derselben Richtung nachgefolgt. Das Owen's-College zu Manchester, die Brown'sche Bibliothek mit ihrem Museum zu Liverpool, das Witworth'sche Stipendium, durch welches dreißig Schülerstellen mit jährlich hundert Pfund jede zur Förderung des technischen Unterrichts gegründet wurden, und das wissenschaftliche College zu Birmingham, von Sir Josiah Mason zum Zweck der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts in „tüchtigen, ausgedehnten und praktischen wissenschaftlichen Kenntnissen" gestiftet, bildeten eine Reihe vortrefflicher Anstalten, denen, wie wir hoffen, viele ähnliche wohlthätige Stiftungen folgen werden. Man braucht nicht erst unter dem grünen Grase über seinem Grabe zu verwesen, bevor seine Mittel zu edlen Zwecken verwendet werden. Man kann seine wohlthätigen Stiftungen bei Lebzeiten schon machen und beim Beginn der Sache seine freigebigen Absichten ausführen helfen.

Unter den großen Wohlthätern Londons wird der Name Peabodys, des amerikanischen Bankiers, unvergessen bleiben. Es würde einen ganzen Band füllen, um seine Verdienste zu erörtern, obwohl wir ihn in einem Paragraphen abfertigen müssen.

Er war einer der Ersten, welche die heimathlose Lage der arbeitenden Classen in London bemerkten, jedenfalls einer der Ersten, die abzuhelfen suchten. Bei der Anlage von Eisenbahnen über und unter der Erde, bei der Eröffnung neuer und der Erweiterung alter Straßen, bei der Errichtung neuer öffentlicher Gebäude wurden die Wohnungen der Armen zerstört und ihre Insassen schwärmten aus, Niemand wußte wohin. Vielleicht drängten sie sich dichter zusammen und erzeugten Krankheit in mancherlei Gestalten. Gesellschaften und Vereine wurden gebildet, um dem Uebel bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen. Sir Sidney Waterlow war einer der Ersten, die an die Spitze der Sache traten, und Andere folgten ihm. Aber nicht eher konnte ein Schritt zur Bekämpfung des Uebels im großen und umfassenden Maßstabe gethan werden, als bis Herr Peabody den Armen Londons seine glänzende Schenkung hinterlassen hatte. Die Vollstrecker seiner Verfügungen haben in vielen Theilen der Metropole Reihen von Arbeiterwohnungen errichtet, was von Zeit zu Zeit auf andere Theile ausgedehnt werden soll. Diese Peabody'schen Wohnungen liefern ein Beispiel von Dem, was Arbeiterwohnungen sein sollten. Es sind saubere, zierliche und behagliche Heimstätten. Sie haben die Trunksucht gemindert, sie haben die Sittlichkeit gefördert. Herr Peabody beabsichtigte durch seine Schenkung „die Lage der Armen unmittelbar zu

verbessern und ihre Bequemlichkeiten zu vermehren", und er hoffte, daß die Ergebnisse „nicht nur von der jetzigen, sondern auch von den künftigen Generationen des Volkes von London gewürdigt werden würden". Nach Allem, was die mit der Ausführung seiner Absichten Betrauten gethan haben, ist klar, daß sie dabei treu und edel verfahren sind.

Alle diese Wohlthäter der Armen waren ursprünglich Leute von mäßigen Mitteln. Einige von ihnen waren eine Zeitlang arme Leute. Sir Joseph Witworth war Maschinenbauer bei Herrn Clement in Southwark, dem Erfinder der Hobelmaschine. Sir Josiah Mason war nach einander Gemüsehändler, Bäckergesell, Schuhmacher, Teppichweber, Juwelier, Stahlringmacher (hier verdiente er seine ersten tausend Pfund), Stahlfedernfabrikant, Kupferschmelzer und Fabrikant elektrisch versilberter Waaren, mit welchem letzten Gewerbe er sein Vermögen verdiente. Herr Peabody arbeitete sich stufenweise vom Handlungsgehülfen in Amerika zum Bankier in London empor. Ihre wohlthätigen Stiftungen sind das Ergebniß von Selbstverleugnung, Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit gewesen.

Die Wohlthätigkeit treibt Blüthen, die nicht immer zur Frucht reifen. Es ist ganz leicht, ein wohlthätiges Unternehmen zu projectiren, aber schwerer, es auszuführen. Der Verfasser sah sich einst bewogen, sich für den Vorschlag einer Her-

berge für Eisenbahnarbeiter zu interessiren; aber es wurde kalt Wasser auf das Project gegossen, und es schlug fehl. Die Arbeiter, welche die Eisenbahnen und Docks Englands hergestellt haben, sind eine hart arbeitende, aber ziemlich wenig sparende Menschenclasse. Es sind gutherzige Burschen, die sich aber zuweilen betrinken. Bei der Ausführung ihrer Operationen laufen sie oft große Gefahr. Sie werden oft so schwer durch Wunden und Brüche verletzt, daß sie für das ganze Leben arbeitsunfähig werden. Zum Beispiel bei Ausführung der Eisenbahn, die durch Manchester, Sheffield und Lincolnshire führt, kamen zweiundzwanzig Fälle doppelter Brüche, vierundsiebzig einfache Brüche und außerdem Verbrennungen durch Sprengungen, schwere Contusionen, Zerfleischungen und Verrenkungen vor. Ein Mann verlor bei einer Sprengung beide Augen, ein anderer brach bei einer solchen den Arm. Viele verloren ihre Finger, Füße, Beine und Arme, was sie zu weiteren Arbeiten unfähig machte. Indem einer der hervorragendsten Unternehmer die Gefahren kannte, welchen Eisenbahnarbeiter ausgesetzt sind, kam ihm der Gedanke, diesen verstümmelten Arbeitern während ihrer alten Tage zu helfen und es ihnen bequem zu machen. Der Gegenstand wurde dem Verfasser durch seinen Freund, den verewigten Herrn Eborall, mit folgenden Worten zur Kenntniß gebracht:

„Ich habe soeben einen großen Unternehmer, einen sehr reichen Mann, besucht, und er bittet um Ihre Unterstützung bei Errichtung einer Heimstätte für Eisenbahnarbeiter. Sie wissen, daß viele von den Unternehmern und Ingenieuren, die beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen sind, Leute sind, welche sich ein ungeheures Vermögen erworben haben, die Ersparnisse einiger von ihnen belaufen sich auf Millionen. Nun denn, mein Freund, der Unternehmer, fand vor nicht langer Zeit einen elenden, abgezehrten alten Mann in einem Graben an der Straße. Was, sagte er, sind Sie das? indem er den Mann im Graben bei seinem Namen nannte. — Jawohl, erwiderte der Mann, so ist es. — Was treiben Sie denn da? — Ich bin gekommen um hier zu sterben. Ich kann nicht mehr arbeiten. — Warum gehen Sie denn nicht ins Armenhaus? man wird Ihnen dort gewähren, was Sie brauchen. — Nein, das Armenhaus ist nichts für mich. Wenn ich sterben soll, so will ich in freier Luft sterben. — Der Unternehmer erkannte in dem Manne einen früheren Eisenbahnarbeiter. Er hatte für ihn und andere Unternehmer viele Jahre gearbeitet, und während er sich ein Vermögen erworben, war der Mann, der für sie gearbeitet, so tief heruntergekommen, daß er im Straßengraben sterbend gefunden wurde. Der Unternehmer war sehr gerührt. Er dachte an die zahlreichen anderen Eisenbahnarbeiter, die in

ähnlicher Weise Hülfe bedurften. Kurz darauf wurde er krank, und als er während seiner Krankheit sich überlegte, was er für die Eisenbahnarbeiter thun könnte, kam ihm der Gedanke, eine Herberge oder ein Hospital für die „Navvies“ zu gründen, und er hat mich ersucht, Sie um Ihren Beistand bei der Ermöglichung der Anstalt zu ersuchen“.

Das schien dem Verfasser ein bewunderns=würdiger Plan, und er willigte ein, dafür Alles zu thun, was er könne. Als aber die Personen, von denen am meisten zu erwarten stand, sie würden zu der Anstalt beitragen, darum angegangen wurden, so gossen sie mit einer einzigen Ausnahme solche Fluthen kaltes Wasser darauf, daß es Angesichts ihres Widerspruchs auf der Hand lag, daß die „Eisenbahnarbeiter=Heimstätte“ nicht zu gründen war. Natürlich gab es Entschuldigungen die schwere Menge. „Eisenbahnarbeiter wären die verschwenderischsten Arbeiter. Sie verjubelten Alles, was sie verdienten. Sie vergeudeten ihr Geld mit Bier, Whisky, Tanzmädchen und Champagner. Wenn sie im Straßengraben stürben, so wäre es ihre eigene Schuld. Sie hätten sich ein bequemes Leben schaffen können, wenn sie gewollt hätten. Warum sollten andere Leute für sie in ihren alten Tagen mehr sorgen als für irgend welche andere Arbeiterclasse? Da wäre das Armenhaus, möchten sie dahin gehen. Und so weiter. Es ist leicht, einen Stock zu finden, um einen kranken Hund

zu prügeln. Was den ursprünglichen Erfinder des Gedankens betrifft, so erlangte er seine Gesundheit wieder, vergaß, für die „Eisenbahnarbeiter-Heimstätte“ zu unterzeichnen, und der Plan fiel in den Brunnen.

„Der Teufel ward krank, da ward fromm er vor der Gefahr,
Der Teufel genas, ei Teufel, wie fromm er da war!“

Fünfzehntes Kapitel.

Gesunde Wohnungen.

„Die beste Sicherung der Gesittung ist die Wohnung.“ B. Disraeli.

„Sauberkeit ist die Eleganz des Armen.“
Englisches Sprichwort.

„Sanitas sanitatum et omnia sanitas.“
Julius Menochius.

„Mehr Diener warten jedem Menschen auf,
Als er zu merken pflegt; auf jedem Pfad
Tritt er zusammen, was ihm freundlich naht,
Wenn Krankheit bleich und abgezehrt ihn macht.“
George Herbert.

Gesundheit ist Reichthum, sagt man. In der That ist aller Reichthum werthlos ohne Gesundheit. Jeder Mensch, der von der Arbeit, sei es geistige oder körperliche, lebt, betrachtet die Gesundheit als das werthvollste aller Besitzthümer. Ohne sie würde das Leben ungenießbar sein. Das menschliche System ist so gestaltet, daß es Genuß zu einem der hauptsächlichsten Zwecke des physischen Lebens

macht. Die ganze Einrichtung, der ganze Bau, alle Functionen des menschlichen Systems sind diesem Zwecke schön angepaßt.

Alle Sinnenthätigkeit ist genußreich, die Thätigkeit des Sehens, des Hörens, Schmeckens, Fühlens, die Anstrengung der Muskeln. Was kann zum Beispiel angenehmer sein als das Gefühl vollkommener Gesundheit, welche die Gesammtsumme der gehörig verrichteten Lebensfunction ist? „Genuß", sagt Dr. Southwood Smith, „ist nicht nur das Ziel des Lebens, sondern er ist der einzige Zustand des Lebens, der sich mit einem hinausgeschobenen Ende des Daseins verträgt. Je glücklicher ein menschliches Wesen ist, desto länger lebt es, je mehr es leidet, desto eher stirbt es. Zum Genusse beitragen heißt das Leben verlängern, ihm Schmerz zufügen heißt dessen Dauer abkürzen."

Glück ist die Regel gesunden Daseins, Schmerz und Elend sind Ausnahmezustände. Auch ist Schmerz nicht durchweg ein Uebel, er ist vielmehr eine heilsame Warnung. Er sagt uns, daß wir eine Regel überschritten, ein Gesetz verletzt, einer physischen Verpflichtung nicht gehorcht haben. Er ist ein Mahner, der uns gebietet, unsern Lebenswandel zu bessern. Er sagt thatsächlich: Kehre zur Natur zurück, beobachte ihre Gesetze und du wirst wieder glücklich sein. So ist, so paradox es auch scheinen mag, der Schmerz eine der Bedingungen des physischen Wohlbefindens des Men-

schen, wie der Tod nach Dr. Thomas Brown eine der Bedingungen der Freude am Leben ist.

Damit man daher sich physischen Glückes erfreue, muß man den Naturgesetzen nachkommen. Um diese Gesetze zu entdecken und zu beobachten, ist der Mensch mit der Gabe der Vernunft beschenkt worden. Unterläßt er diese Gabe zu benutzen, vernachlässigt er es, dem Gesetze seines Wesens zu gehorchen, so sind Schmerz und Krankheit die nothwendige Folge.

Der Mensch verletzt die Gesetze der Natur an seiner eigenen Person, und er leidet infolge dessen. Er ist träge und überfüttert sich, er wird durch Gicht, Unverdaulichkeit gestraft. Er trinkt zu viel und wird aufgedunsen, zitterig und schwach, sein Appetit schwindet, seine Kraft nimmt ab, seine Körperverfassung verwittert, und er wird ein Opfer der zahlreichen Krankheiten, welche den Schritten des Trunkenboldes folgen.

Die Gesellschaft leidet in derselben Weise. Sie läßt Gegenden unentwässert und Straßen ungereinigt. Massen der Bevölkerung dürfen in ungesunden Höhlen zusammengepfercht wohnen, halb vergiftet von der mephitischen Luft der Nachbarschaft. Dann bricht ein Fieber oder die Cholera oder sonst eine Seuche aus. Die Krankheit breitet sich von den elenden Wohnungen der Armen nach den behaglichen Häusern der Reichen aus und trägt Tod und Verwüstung dahin. Das Elend und Leiden

ist in solchen Fällen ein freiwillig übernommenes; denn die zur Abwendung derselben nothwendige Kenntniß liegt im Bereiche Aller.

Wo irgend eine Anzahl von Menschen zusammenleben, wird die Atmosphäre vergiftet, wofern nicht für Mittel zu ihrer steten Veränderung und Erneuerung gesorgt wird. Wenn nicht hinreichende Lüftung vorhanden ist, wird die Luft mit Kohlensäure geschwängert, die hauptsächlich das Erzeugniß des Athmens ist. Alles, was der Körper ausdünstet, wird Gift für den Körper, wenn es ihm durch die Lungen wieder zugeführt wird. Daher die unermeßliche Wichtigkeit reiner Luft. Mangelhafte Ernährung kann beträchtlich weniger schädlich sein als Mangel an reiner Luft. Jeder Mensch, der über vierzehn Jahre alt ist, bedarf etwa sechshundert Kubikfuß geschlossenen Raumes, um während vierundzwanzig Stunden darin zu athmen*).

*) Wo sechshundert Kubikfuß Raum gestattet sind, muß die Luft durch Ventilation fünf Mal in der Stunde erneuert werden, damit sie rein bleibt. Der beste Betrag an Raum, der einem gesunden Erwachsenen zu gewähren ist, sind etwa achthundert Kubikfuß. Die Luft, welche ein- und ausgeathmet wird, wird so rasch unrein, daß ein steter Zufluß von frischer Luft stattfinden muß, wenn die Luft des geschlossenen Raumes zum Athmen tauglich sein soll. Das Folgende zeigt, wie in der Wirklichkeit der Raum auf den Kopf vertheilt ist:

Arbeiterzimmer	200 Kubikf.
Hauptstädtische Logirhäuser	240 „

Wenn er in einem Raume von geringeren Dimensionen schläft, wird er mehr oder minder leiden und sich allmählich dem Zustande des Erlöschens nähern.

Man setze eine Maus unter eine Glasglocke, und sie wird durch Wiedereinathmen ihres eigenen Athems allmählich sterben. Schließe man einen Menschen in einen abgeschlossenen Raum ein, und er wird auf dieselbe Weise sterben. Die englischen Soldaten starben in der schwarzen Höhle bei Calcutta, weil es ihnen an reiner Luft fehlte. So stirbt etwa die Hälfte der in Fabrikstädten geborenen Kinder, bevor sie fünf Jahre alt werden, weil es ihnen an reiner Luft mangelt. Humboldt erzählt von einem Matrosen, der in dem engen Raume eines Schiffs am Fieber hinstarb. Seine Kameraden brachten ihn aus dem Logis heraus, damit er in der freien Luft sterbe. Statt zu sterben, lebte er wieder auf und wurde schließlich wieder gesund. Er wurde von der freien Luft geheilt.

Die gewöhnlichste Folge des Einathmens unreiner Luft ist unter Erwachsenen Fieber. Die schwerste städtische Steuer, sagte Dr. Southwood Smith, ist die Fiebersteuer. Man nimmt an, daß in Liver-

---

Schlafstuben nach den Bestimmungen der Armengesetze	300 Kubikf.
Kasernen-Reglement	600 „
Die besten Hospitäler	1500 bis 2000 „

pool jährlich ungefähr siebentausend Personen vom Fieber befallen werden, von denen etwa fünfhundert sterben. Das Fieber befällt gewöhnlich Personen zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre oder solche, welche meist kleine in Betreff ihres Unterhalts von ihnen abhängende Familien haben. Daher legen Todesfälle durch Fieber, indem sie Wittwen und Waisen schaffen, den Bewohnern aller großen Fabrikstädte eine sehr schwere Steuer auf. Dr. Playfair ist nach sorgfältiger Erwägung der Frage der Meinung, daß der gesammte pecuniäre Verlust, welcher der Grafschaft Lancashire durch verhütbare Krankheiten und Todesfälle erwächst, sich jährlich auf nicht weniger als sieben Millionen Pfund Sterling beläuft. Aber das ist nur der physische und pecuniäre Verlust. Der moralische Verlust ist unendlich viel größer.

Wohin sind jetzt die „glücklichen bescheidenen Jünglinge" und die „sanften Schäfer" der alten englischen Dichter gerathen? In der gegenwärtigen Zeit sind sie nirgends zu finden. Strephon und Phyllis sind heutzutage ein sehr bescheidenes Paar, das in einer mit Lehm gedeckten Hütte wohnt und eine Familie mit zwölf oder fünfzehn Schillingen die Woche ernährt. Strephon ist weit davon entfernt, seine Zeit mit Sitzen an einem murmelnden Bache und Spielen von „Ringelliedlein" auf einer Pfeife zu verbringen — der arme Bursch! — er kann kaum eine Pfeife rauchen, so

lang sind seine Arbeitsstunden, und so gering ist sein Lohn. Was Daphnis betrifft, so ist er ein Pinsel, der weder lesen noch schreiben kann, und Chloe ist nicht besser.

Phineas Fletcher sang Folgendes von des „Schäfers Daheim“:

„O, dreimal glücklich ist des Schäfers Stand!
Unsichres Glück bei Hof und um den Thron!
Sein Hüttchen klein, sein niedrig Thor verbannt
Fortunens Stolz, ihr Schmeicheln, ihren Hohn.
Den ganzen Tag er singt, nie schreckt den Braven
Furcht vor Verrath empor aus sanftem Schlafen,
Er selbst ohn' Arg und Schuld, gleich seinen frommen Schafen.

Nie braucht vor Trug im Leben ihm zu bangen,
Voll tausend Wonnen ist es, reich an Gut,
Glattblättrig Buchen ihn im Feld empfangen'
Mit kühlstem Schatten in des Mittags Gluth.
Nicht schwankt sein Leben auf empörten See'n,
Noch sieht er es in träger Rast vergehn,
Froh und gesegnet ist's, kann er vor Gott bestehn.“

Wohin, o! wohin ist dieser sanfte Schäfer gegangen? Haben die Spinnmaschinen ihn verschlungen? Ach wehe! wie Frau Harris bemerkte, „es giebt keine solche Person nicht“. Existirte er überhaupt einmal? Wir hegen starken Verdacht, daß dies nie der Fall war, ausgenommen in der Phantasie der Dichter.

Vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und sanitarischen Reformen war das Schäferleben der Arkadier eine schöne Mythe. Die Blaubuchs=Men=

schen haben es für immer verfliegen lassen. Die landwirthschaftlichen Arbeiter haben keine anständigen Häuser, um darin zu wohnen — nur erbärmliche Hütten. Sie haben nur wenige Vorrichtungen für ein reinliches und anständiges Leben. Zwei Stuben zum Schlafen und Wohnen sind Alles, was die größten Familien aufzuweisen haben. Bisweilen haben sie nur eine einzige. Die Wohnstube enthält außer der Familie die Geschirre zum Kochen, die Gefäße zum Waschen, landwirthschaftliche Werkzeuge und schmutzige Wäsche. In dem Schlafgemache mischen sich Eltern und Kinder, Knaben und Mädchen ohne Unterschied durcheinander, und häufig schläft noch ein Miether in demselben einzigen Zimmer, welches gewöhnlich kein Fenster hat; die Oeffnungen in dem halb mit Stroh gedeckten Dache geben Licht und setzen die Familie allen Launen des Wetters aus. Der Hausherr, der daheim kein Behagen findet, sucht es im Bierhause. Die Kinder wachsen ohne Anstand und Rücksicht auf sich selbst auf. Was die stumpfsinnigen Weiber und Töchter betrifft, so ist ihr Loos sehr elend.

Es geschieht nicht oft, daß Dorfangelegenheiten zum Gegenstande der Erörterung in Zeitungen gemacht werden; denn die Macht der Presse hat bis jetzt entlegene Gegenden auf dem Lande draußen noch nicht erreicht. Aber allerdings hören wir gelegentlich, daß ganze Dörfer niedergerissen und ge-

schleift worden sind, „um zu verhüten, daß sie Nester von Bettlergezücht werden". Ein Mitglied des Parlaments nahm keinen Anstand, vor einem Parlamentscomité zu gestehen, daß er „zwischen sechsundzwanzig und dreißig Hütten niedergerissen habe, die, wenn man sie hätte stehen lassen, von jung verheiratheten Paaren bewohnt worden wären". Und was wird aus den aus ihrem Besitz Vertriebenen? Sie drängen sich in die stehen gebliebenen Hütten zusammen, wenn ihre Grundherren es erlauben oder sie drängen sich in die Armenhäuser, oder noch gewöhnlicher drängen sie sich in die Städte, wo sie wenigstens einige Hoffnung haben, Beschäftigung für sich und ihre Kinder zu finden.

Unsere Fabrikstädte sind durchaus nicht, was sie sein sollten, nicht genügend rein, gesund oder wohlgeregelt. Aber die ländlichen Arbeiter betrachten selbst das Elend der Städte als ein dem schlimmeren Elende der ländlichen Bezirke vorzuziehendes, und Jahr auf Jahr drängen sie sich Wohnung und Arbeit suchend in die Sitze der Fabrikindustrie. Das spricht ganze Bände über den wirklichen Zustand unserer „gerühmten Landbevölkerung, des Stolzes ihres Landes".

Der geistige Zustand der ländlichen Arbeiter scheint auf gleicher Höhe mit ihrem physischen zu stehen. Die in den westlichen Grafschaften sind so wenig civilisirt, wie die armen Leute in der Ost-

hälfte Londons. Ein Bericht des Diöcesanrathes der Grafschaft Hereford behauptet, daß „in unseren Pfarrsprengeln noch sehr viel vom Aberglauben der vergangenen Jahrhunderte lebt. Die Beobachtung von Glücks- und Unglückstagen und glücklichen und unglücklichen Zeiten ist keineswegs etwas Ungewöhnliches. Die Phasen des Mondes werden mit großer Rücksicht betrachtet — in der einen muß man Medicin einnehmen, in der andern ist es rathsam, kein Schwein zu schlachten — über den Thüren vieler Häuser sieht man Zweige kreuzweise angebracht, die ihre kreuzförmige Stellung nie verändern dürfen, und an vielen Stallthüren bewahrt das Hufeisen seine althergebrachte Stelle. Fest glaubt man an Zaubermittel. Ein Ring, aus einem beim heiligen Abendmahl geopferten Schilling gemacht, ist ein unzweifelhaftes Heilmittel gegen Krampfanfälle; Haare, einem Esel aus der Schulter gezupft und in eine Kette verwebt, die man Kindern um den Hals hängt, wirken mächtig zu demselben Zwecke, und die Hand eines Leichnams, auf den Hals gelegt, vertreibt, wie man glaubt, den Kropf. Das „böse Auge“, so lange gefürchtet in Ländern ohne Bildung, wird unter uns ebenfalls gefürchtet, und wenn Jemand, der einen schlechten Lebenswandel führt, plötzlich abberufen wird, so giebt's gewöhnlich Leute, die ihn „Anzeichen“ geben oder seinen Geist spuken sehen. Außerdem existirt die Sitte, den Bienenstöcken An-

zeige von vorgekommenen Sterbefällen zu machen, da man glaubt, daß sie jedes Mal ihre Besitzer verlassen, wenn ihnen die Kunde vorenthalten wird".

Sydney Smith hat mit mehr Wahrheit als Eleganz gesagt, daß in der Kindheit der Völker, und zwar selbst der gesittetsten, die Menschen das Leben von Schweinen geführt, und wenn Berichterstatter über gesundheitliche Angelegenheiten damals wie jetzt existirt hätten, so würden wir zweifelsohne eine Schilderung vom wirklichen Leben und der wirklichen häuslichen Einrichtung der altenglischen „Jünglinge" und „Schäfer" erhalten haben, die sehr verschieden von der sein würde, die uns Phineas Fletcher gegeben hat. Selbst die Handwerker unserer Tage wohnen bequemer als der große Landadel der sächsischen und normännischen Zeiten, und wenn man der Wahrheit beikommen könnte, würde sichs finden, daß, so schlecht auch die Zustände unserer landwirthschaftlichen Arbeiter sind, die Lage ihrer Vorväter keine bessere war.

Das Erste, was zur Hebung des Menschen über das Leben eines Thieres zu geschehen hat, ist, daß man ihn mit einer gesunden Wohnung versieht. Der häusliche Herd ist zuletzt doch die beste Schule für die Welt. Die Kinder wachsen dort zu Männern und Frauen auf, sie nehmen dort ihre besten und ihre schlechtesten Sitten an, und ihre

Sittlichkeit und ihr Verstand werden dort in großem Maße gut oder schlecht ausgebildet. Die Menschen können nur durch die Einrichtung des häuslichen Herdes wirklich und wahrhaftig zu Menschen und Christen erzogen werden. In der guten Häuslichkeit giebt es ein reines und sittliches Leben, in der schlechten individuelle Befleckung und sittlichen Tod.

Der Schullehrer hat mit der Bildung des Charakters von Kindern sehr wenig zu schaffen. Dieser wird vielmehr daheim durch Vater und Mutter, durch Brüder, Schwestern und Kameraden gebildet. Es hat nichts zu sagen, wie vollständig in Schulen die Erziehung vorgenommen wird. Sie kann den ganzen Kreis des Wissens einschließen, und doch wird all dies Lernen für den Schüler, wenn er täglich in ein Vaterhaus zurückzukehren genöthigt ist, wo Unanständigkeit, Laster und Elend herrschen, von vergleichsweise geringem Werthe sein. Der Charakter und die Gemüthsart sind das Ergebniß häuslicher Zucht, und wenn dieselben durch schlechte physische und moralische Zustände verschlechtert und verwüstet werden, so kann sich die in der Schule erworbene Geistesbildung eher als ein Werkzeug zum Bösen als zum Guten erweisen.

Die Heimstätte sollte nicht blos als ein Ort zum Essen und Schlafen betrachtet werden, sondern als ein Ort, wo man sich Selbstachtung bewahren, Behagen verschaffen und häusliche Freuden ge-

nießen kann. Drei Viertheile der kleinen Laster, welche die Gesellschaft erniedrigen und zu Verbrechen anschwellen, die sie erniedrigen, würden vor dem Einflusse der Selbstachtung zurückweichen. Um aber ein Ort des Glückes zu sein und wohlthätige Einflüsse auf seine Mitglieder — vorzüglich auf die in ihm aufwachsenden Kinder — zu üben, muß der häusliche Herd vom Geiste der Reinlichkeit, des Behagens, der Liebe und der Intelligenz durchdrungen sein. Und um dies zu schaffen, ist die Gegenwart einer wohldenkenden, fleißigen und guterzogenen Frau unumgänglich. Von der Frau hängt so viel ab, daß wir das Glück oder Unglück einer Häuslichkeit beinahe das Werk der Frauen nennen möchten. Keine Nation kann anders Fortschritte machen als durch die Verbesserung ihrer häuslichen Zustände, und diese wieder können nur mit Hülfe der Frauen verbessert werden. Sie müssen *wissen*, wie man das Haus behaglich macht, und bevor sie das wissen, muß man es ihnen gelehrt haben.

Die Frauen müssen daher genügend ausgebildet werden, wenn sie geeignet sein sollen zu ihren Pflichten im wirklichen Leben. Ihre Erziehung sollte durchaus im Hinblick auf ihre zukünftige Stellung als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen geleitet werden. Aber unter allen Classen, selbst den höchsten, wird die Mädchenerziehung selten auf diesen Zweck hin gerichtet. Unter dem arbei=

tenden Volke werden die Mädchen auf die Arbeit geschickt, unter den höheren Classen werden sie ausgeschickt, um sich einige glänzende Fertigkeiten anzueignen, und den Männern bleibt es überlassen, sich aus ihnen, oft mit sehr wenig Verstand und Urtheil, die zukünftigen Gattinnen und Mütter herauszulesen.

Die Männer selbst legen wenig oder gar kein Gewicht auf die geistige Gewecktheit und das Geschick der Frauen, und 'sie entdecken den Werth dieser Eigenschaften erst, wenn sie ihre Häuslichkeit stumpf und fade finden. Die Männer werden gewonnen durch den Blick eines hellen Auges, durch ein Paar kirschrothe Wangen, durch einen hübschen Wuchs, und wenn sie sich, wie man sagt, bis über die Ohren verliebt haben, denken sie niemals daran, ob die „Geliebte" ein Hemde flicken oder einen Pudding kochen kann. Und doch müssen auch die empfindsamsten Gatten, sobald der Knoten geknüpft ist, von ihrer „Ekstase" zurückkommen, und dann findet ein Solcher bald genug, daß die geschickten Hände einer Frau viel mehr werth sind, als ihre hellen Blicke, und wenn die Hemden- und Pudding-Qualificationen fehlen, dann Wehe dem unglücklichen Manne, und Wehe auch der unglücklichen Frau! Wenn der Häuslichkeit das gediegene Element des physischen Behagens mangelt, so wird sie bald verhaßt, die Frau wird trotz all ihres guten Aussehens vernachlässigt, und das Wirths-

haus scheidet Die, welche Gesetz und Kirche zusammengeschmiedet haben.

Die Männer sind wirklich verzweifelt unwissend in Betreff des Ministeriums des Innern im Hause. Wenn sie einen Augenblick an seine Bedeutung dächten, so würden sie nicht so bereit sein, vorzeitig einen Hausstand zu begründen. Unwissende Männer wählen sich unwissende Mädchen zu Weibern, und diese setzen Familien in die Welt, die sie als vernünftige oder häusliche Wesen zu erziehen völlig unfähig sind. Die Häuslichkeit ist dann keine Häuslichkeit, sondern ein bloßes Logis, und sehr oft ein recht unbehagliches.

Wir sprechen nicht blos von den ärmsten Tagelöhnern, sondern von den am besten bezahlten Arbeitern in den großen Fabrikstädten. Männer verdienen hier wöchentlich zwischen zwei und drei Pfund — oder mehr als der durchschnittliche Gehalt von Landgeistlichen und Bankcommis beträgt — und doch murren sie, obwohl sie beträchtliche Beträge mit Biertrinken verthun, oft über einen so kleinen Theil ihres Einkommens, wie eine Krone wöchentlich ist, wenn derselbe auf Beschaffung einer anständigen Häuslichkeit für sie und ihre Kinder verwendet werden soll. Was ist die Folge? Sie selbst und ihre Familie sinken herab. Sie drängen sich in widerlichen Gegenden in Wohnungen zusammen, die keine Spur von Gesundheit und Anstand zeigen, und für die selbst die geringe Miethe, die sie

zahlen, im Vergleich mit der Bequemlichkeit, die sie dafür haben, eine übermäßige ist. Die Folgen sind unausbleiblich Verlust der Selbstachtung, Erniedrigung der Intelligenz, Ruin der physischen Gesundheit und frühzeitiger Tod. Selbst der geistvollste Philosoph würde, in solche Lage gebracht, allmählich zur Thierheit herabsinken.

Aber der auf diese Weise gesparte oder vielmehr nicht ausgegebene Betrag an Hausmiethe ist nicht Ersparniß, sondern leichtsinnige Verschwendung. Die durch die schlechte Wohnung hervorgerufene Krankheit schließt häufige Unterbrechung der Arbeit ein und zapft die Sparcasseneinlagen oder die Gelder der Gesellschaft zu gegenseitiger Unterstützung ab, und die Folge ist ein rasches Herabsinken zum Almosenempfänger. Obwohl der Verlust der mittleren und oberen Classen groß ist, so ist er doch nicht einen Augenblick mit dem zu vergleichen, der auf die arbeitenden Classen selbst fällt, indem sie unterlassen, für gesunde und bequeme Wohnungen für ihre Familie zu sorgen. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Hälfte des von den Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung in großen Städten verausgabten Geldes als pecuniärer Verlust angenommen werden kann, welcher aus schlechten und ungesunden Wohnungen erwächst.

Aber es giebt eine noch schlimmere Folge. Der niedrige Grad physischer Gesundheit, der dadurch

hervorgerufen wird, ist eine der Hauptursachen der Trunksucht. Dr. Chadwick machte einmal einem anscheinend verständigen Arbeiter Vorstellungen darüber, daß er sein halbes Einkommen für Whisky ausgebe. Seine Antwort war: „Kommen Sie einmal und wohnen Sie hier, mein Herr, und Sie werden ebenfalls Whisky trinken“. Herr Lee sagt: „Ich möchte nicht, daß man annähme, die Gewohnheit sich zu betrinken sei gänzlich auf einen mangelhaften Gesundheitszustand zurückzuführen; aber Niemand kann die Erfahrung, die ich gehabt, haben, ohne zu dem Schlusse zu kommen, daß ungesunde und unglückliche Häuslichkeiten — Verlust von vitaler und industrieller Thatkraft und das Bewußtsein der Unfähigkeit äußere Umstände zu beherrschen — Tausende bestimmen, kläglicher Niedergeschlagenheit in der vorübergehenden Aufregung durch schändliche Droguen und berauschende Getränke zu entgehen. Sie sind wie die Seeleute, welche eine Weile gegen die sie umgebenden Uebel kämpfen, aber zuletzt, indem sie keine Hülfe sehen, sich mit Trinken abstumpfen und untergehen“.

Man kann nun zur Entschuldigung sagen, daß die Arbeiter nothgedrungen solche Häuser, die zu haben sind, bewohnen und die dafür geforderte Miethe bezahlen müssen, obwohl sie schlecht und ungesund sind. Aber es giebt etwas, was Angebot und Nachfrage heißt, und die jetzt angebotenen Wohnungen sind wirklich die, nach denen Nach-

frage herrscht, weil sie wohlfeil vermiethet werden. Wollten die arbeitenden Classen ungesunde Districte und niedrig im Preise stehende Wohnungen vermeiden und nur solche Gelasse miethen, die geeignet wären, die Erfordernisse einer gesunden und saubern Häuslichkeit zu befriedigen, so würden die Besitzer von Grundeigenthum gezwungen sein, den Charakter ihrer Häuser zu verbessern und sie zu dem verlangten Maße von Behagen und Bequemlichkeit zu erheben. Das wahre Heilmittel muß bei den arbeitenden Classen selbst liegen. Mögen sie den Entschluß fassen, das Maß ihres Aufwandes für Miethe zu erhöhen, und die Reform ist in großem Maße erreicht.

Wir haben bereits gezeigt, wie Arbeitgeber viel zur bessern Unterbringung ihrer Arbeiter gethan haben — wie die Wohlthäter der Armen, zum Beispiel Herr Peabody und Lady Burdett Coutts, den Bau von gesunden Familienwohnungen gefördert haben. Und doch hängt das Ergebniß von dem individuellen Handeln der arbeitenden Classen selbst ab. Wenn sie die Wahl haben, entweder in einem Hause, das in einer gesunden Oertlichkeit liegt, oder in einem Hause, das in einer ungesunden Oertlichkeit liegt, zu wohnen, so sollten sie das erstere wählen. Aber sehr oft thun sie das nicht. Es ist vielleicht ein Unterschied von einem Sixpence wöchentlich in der Miethe, und da sie die Vortheile der Gesundheit nicht kennen, so nehmen

sie die ungesunde Wohnung, weil sie die wohlfeilste ist. Aber das Geld, welches kränkliche Leute für Arzenei, Doctorrechnungen und Verlust an Lohn zu zahlen haben, übersteigt den durch wohlfeile Miethe ersparten Betrag bei Weitem — ganz zu geschweigen des Verlustes an Bequemlichkeit, des Mangels an Reinlichkeit und der gedrückten Stimmung, die unausbleiblich ist, wo man faule Luft einathmet.

Eine gesunde Wohnung zu bauen kostet wenig mehr als der Bau einer ungesunden. Was auf Seiten des Erbauers nöthig ist, besteht in der Kenntniß der gesundheitlichen Bedingungen und in der Bereitwilligkeit, für die gehörigen Bequemlichkeiten zu sorgen. Die Grundfläche, die das Haus bedeckt, ist in beiden Fällen dieselbe, die Quantität von Ziegeln und Mörtel braucht nicht größer zu sein, und reine Luft hat denselben Preis wie verdorbene. Das Sonnenlicht kostet nichts.

Eine gesunde Wohnung, der eine sparsame, reinliche Frau vorsteht, kann der Sitz des Behagens, der Tugend und des Glückes sein. Es kann der Schauplatz jeder veredelnden Beziehung im Familienleben sein. Es kann einem Mann durch viele beseligende Erinnerungen, durch die liebevollen Stimmen seiner Frau, seiner Kinder und seiner Nachbarn theuer werden. Ein solches Heim wird nicht als ein bloßes Nest gemeinen Instincts, sondern als eine Zuchtstätte für junge Unsterbliche,

als ein Heiligthum des Herzens, ein Zufluchtsort bei Stürmen, ein holder Ruheplatz nach der Arbeit, ein Trost in Kümmerniß, ein Stolz bei Erfolgen und eine Freude in allen Zeiten betrachtet werden.

Viel ist geschehen zur Verbreitung der Lehren der sanitären Wissenschaft. Kein Geheimniß verknüpft sich mit ihr, sonst würden wir Professoren, die sie in Collegien lesen, und Doctoren haben, die sie unter dem Volke ausübten. Erst in den letzten Jahren geschah es, daß sie nominelle Anerkennung gefunden hat, und wir danken es nicht der medicinischen Facultät, sondern einem Rechtsanwalt, daß sie allgemeine Anerkennung gefunden hat und in vielen wichtigen Parlamentsbeschlüssen verkörpert worden ist.

Edwin Chadwick ist noch nicht die gehörige Gerechtigkeit von seinen Zeitgenossen widerfahren. Obwohl er einer der unermüdlichsten und erfolgreichsten Arbeiter unseres Zeitalters gewesen ist und die Gesetzgebung seiner Zeit stark beeinflußt hat, ist er vielleicht weniger bekannt als mancher parlamentarische Schwätzer vierten Ranges.

Herr Chadwick gehört einer Familie in Lancashire an und wurde in der Nähe von Manchester geboren. Er empfing seine Erziehung hauptsächlich in London. Nachdem er die Rechtsgelehrsamkeit zu seinem Berufe gewählt, wurde er in seinem sechsundzwanzigsten Jahre als Student beim Inner Temple eingeschrieben. Hier arbeitete er sich bis

zum Gerichtsadvocaten hinauf, indem er sich inzwischen sein Brot als Berichterstatter und Leitartikelschreiber für die Presse verdiente. Er war durchaus kein Mann von außergewöhnlicher Gelehrsamkeit. Aber er war ein scharfblickender und ausdauernder Mann. Er war berühmt, bei Verfolgung eines Zweckes jedweden Betrag von Arbeit auf sich zu nehmen, gleichviel, wie fern die Erreichung desselben auf den ersten Blick zu liegen schien.

In einer frühen Periode seiner Laufbahn schon erfüllte Edwin Chadwick ein Gedanke. Es ist etwas Großes, von einem Gedanken durch und durch ergriffen zu sein, vorausgesetzt, daß sein Ziel und Zweck wohlthätig sind. Es giebt dem ganzen Leben eines Menschen Farbe und Ton. Der Gedanke war kein neuer; da er aber von einem eifrigen, thatkräftigen und fleißig arbeitenden Manne in die Hand genommen wurde, war einige Hoffnung vorhanden, er werde seine Idee im thatsächlichen Leben der Menschheit praktisch auswirken.

Wir müssen jetzt in der Kürze angeben, wie er sich den Weg zu deren praktischer Verwirklichung bahnte. Es scheint, daß Herr Morgan, der Regierungs-Actuar, vor einem Parlaments-Ausschusse geäußert hatte, daß, obwohl die Verhältnisse der Mittelclassen sich gebessert, ihre „Aussichten auf Leben" sich nicht verlängert hätten. Da dies der Idee unseres Studenten diametral

entgegengesetzt war, so versuchte er das Trügerische in der Ansicht des Actuars nachzuweisen. Er las zahlreiche statistische Documente, Blaubücher, Lebenstabellen und Bevölkerungstabellen durch und zog sie aus. Er bohrte sich seinen Weg durch den gewaltigen Haufen von Material und brachte zum Zwecke der Beleuchtung und Belegung seiner Idee und der Erklärung seines meisterhaften Gedankens einen Berg von Thatsachen aus den unerwartetsten Richtungen zusammen.

Das Ergebniß wurde im Aprilheft des Westminster Review veröffentlicht. Herr Chadwick that mit einer ungeheuren Aneinanderreihung von Thatsachen und Beweisen dar, daß die Umstände, welche menschliche Wesen umgeben, einen Einfluß auf deren Gesundheit haben müssen, daß die Gesundheit sich mit der Besserung dieser Umstände bessern müsse, daß viele von den Krankheiten und den dem menschlichen Leben ungünstigen Umständen vom Menschen abhängig sind und von ihm beseitigt werden können, daß der Betrieb der Impfung, die Abnahme des starken Trinkens unter den mittleren und oberen Classen, die Zunahme der Reinlichkeit, die Verbesserungen in der medicinischen Wissenschaft und der bessere Bau von Häusern und Straßen nach aller ärztlichen und volksthümlichen Erfahrung a priori zur Verlängerung des Lebens beigetragen haben müssen, und diese Sätze bewies er durch Anführung von Thatsachen

aus zahlreichen authentischen Quellen. Kurz, Herr Morgan hatte Unrecht. Die „Aussichten auf Leben" haben sich, wie jetzt allgemein zugestanden wird, gebessert und bessern sich unter den höheren Classen in rascher Folge noch immer, aber es wurde niemals gründlich dargethan, bis Edwin Chadwick die Erörterung der Frage unternahm.

Ein zweiter Aufsatz, den Herr Chadwick 1829 im London Review über „Präventiv-Polizei" veröffentlichte, wurde von dem damals in seinem zweiundachtzigsten Jahre stehenden Jeremy Bentham mit so viel Bewunderung gelesen, daß derselbe mit dem Verfasser bekannt zu werden wünschte. Die Folge war, daß sich eine Freundschaft entspann, die ohne Unterbrechung bis zum Tode des Philosophen im Jahre 1832 währte. Bentham wünschte die ganze Zeit seines jungen Freundes in Anspruch zu nehmen: er sollte ihm bei der Vorbereitung seines Verwaltungs-Codex beistehen, und er bot ihm an, er wollte ihn in unabhängige Verhältnisse versetzen, wenn er sich ausschließlich der Förderung seiner Absichten widmen wolle. Das Anerbieten wurde indeß abgelehnt.

Herr Chadwick vollendete sein Studium der Rechte und wurde im November 1830 Advocat. Er bereitete sich gerade auf die Praxis als Sachwalter bei Prozessen des bürgerlichen Rechts vor und lieferte noch gelegentlich Beiträge in das Westminster Review, als er in Verbindung mit

Dr. Southwood Smith und Herrn Tooke zum Commissär zur Untersuchung der Frage der Fabrikarbeit ernannt wurde, welche Lord Ashley und Herr Saddler zu dieser Zeit der öffentlichen Aufmerksamkeit dringend empfahlen. Der sanitäre Gedanke fand wieder Gelegenheit zum Ausdruck zu kommen in dem Berichte der Commission, der sich auf „mangelhafte Entwässerung, Lüftung und Wasserversorgung" und Aehnliches bezog und dieselben als Ursachen von Krankheiten darstellte, die im Verein mit übermäßiger Arbeit auf Herabdrückung der Gesundheit und Verkürzung des Lebens der Fabrikbevölkerung hinwirkten.

In demselben Jahre (1832) wurde durch Lord Grey's Regierung eine wichtige Commission zur Untersuchung der Wirksamkeit der Armengesetzgebung in England und Wales niedergesetzt. Herr Chadwick wurde zum Hülfscommissär zu dem Zwecke, Beweise für den Gegenstand zu sammeln, ernannt, und es wurden ihm die Bezirke London und Berkshire zugetheilt. Sein im folgenden Jahre veröffentlichter Bericht war ein Muster von dem, was ein Bericht sein sollte. Er war voll Belehrung, bewunderungswürdig classificirt und geordnet und infolge der ans Licht gebrachten Thatsachen und der Sorgfalt, mit welcher der Wortlaut der Zeugenaussagen wiedergegeben war, so saftig, daß der Bericht selbst vom eingefleischtesten Feinde der Blaubücher gelesen werden kann.

Herr Chadwick zeigte so gründlich, daß er Herr seines Gegenstandes war, daß er bald nach Veröffentlichung des Berichtes von dem Posten eines Hülfscommissärs zum ersten Commissär aufrückte, und er theilte reichlich mit Herrn Senior die Arbeiten und Ehren des Commissionsberichts, der dem Unterhause im Jahre 1834 vorgelegt wurde, und ebenso hatte er seinen reichlichen Antheil an dem berühmten Beschluß zur Verbesserung des Armengesetzes, der in demselben Jahre durchging, und in welchem die Anträge der Commissionsmitglieder im Wesentlichen angenommen und formulirt wurden.

Man kann jetzt ohne Furcht vor Widerspruch zu sagen wagen, daß jenes Gesetz eines der werthvollsten war, die in neueren Zeiten in das Buch der Verordnungen aufgenommen worden sind. Und doch erwies sich kein Gesetz so unbeliebt, als dieses Jahre nachdem es in Kraft getreten war. Aber Herr Chadwick hörte nie auf, vollständigen Glauben an die Gesundheit der Grundsätze zu haben, auf die es basirt war, und er war unergründlich in seiner Vertheidigung und Durchführung. Es ist richtig bemerkt worden, daß „populär zu werden leicht ist, daß aber dazu, Gerechtigkeit zu üben, wo sie unpopulär ist — ein Mann gehört". Und Edwin Chadwick ist der Mann, dem es nie an dem Muthe gefehlt hat, das Rechte zu thun, auch wo es sich als unbeliebt erweisen sollte.

Während Herr Chadwick sich durch den bändereichen Haufen von Zeugenaussagen in Betreff der Armengesetze hindurcharbeitete, verlor er seine sanitäre Idee nie aus dem Gesichte. Alle seine Berichte waren stark davon durchdrungen. Ein Viertel des damals existirenden Pauperismus wurde auf die Ursachen von Krankheit zurückgeführt, denen sich vorbeugen ließ. Seine genauen Untersuchungen der Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung und der ärmeren Classen überhaupt verschafften ihm eine gründliche Bekanntschaft mit den physischen Uebeln, welche die bürgerliche Gemeinschaft verfolgten, sie durch Fieber, Schwindsucht und Cholera fortrissen, und die sanitäre Idee faßte noch festeren Fuß in seinem Gemüthe.

Eines Tages, im Jahre 1838, als er in seinem öffentlichen Berufe als Secretär der Armengesetz-Commission beschäftigt war, trat ein Beamter der Whitechapel Union hastig in das Berathungszimmer der Armengesetz-Commission und benachrichtigte mit bekümmerter Miene den Secretär, daß rings um einen stehenden Pfuhl in Whitechapel ein schreckliches Fieber ausgebrochen sei, daß die Leute zu Zwanzigen stürben, und daß die überaus große Bösartigkeit der Fälle Grund zu der Befürchtung gebe, daß die Seuche mit der asiatischen Cholera in Verbindung stehe. Als die Commission das hörte, beauftragte sie auf Herrn Chadwick's Andringen sofort die Doctoren Arnott, Kay und

Southwood Smith mit Untersuchung der Ursachen dieser beunruhigenden Sterblichkeit und mit einem allgemeinen Bericht über die gesundheitlichen Verhältnisse Londons. Diese Erkundigung reifte zuletzt zur sanitären Erkundigung.

Mittlerweile hatte Herr Chadwick als Mitglied der Commission sich damit beschäftigt, sich nach den besten Mitteln zur Errichtung einer wirksamen Constablermacht in England und Wales umzusehen. Das Beweismaterial wurde in einem Berichte niedergelegt, der so interessant wie ein Roman von Dickens war, und welcher einen wunderbaren Einblick in die Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten der niedrigsten Classen der Bevölkerung gewährte. Als diese Frage beseitigt worden, verschritt Herr Chadwick dazu, sich fast ausschließlich dem großen Werke seines Lebens — der sanitären Bewegung — zu widmen.

Der Bischof von London stellte 1839 im Oberhause den Antrag, daß die Untersuchung, die auf Herrn Chadwick's Veranlassung von den Doctoren Arnott, Kay und Southwood Smith in Betreff des gesundheitlichen Zustandes Londons vorgenommen worden, auf die ganze Stadt-, Land- und Fabrikbevölkerung von England und Wales ausgedehnt werden solle. Einige Einwohner Edinburgs petitionirten ferner, daß Schottland eingeschlossen werde, und infolge dessen richtete im August 1839 Lord John Russell an die Armengesetz-Commission

einen Brief, der dieselbe durch königlichen Befehl ermächtigte, die Untersuchung über verhütbare Krankheit, die bereits mit der Metropole begonnen, auf die Gesammtheit von Großbritannien auszudehnen. Die lästige Aufgabe, die Untersuchung in Gang zu bringen und durchweg zu beaufsichtigen, das Beweismaterial zu sichten und es zu classificiren und zum Zwecke der Veröffentlichung zusammenzuziehen, fiel Herrn Chadwick zu.

Der erste Bericht über die Gesundheit der Städte war 1842 zur Veröffentlichung fertig. Er hätte als der officielle Bericht der Armengesetz-Commission veröffentlicht werden sollen; da jedoch die Commissäre (von denen einige in Bezug auf das neue Armengesetz anderer Meinung als Herr Chadwick waren) sich weigerten, die Verantwortlichkeit für ein Document zu übernehmen, welches so viel enthielt, was nothwendigerweise viele einflußreiche öffentliche Körperschaften verletzen mußte, so übernahm Herr Chadwick die Verantwortlichkeit selbst, und derselbe wurde als sein Bericht veröffentlicht — was er in der That auch war — und von ihm als solcher von den Commissären in Empfang genommen.

Die Masse trockner, harter Arbeit, der Herr Chadwick bei der Vorbereitung dieses Berichts und anderer gegenübertrat, kann kaum abgeschätzt werden, ausgenommen von Denen, welche etwas von

der Arbeit wissen, die darin besteht, daß man aus Massen von Beweismaterial, gedrucktem und geschriebenem, eingesandt von allen Theilen des Reiches her, nur die auffallendsten Ergebnisse, die sich auf die in Rede stehende Frage bezichen, und solche, die als der Veröffentlichung werth erachtet werden, heraushebt. Die Berge von Papier, die Herr Chadwick auf diese Weise in seinem Leben durchwühlt hat, müssen ungeheuer sein, und könnten sie ihm jetzt in einer Schrift vor ihn hingelegt werden, so würden sie selbst sein strammes Herz erschrecken.

Die Sensation, welche die Veröffentlichung des Sanitätsberichts Herrn Chadwick's im ganzen Lande erregte, war ungeheuer. Eine solche Enthüllung der Schrecken, die unter der heiteren Oberfläche unserer modernen Gesittung verborgen liegen, war nie zuvor veröffentlicht worden. Aber Herrn Chadwick fiel es nicht ein, blos Aufsehen zu erregen. Er hatte einen Zweck im Auge, den er beharrlich verfolgte. Der Bericht war nichts, wenn seine Rathschläge nicht rasch zur Ausführung gelangten. Es bildete sich eine sanitäre Partei und die damals leitenden Minister, unterstützt von Mitgliedern beider Seiten in politischen Dingen, wurden ihre einflußreichen Führer.

Im Jahre 1844 wurde eine Gesundheits-Commission niedergesetzt, welche die ganze Frage nach ihrer praktischen Tragweite in Betracht ziehen

sollte. Die Commission veröffentlichte zwei Berichte, die für die Gesetzgebung bestimmt waren, aber der Kampf um den Freihandel kam dazwischen, und mehrere Jahre geschah wenig. Inzwischen war unser sanitärer Reformator als Commissär bei der Untersuchung des Zustandes der Metropole beschäftigt. Die Commission veröffentlichte drei Berichte, in welchen die mangelhafte Entwässerung, Unrathabführung und Wasserzuführung im Einzelnen erörtert wurden, und hierauf sind neuerdings wichtige Acte der Gesetzgebung gefolgt.

Die sanitäre Idee hatte zuletzt ihren Triumph in dem Erlaß der Acte in Betreff der öffentlichen Gesundheitspflege vom Jahre 1848 und in der Errichtung eines allgemeinen Gesundheitsamtes (von dem Herr Chadwick ein Mitglied war) zur Beaufsichtigung ihrer Handhabung. Zahlreiche ergänzende Maßregeln sind seitdem in der Absicht ergangen, die von dem Collegium gutgeheißenen sanitären Grundsätze praktisch auszuführen. Fortwährend erschienen von Zeit zu Zeit neue Berichte voll Belehrung, zum Beispiel in Betreff der Verwendung von Schleußenwasser zu landwirthschaftlichen Zwecken, über epidemische Cholera, über Entwässerung, über öffentliche Logirhäuser u. dgl. Kurz, die sanitäre Bewegung wurde eine „große Thatsache“, und daß es so ist, haben wir hauptsächlich Edwin Chadwick zu danken, dem Missionär

der sanitären Idee. Es ist wahr, er wurde schließlich seiner einflußreichen Stellung beim Gesundheitsamte enthoben, theils weil er an Schwermuth litt, theils und hauptsächlich, weil er eine Natur war, die sich Niemand anbequemte, sich namentlich den kleinlichen Ortsbehörden und individuellen Interessen nicht fügte, welche dem öffentlichen Wohle Widerstand leisteten. Aber bei allen denkenden und unparteiischen Männern steht sein Ruf so hoch als früher. Auf jeden Fall bleiben seine Werke.

Wir wissen kein schlagenderes Beispiel der großen Menge Gutes zu nennen, welches ein Mensch stiften kann, der von einer wohlthätigen Idee stark ergriffen ist, vorausgesetzt, daß er nur die Kraft hat, seinen Vorsatz mit Ausdauer zu verfolgen, als das, welches der Lebenslauf dieses Herrn darbietet. Obschon Herr Chadwick kein eigentlicher Gesetzgeber war, ist er trotzdem der Anreger von mehr weisen Maßregeln gewesen als irgend ein Gesetzgeber unserer Zeit. Er schuf eine den gesundheitlichen Reformen günstige öffentliche Meinung. Er hat ferner die Gemüther wohlthätiger Einzelner von der Nothwendigkeit überzeugt, für Verbesserung der Wohnungen der Armen zu sorgen, und ist so die mittelbare Veranlassung gewesen zur Errichtung der Wohnungen Peabody's, der Wohnungen der Baronesse Coutts und zu verschiedenen Gesellschaften zur Beschaffung besserer Wohnungen für die gewerbtreibenden Classen.

Edwin Chadwick hat sich auf diese Weise als einer der nützlichsten und praktischsten öffentlichen Wohlthäter erwiesen. Er verdient, in eine Reihe mit Clarkson und Howard gestellt zu werden. Seine Arbeiten sind gleich heilsam gewesen. Manche werden dazu sagen, daß sie in ihren Ergebnissen noch viel heilsamer geworden seien.

Die Gesundheitslehre kann in ein einziges Wort zusammengefaßt werden, und das heißt — Reinlichkeit. Reines Wasser und reine Luft sind ihre wesentlichen Erfordernisse. Wo sich Unreines findet, muß es weggespült und beseitigt werden. So ist die Gesundheitslehre einer der einfachsten Zweige des menschlichen Wissens. Vielleicht geschah es deshalb, wenn man ihr, wie den meisten auf der Hand liegenden Dingen, fortwährend so wenig Aufmerksamkeit erwiesen hat. Viele denken noch heute, daß es überhaupt keiner Wissenschaft bedarf, um eine Kammer zu lüften, eine Schleuße zu reinigen und Haus und Körper von Unsauberkeit frei zu halten.

Die Gesundheitslehre kann als unschmackhafter Gegenstand betrachtet werden. Sie hat es mit dem Schmutz und seiner Beseitigung von der Haut, vom Hause, von der Straße, aus der Stadt zu thun. Sie ist in den Worten enthalten: wo immer Schmutz ist, schaffe man ihn augenblicklich weg, und außer der Reinlichkeit schafft einen reichlichen

Zufluß von reinem Wasser und reiner Luft zu den Zwecken der menschlichen Gesundheit.

Man nehme zum Beispiel eine ungesunde Straße oder einen Complex solcher Straßen in einer großen Stadt. Hier findet man das Nervenfieber als nie weichenden Gast. Man säubere und entwässere die Straße und versehe sie mit reiner Luft und reinem Wasser, und das Fieber ist sofort verbannt. Ist das nicht ein viel befriedigenderes Ergebniß als das, welches mit der Anwendung von Arzeneimitteln erreicht wird? Fünfzigtausend Menschen, sagt Herr Lee, fallen jährlich in Großbritannien dem Nervenfieber zum Opfer, welches aus Ursachen hervorgeht, die sich verhüten lassen. Das Ergebniß ist dasselbe, als ob diese fünfzigtausend Personen jedes Jahr aus ihren elenden Wohnungen herausgezogen und hingerichtet würden. Wir sind erschrocken bei der Nachricht von einer Mordthat — über den Verlust eines einzigen Lebens durch physische Ursachen. Und doch hören wir fast ohne Schauder von den wiederholten Angaben des Verlustes von Tausenden von Leben jährlich aus physischen Ursachen, die in täglicher Wirksamkeit sind. Das Gemetzel, welches jährlich infolge von Ursachen des Nervenfiebers, denen sich vorbeugen läßt, stattfindet, ist doppelt so groß als der Verlust, den die verbündeten Armeen in der Schlacht bei Waterloo erlitten. Durch Vernachlässigung der feststehenden Bedingungen

gesunden Lebens verliert die große Masse des Volkes beinahe die Hälfte der ihnen von der Natur zugedachten Länge ihres Lebens. „Typhus", sagt ein ärztlicher Beamter, „ist ein Fluch, welchen der Mensch sich durch Nichtbeachtung gesundheitlicher Einrichtungen selbst zuzieht."

Herr Chadwick versicherte, daß er in den Kellern von Liverpool, Manchester und Leeds unter den Arbeitern mehr Laster, Elend und Erniedrigung gesehen, als das, welches, als es von Howard in seinen Einzelheiten dargestellt worden, die Theilnahme der Welt erregt habe. Die irischen Armen versinken in die Sack-, Seiten- und Hintergäßchen großer Städte, und die Typhusanfälle sind unter ihnen so häufig, daß die Krankheit in gewissen Gegenden des Landes geradezu unter dem Namen „das irische Fieber" bekannt ist. Es ist aber nicht blos der Verlust an Leben, der so entsetzlich ist; es giebt auch einen moralischen Tod, der in diesen ungesunden Oertlichkeiten noch grausenvoller ist. Laster und Verbrechen sind Hausgenossen einer unreinlichen Lebensweise. An diesen Orten ist Demoralisation der Normalzustand. Es mangelt an Reinlichkeit, Anstand, Schamhaftigkeit, die Sprache, deren man sich bedient, ist befleckend, und Auftritte der Liederlichkeit kommen fast stündlich vor — Alles wirkt auf Förderung der Trägheit, der Trunksucht und lasterhaften Verkommenheit hin. Nun denke man sich eine solche

moralische Atmosphäre als Aufenthaltsort für Frauen und Kinder.

Die Verbindung zwischen physischer und moralischer Gesundheit, zwischen häuslichem Wohlbefinden und öffentlicher Wohlfahrt ist nahe und innig. Der zerstörende Einfluß einer ungesunden Wohnung verbreitet einen moralischen Typhus schlimmer als die Seuche selbst. Wo der Körper durch die niederdrückenden Einflüsse verdorbener Luft und körperlicher Befleckung geschwächt ist, nimmt die Seele fast nothwendig denselben niedrigen ungesunden Ton an. Die Selbstachtung geht verloren, ein stumpfes, unbehülfliches, träges Gefühl bemächtigt sich des ganzen Körpersystems, der Charakter sinkt herab, und nur zu oft flieht das elende Opfer — begierig, selbst einen nur vorübergehenden Genuß zu erschnappen, wo das Blut in den Adern hüpft — um Hülfe zu dem Dämon starken Getränks, woher dann Elend, Schande, Beschämung, Verbrechen und Noth stammen.

Diese Vernachlässigung der Bedingungen täglich sich erneuender Gesundheit ist ein furchtbar kostspieliges Ding. Sie kostet den Reichen viel Geld in Gestalt von Almosen, zur Unterhaltung von Wittwen, die der Typhus des Gatten, und Kindern, die er des Vaters beraubt hat. Sie kostet ihnen auch viel an Krankheit; denn das Fieber verbreitet sich oft aus den Wohnungen der Armen in die Häuslichkeit der Reichen und nimmt

Vater, Mutter und Kinder hinweg. Sie kostet viel an Beiträgen zur Erhaltung von Volksapotheken, Pflegstätten, Häusern für die Genesung und Asylen für Mittellose. Sie kostet den Armen noch mehr: ihre Gesundheit nämlich, die häufig ihr einziges Capital ist. Hierin liegt ihr Alles, wenn sie dieselbe verlieren, so haben sie ihre Zahlungsunfähigkeit erklärt, und sie sind bankerott. Wie furchtbar ist die Nachlässigkeit, mag sie nun auf Seiten der Gesellschaft oder Einzelner liegen, welche den Armen seiner Gesundheit beraubt und sein Leben zu einem täglichen Sterben macht!

Weshalb ist aber die Gesundheitswissenschaft nicht allgemein angenommen und verwirklicht? Wir fürchten, hauptsächlich aus Gleichgültigkeit und Trägheit. Die Localbehörden — Stadträthe und Stadtverordneten — sind in ihrer Weise ebenso viele Mal die Frau Mac Larty. Wie diese schmutzige Matrone können sie sich nicht in die Sache finden. Die Wegschaffung der Stoffe, welche Krankheit erzeugen, erfordert Fleiß, stete Aufmerksamkeit und — was mehr ist — Erhöhung der Steuern. Die schlechten Interessen halten ihren Standpunkt fest und bieten den auf sie unternommenen Angriffen Trotz. Es ging, sagen sie, „in der guten alten Zeit“ Alles ganz gut, warum sollte es jetzt nicht auch so sein. Wenn Typhus oder Cholera ausbrechen sagen sie uns, daß Niemand deshalb zu tadeln ist.

Dieser erschreckliche Niemand! Wie viel hat er doch zu verantworten! Durch Niemand ist mehr Unfug verübt worden als durch alle Welt außerdem. Niemand verfälscht unsere Nahrung. Niemand vergiftet uns mit schlechtem Getränk. Niemand versieht uns mit faulem Wasser. Niemand verbreitet Fieber in Sackgäßchen und ungefegten Straßen. Niemand läßt Städte unentwässert. Niemand füllt die Gefängnisse, Zuchthäuser und Verbrecherstationen. Niemand macht Wilddiebe, Spitzbuben und Trunkenbolde.

Niemand hat auch eine Theorie — eine furchtbare Theorie. Sie ist in zwei Worten verkörpert: „Laissez faire“ — laßt sie nur machen. Wenn die Leute durch Gipsmörtel, der unter das Mehl gemischt wird, vergiftet werden — so ist das Heilmittel: Laßt sie nur machen. Wenn Kockelskörner statt des Hopfens verwendet werden und die Leute vor der Zeit sterben, so ist es leicht zu sagen: „Niemand hat es gethan“. Mögen Die, welche es können, es herausfinden, wenn sie betrogen werden. Caveat emptor, Käufer, sei auf der Hut! Wenn die Leute in ungesunden Wohnungen leben, so laßt sie nur machen. Mag das Elend seine Arbeit thun, greift dem Tode nicht ins Handwerk.

„Es ist mir einerlei“, sagte ein reicher Mann, der hörte, wie eine arme Frau mit ihrem kranken Kinde wegen Bettelei aus einer Stadt vertrieben

worden war. Die Behörden des Armenhauses wollten mit ihr nichts zu thun haben und schickten sie fort. Aber die arme Frau setzte sich mit ihrem Kinde vor die Thür des reichen Mannes, das Kind starb dort, die Luft führte die Ansteckung des Typhus in den vergoldeten Salon und die luxuriös ausgestattete Schlafkammer, und das Kind des reichen Mannes fiel der Krankheit zum Opfer.

Aber Niemand hat in der Gesellschaft erheblich weniger Macht, als er früher besaß, und wir hoffen, daß er schließlich den Spuren des alten Bogie folgen und gänzlich verschwinden wird. Wo immer sich Leiden und gesellschaftliche Gedrücktheit finden, können wir uns darauf verlassen, daß Jemand zu tadeln ist. Die Verantwortlichkeit ruht irgendwo, und wenn wir ihr zu bleiben gestatten, so ruht sie auf uns. Wir mögen als Einzelne nur mit zwei Händen nicht gegen das Uebel aufkommen können, aber es gehört sich dann, daß wir uns vereinigen und die vereinigte moralische Kraft der Gesellschaft in Gestalt eines Gesetzes auf das Uebel wirken lassen. Ein Gesetz ist nur der Ausdruck eines Gemeinwillens, und dieser thut das für die Gesellschaft, was die Gesellschaft in ihrer individuellen und gesonderten Wirksamkeit nicht so gut und wirksam für sich thun kann. Die Gesetze mögen zu viel thun, sie mögen sich in Dinge mischen, die man ihren eigenen Gang gehen lassen sollte; aber der Mißbrauch einer Sache ist kein passender Be-

weis gegen ihren Nutzen, wo ihre Anwendung dringend erforderlich ist.

Bloße Verbesserungen der Städte jedoch, wie Entwässerung, Schleußen zum Abfluß des Unraths, Pflasterung, Wasserzuführung und Beseitigung der Kellerwohnungen werden vergleichsweise wenig fruchten, wofern es uns nicht gelingt, die Verbesserung weiter zu führen, nämlich in die Häuslichkeiten des Volks selbst. Ein gut entworfenes System gesundheitlicher Maßregeln kann äußerliche Reinlichkeit schaffen, kann bewirken, daß der Boden, auf welchen die Häuserzeilen gebaut werden, von aller überflüssigen Feuchtigkeit befreit und daß aller animalische und vegetabilische Abfall rasch weggeschafft wird, so daß die durch die Straßen circulirende und aus ihnen in die Häuser der Einwohner strömende Luft nicht mit giftigen Miasmen, der Quelle von Krankheit, Leiden und frühzeitigem Tode, beladen ist. Kellerwohnungen können verboten und es können auch gewisse Regulationen in Betreff der fortan zu errichtenden Gebäude durchgesetzt werden. Aber hier macht die municipale und parochiale Gewalt Halt, sie kann nicht weiter gehen, sie kann nicht in das Haus eindringen, und es ist das auch nicht nöthig.

Es ist daher nöthig, daß die einzelnen Mitglieder der Gemeinde selbst sich anstrengen und alle Verordnungen der Gesetzgebung, die hiervon absähen, würden wahrscheinlich ein Uebel sein. Die

Regierung baut nicht die Häuser, in denen das Volk wohnt. Diese werden von Arbeitgebern und Capitalisten groß und klein besorgt. Es ist daher nothwendig, diese Interessen in die Reihe der gesundheitlichen Verbesserungen hereinzuziehen, wenn dieselbe Erfolg haben soll.

Einzelne Capitalisten haben bereits viel zur Beschaffung gesunder Häuser für ihre Arbeiter gethan und dabei ihre Rechnung gefunden, indem deren Gesundheit sich besserte und ihr sittlicher Zustand sich in jeder Weise hob. Capitalisten, beseelt von einem wohlwollenden und menschenfreundlichen Geiste, können auf diese Art Segen weit und breit verbreiten. Und wären in jeder Stadt einige unternehmende Baumeister, die diese Frage praktisch anfaßten und für eine Classe Häuser für Arbeiter mit passenden Bequemlichkeiten sorgten, Häuser, die mit Einrichtungen zum Lüften, zur Reinlichkeit, zur Trennung der Geschlechter, wie Gesundheit und Behagen es erfordern, versehen wären, so würden sie wirklich der Gemeinde als Ganzem und, wie wir glauben, zu gleicher Zeit sich selbst eine Wohlthat erweisen, die nicht leicht zu überschätzen sein würde.

Aber es ist auch die thätige Mitwirkung der Bewohner in den Häusern der Armen selbst erforderlich. Auch sie müssen sich von Herzen der sanitären Bewegung anschließen, sonst wird verhältnißmäßig nicht viel Gutes zu Stande kommen.

Man kann für einen genügenden Zufluß von Wasser sorgen, und doch wird, wenn die Hausfrau das Wasser nicht gebrauchen will, wie es gebraucht werden muß, wenn sie träg und unreinlich ist, das Haus unsauber und unbehaglich sein. Man kann für Lüftung sorgen, und doch wird, wenn übelriechende Stoffe nicht beseitigt und Thüren und Fenster geschlossen gehalten werden, die reine Außenluft abgesperrt sein und das Haus immer noch dumpfig und ungesund riechen. In jedem Falle muß eine reinliche Frau zur Beaufsichtigung der Angelegenheiten des Hauses vorhanden sein, und diese kann ihm nicht durch Parlamentsbeschluß geboten werden. Die Sanitätscommissäre können die schlumpige Widerspänstige nicht durch eine „Bekanntmachung“ in eine saubere Hausfrau oder den liederlichen Trunkenbold in einen fleißigen, gern daheimbleibenden Gatten verwandeln. Es muß daher in der Häuslichkeit jedes Arbeiters eine individuelle Anstrengung von Seiten der Hausfrau stattfinden. Ein neuerer Schriftsteller über die Reform der Häuslichkeit bemerkt:

„Wir müssen von Anfang an darauf bestehen, daß, wie viel von den physischen und moralischen Uebeln der arbeitenden Classen mit Recht ihren Wohnungen zuzuschreiben sein mag, nur zu oft der Fall vorkommt, daß in Wahrheit noch mehr auf ihre eigene Rechnung zu schreiben ist. Denn sicherlich hängt der Insasse weniger vom Hause

als das Haus vom Insassen ab, da der Geist mehr Macht über die Materie als die Materie über den Geist hat. Mag eine Wohnung noch so ärmlich und unbequem sein, so wird eine Familie mit verständigen und reinlichen Gewohnheiten es doch fertig bringen, dieselbe so gut wie möglich einzurichten, und Sorge tragen, daß nichts Anstößiges darin ist, dessen Beseitigung in ihrer Macht steht; wogegen ein Musterhaus, mit jeder Bequemlichkeit ausgestattet, welche die moderne Wissenschaft liefern kann, wenn es von Leuten mit unmäßigen und unreinlichen Gewohnheiten bewohnt ist, rasch eine Schande und ein Schaden für die Gemeinde werden wird. Ein nüchternes, fleißiges und reinliches Ehepaar wird der ärmlichsten Wohnung ein anständiges und achtungswerthes Aussehen mittheilen, wogegen der Verschwender, der Trunkenbold, der Spieler selbst einen Palast in einen Schauplatz des Unbehagens und Widerwillens verwandeln wird. Da also soviel von dem Charakter und Verhalten der Betheiligten selbst abhängt, sollten sie ihre Verantwortlichkeit in dieser Sache fühlen und die verschiedenen, mit der Verbesserung ihrer Häuslichkeit verknüpften Punkte kennen lernen und beachten".

Während diese wichtige Pflicht fest im Auge behalten werden sollte, sollte zu gleicher Zeit jede mögliche Anstrengung gemacht werden, um die arbeitende Classe mit einer größeren Menge

bequemer, anständiger und hübscher Wohnungen zu versehen; denn es ist zu beklagen, daß sie in vielen Bezirken gleichsam durch die Nothwendigkeit ihrer Verhältnisse sich in Oertlichkeiten zurückzuziehen und Häuser zu bewohnen gezwungen sind, wo der Anstand fast unmöglich gemacht, wo das Leben zu einem langsamen Sterben wird, und wo die Einflüsse, die auf alle menschlichen Kräfte, die physischen wie die moralischen, hinwirken, vom verderblichsten Charakter sind.

Die Häuslichkeit macht die Menschen, und wie die Häuslichkeiten sind, so werden die Menschen sein. Die Seele wird durch die physischen Einflüsse um sie herum herunterkommen, der Anstand wird durch stete Berührung mit Unreinheit und Befleckung zu Grunde gerichtet werden, und Rohheit der Manieren, Gewohnheiten und Liebhabereien unausbleiblich werden. Man kann mitten in der Dunkelheit, Feuchtigkeit, Unordnung und Unbequemlichkeit, welche unglücklicherweise einen so großen Theil der Wohnungen der Armen in unseren großen Städten charakterisiren, keine freundliche Natur, empfindlich gegen das Böse, sorgfältig auf Schickliches bedacht und nach moralischem und intellectuellem Fortschritt strebend, sich aneignen, und bis wir auf diese oder jene Weise ihre häusliche Einrichtung verbessern, muß ihr niederer moralischer und socialer Zustand als unvermeidlich betrachtet werden.

Wir wollen nicht blos eine bessere Classe von Wohnungen, sondern verlangen auch, daß das Volk so erzogen werde, daß es solche Wohnungen zu würdigen weiß. Ein irischer Gutsbesitzer nahm seine Pächterschaft aus ihren Kothhütten und siedelte sie nach behaglichen Wohnungen über, die er für ihre Unterbringung erbaut hatte. Als er auf sein Gut zurückkehrte, fand er sich sehr enttäuscht. Die Häuser waren so unsauber und unbehaglich wie zuvor. Das Schwein war immer noch unter dem Bette und die Hennen darüber. Die Flur von Kalkguß war so schmutzig wie die von Lehm gewesen war. Die Fensterscheiben waren zerbrochen, und der Garten strotzte von Unkraut. In Verzweiflung schrieb der Gutsbesitzer an einen Freund. Der aber antwortete: „Sie haben die Sache beim falschen Ende angefaßt. Sie hätten ihnen zuerst Reinlichkeit, Sparsamkeit und Behagen lehren sollen". Um also am rechten Ende anzufangen, müssen wir dem Volke die Nothwendigkeit der Reinlichkeit, ihre guten Wirkungen und ihre Heilsamkeit lehren, und zu diesem Zwecke ist erforderlich, daß es intelligent, fähig in Worte gefaßte Gedanken zu begreifen, fähig zu unterscheiden, fähig zum Lesen, fähig zum Denken ist. Kurzum, das Volk muß, wie Kinder, zuerst in die Schule gegangen sein und dort gehörig Belehrung empfangen haben, während wir der Mehrheit des arbeitenden Volkes erlaubt haben, ohne Belehrung

aufzuwachsen und fast die Hälfte desselben nicht lesen und schreiben kann, und dabei erwarten wir von ihnen, daß sie die Tugenden, die Klugheit, den Verstand und die Voraussicht wohlerzogener Wesen an den Tag legen sollen.

Es ist von der höchsten Wichtigkeit, den Leuten reinliche Gewohnheiten zu lehren. Dies kann geschehen, ohne daß man ihnen Lesen oder Schreiben lehrt. Reinlichkeit ist mehr als bloße Gesundheit. Sie schafft eine Atmosphäre der Selbstachtung und beeinflußt den sittlichen Zustand des ganzen Hauswesens. Sie ist der beste Ausdruck des Geistes der Sparsamkeit. Sie ist für die Führung des Haushalts, was die Diätetik für den menschlichen Körper ist. Sie sollte bei jeder Einzelnheit im Dienste der Häuslichkeit den Ausschlag geben. Sie bedeutet Behagen und Wohlbefinden. Sie gehört zu den unterscheidenden Merkmalen der Civilisation und bezeichnet den Fortschritt der Nationen.

Dr. Paley hatte die Gewohnheit, die besondere Aufmerksamkeit der in fremden Ländern Reisenden auf den Zustand des Volkes hinsichtlich der Reinlichkeit und der örtlichen Vorkehrungen zur Verhütung von Schmutz zu lenken. Er war der Meinung, daß auf diese Weise mehr Einblicke in ihre Gewohnheiten in Betreff von Anstand, Selbstachtung und Fleiß und in ihren moralischen und gesellschaftlichen Zustand gewonnen würden, als

aus Thatsachen anderer Art. Die Menschen sind in dem Maße reinlich, in welchem sie anständig, fleißig und sich selbst achtend sind. Unreinliche Menschen sind uncivilisirt. Die schmutzigen Classen der großen Städte sind immer die „gefährlichen Classen“ jener Städte. Und wenn wir die jetzt noch uncivilisirten Classen civilisiren wollen, müssen wir den Schmutz aus ihren Kreisen verbannen.

Und doch bildet Schmutz keinen Theil unserer Natur. Er ist ein Schmarotzer, der sich vom menschlichen Leben ernährt und es zerstört. Er ist abscheulich und widerlich. Wo er ist kann keine Schönheit sein. Das schönste Weib wird durch ihn abstoßend. Die Kinder werden durch ihn nörgelnd, ungeduldig und verdrießlich, die Männer herabgewürdigt und leichtsinnig gemacht. Wo Schmutz ist, ist wenig Sittsamkeit; denn Schmutz ist Unanständigkeit. Wo die Person äußerlich unreinlich ist, kann wenig Reinheit der Seele sein; denn der Leib ist der Tempel des Geistes und muß gesäubert und gereinigt werden, um des Heiligthums in seinem Innern werth zu sein. Schmutz ist mit Nachgiebigkeit gegen unsere schlechten Begierden und mit der Trunksucht verwandt. Die Forscher auf gesundheitlichem Gebiete haben klar dargethan, daß die schmutzigen Classen auch die betrunkenen Classen sind, und daß sie geneigt sind, in der Betäubung durch Bier, Gin oder Opium eine Zuflucht vor der kläglichen Niederge-

schlagenheit zu suchen, die ihre Ursache in dem unsaubern Zustande hat, in welchem sie leben.

Wir haben kaum nöthig, auf die moralische und physische Schönheit der Reinlichkeit hinzuweisen — der Reinlichkeit, welche Selbstachtung zeigt und die Wurzel vieler schönen Tugenden, vorzüglich der Reinheit, des Zartgefühls und des Anstandes ist. Wir könnten sogar weiter gehen und sagen, daß Reinheit des Denkens und Empfindens aus der Gewohnheit, den Körper rein zu halten, entspringe. Denn das Gemüth und Herz des Menschen werden in sehr ausgedehntem Maße von äußeren Bedingungen und Umständen beeinflußt, und Gewohnheit und Sitte prägen sich, was äußere Dinge betrifft, dem ganzen Charakter und gleichermaßen den sittlichen Regungen und den geistigen Kräften auf.

Moses war der praktischste der Reformatoren auf gesundheitlichem Gebiete. Unter den östlichen Völkern wird die Reinlichkeit allgemein als Theil der Religion betrachtet. Sie betrachten dieselbe nicht blos als der Gottesfurcht am nächsten stehend, sondern als einen Theil der Gottesfurcht selbst. Sie verbinden die Vorstellung innerer Heiligkeit mit derjenigen der äußeren Reinheit. Sie haben das Gefühl, daß es eine Beleidigung gegen den Schöpfer, den sie verehren, sein würde, bedeckt mit Schmutz vor ihn zu treten. Daher widmen die Muhammedaner der Errichtung von Bädern fast

ebenso viel Sorgfalt, als der von Moscheen, und neben dem Hause der Gottesverehrung findet sich gewöhnlich der Ort zur Reinigung, so daß die Gläubigen die Mittel zur Säuberung vor dem Gottesdienste bereit haben.

„Welcher Gottesdienst", sagt ein Schriftsteller, „liegt nicht schon im bloßen Waschen, vielleicht einem der moralischsten Dinge, die ein Mensch in gewöhnlichen Fällen zu thun in seiner Macht hat! Entkleide Dich, geh in das Bad oder wäre es auch nur in den klaren Pfuhl, den ein fließendes Gewässer bildet, und da wasche Dich und werde rein; Du wirst als ein reinerer und besserer Mensch heraustreten. Dieses Bewußtsein vollständiger äußerer Reinheit, daß an Deiner Haut jetzt nicht ein fremdes Fleckchen von Unvollkommenheit hängt, wie strahlt es Dich an mit bedeutungsvollen symbolischen Einflüssen, die Dir bis in die tiefste Seele dringen! Du empfindest einen gesteigerten Antrieb zu allen möglichen guten Dingen. Die ältesten morgenländischen Weisen hatten mit Freude und frommer Dankbarkeit empfunden, daß dem so sei, und daß es des Schöpfers Gabe und Wille sei."

Das allgemeine Wohlbefinden von Männern, Frauen und Kindern hängt von der Aufmerksamkeit auf Dinge ab, die auf den ersten Blick verhältnißmäßig trivial zu sein scheinen. Und wofern man dieser Kleinigkeiten nicht Acht hat, ist Be-

hagen des Leibes, der Seele und des Gemüthes eine vollständige Unmöglichkeit. Das physische Befriedigtsein eines Kindes zum Beispiel hängt davon ab, daß man seiner Ernährung, Kleidung und Reinigung Aufmerksamkeit schenkt. Dieses sind die gewöhnlichsten der gewöhnlichen Dinge, und doch sind sie von wesentlichster Wichtigkeit. Wenn das Kind nicht gehörig genährt und gekleidet wird, so wird es ein Schwächling von schlechtem Zustande werden. Und wie das Kind so wird auch der Mann sein.

Erwachsene Leute können sich nicht behaglich befinden, wenn diesen gewöhnlichen Dingen nicht regelmäßig Aufmerksamkeit erwiesen wird. Jedermann muß und sollte sich zu Hause wohl fühlen, und Wohlgefühl ist das vereinigte Ergebniß von Sauberkeit, Sparsamkeit, Regelmäßigkeit und Fleiß — kurz, einer steten Erfüllung von Pflichten, von denen jede anscheinend trivial ist. Das Kochen einer Kartoffel, das Backen eines Brotes, das Flicken eines Hemdes, das Stopfen von einem Paar Strümpfe, das Machen eines Betts, das Scheuern einer Stubendiele, das Waschen und Anputzen eines kleinen Kindes sind lauter Dinge von keiner großen Bedeutung; aber eine Frau muß wissen, wie das Alles zu machen ist, bevor ihr die Führung eines Haushaltes, sei er noch so arm, anvertraut wird.

„Warum", so fragte Lord Ashburton in einer Vorlesung, die er den Zöglingen des Seminars

von Wolversey hielt, „warum verstand sich die eine Familienmutter besser auf's Sparen und Haushalten als die andere? Warum konnte Einer im Ueberfluß leben, wo ein Anderer verhungerte? Warum waren in ähnlichen Wohnungen die Kinder der einen Eltern gesund, die der andern schwächlich und kränklich? Warum konnte dieser Tagelöhner mit Leichtigkeit eine Aufgabe vollbringen, die seinen Kameraden tödten würde? Es war nicht Glück oder Zufall, was diesen Unterschied hervorrief; es war die geduldige Beobachtung der Natur, die begabten Geistern Regeln für die Führung ihres Lebens anrieth, welche der Achtlosigkeit Anderer entgingen.“

Es ist jedoch nicht so sehr die geduldige Beobachtung der Natur, als gute Zucht daheim und in der Schule, was einige Frauen in den Stand setzt, in der Entwickelung menschlicher Wesen und in der Förderung menschlichen Behagens soviel mehr als andere zu leisten. Und um dies wirksam thun zu können, ist erforderlich, daß Weiber sowohl wie Männer in Betreff der Gegenstände, auf welche sie hinarbeiten, unterrichtet werden.

Man nehme zum Beispiel einen Zweig des Wissens her — die Physiologie. In dieser Wissenschaft sollte unserer Ansicht nach jedes Weib einige Belehrung empfangen. Und weshalb? Weil, wenn die Gesetze der Physiologie von den Frauen verstanden würden, die Kinder zu besseren, gesünderen,

glücklicheren und wahrscheinlich auch klügeren Männern und Frauen heranwachsen würden. Die Kinder sind gewissen physiologischen Gesetzen unterworfen, deren Beobachtung zu ihrer Gesundheit und ihrem Wohlbefinden nothwendig ist. Ist es deshalb nicht verständig, zu wünschen, daß die Frauen etwas von diesen Gesetzen und ihrer Wirksamkeit wüßten? Wenn sie dieselben nicht kennen, so werden sie Gefahr laufen, allerhand Versehen zu begehen, die Leiden, Krankheit und Tod zur Folge haben. Welchem Umstande sollen wir die entsetzliche Sterblichkeit der Kinder in den meisten unserer großen Städte zuschreiben, wo die eine Hälfte aller Geborenen sterben, bevor sie das fünfte Lebensjahr erreichen? Wenn Frauen sowohl wie Männer etwas davon wüßten, nach welchen Gesetzen man gesund lebt, wenn sie etwas von dem Wesen der Atmosphäre und wie ihre ungehinderte Wirkung auf das Blut zur Gesundheit nothwendig ist, von den Gesetzen der Lüftung, der Reinlichkeit und der Ernährung wüßten, so würden wir nicht umhin können, zu glauben, der moralische Zustand der ihrer Sorge anvertrauten menschlichen Wesen müsse erheblich gebessert und gefördert werden.

Wenn man auf alltägliche Dinge nur einigermaßen gehörig aufmerksam wäre, so würde es unter der Jugend nicht so viel Unbehagen, Krankheit und Sterblichkeit geben. Aber wir gewöhnen das Volk daran, zu handeln, als ob es keine solchen

Vorkehrungen wie die Naturgesetze gäbe. Wenn wir sie verletzen, entgehen wir den Folgen nicht, weil wir über die Art und Weise ihres Wirkens in Unkenntniß sind. Wir sind mit Verstand ausgestattet, damit wir sie kennen sollen, und wenn die Gesellschaft in Unwissenheit und Blindheit verfällt, so wird sie unausbleiblich die schlimmen Folgen davon ernten. So sterben Tausende und aber Tausende aus Mangel selbst an Kenntniß der geringfügigsten und doch nothwendigen Bedingungen richtigen Lebens.

Die Frauen müssen ferner in der wichtigen Kunst des Haushaltens Unterricht bekommen. Wenn sie das Einkommen der Familie nicht verdienen, so haben sie doch die Verwendung des verdienten Geldes über sich, und ihre Belehrung sollte die weise Verwendung jenes Geldes im Auge haben. Zu diesem Ende ist einige Kenntniß der Arithmetik unbedingt nothwendig. Einige Leute mögen sagen: „Welchen Nutzen kann die Arithmetik für ein Frauenzimmer haben?“ Wenn die Frau, welche ein Hauswesen zu verwalten hat, sich nicht auf das Addiren und Multipliciren versteht, und wenn sie es unterläßt, Buch zu führen über ihre Einnahmen und Ausgaben, so wird sie sich, ehe viel Zeit ins Land geht, in großer Verlegenheit befinden Sie wird finden, daß sie nicht im Stande ist, gehörig auszukommen, und dann in Schulden gerathen. Wenn sie zu viel für Putz ausgiebt,

wird sie zu wenig für Nahrung und Erziehung haben. Sie wird sich in der oder jener Richtung Ueberschreitungen ihres Budgets zu Schulden kommen lassen und auf diese Weise ihren Haushalt großem Unbehagen aussetzen. Sie kann ihren Gatten auch durch die Schulden, die sie gemacht hat, in Verlegenheit bringen und so den Anfang zu seinem Unglück und bisweilen zu seinem Ruin machen.

Viel ließe sich zu Gunsten einer verständigen Leitung des Hauswesens und vorzüglich zu Gunsten eines verbesserten Küchenwesens sagen. Schlecht zubereitete Mahlzeiten sind eine Quelle von Unbehagen in vielen Familien. Schlecht Kochen ist Verschwendung — Verschwendung von Geld und Verlust an Wohlbefinden. Die, welche Gott durch die Ehe verbunden hat, sind sehr oft durch schlecht gebratene Keulen und schlecht gekochte Kartoffeln von einander getrennt worden. Unter den „Alltagsdingen", welche die Erzieher der heranwachsenden Generation lehren sollten, sollte gerade dies sicherlich nicht übersehen werden. Es ist der alltäglichste und doch zugleich der am häufigsten vernachlässigte von den Zweigen der weiblichen Erziehung.

Der größere Theil der menschlichen Arbeit beschäftigt sich mit der unmittelbaren Erzeugung der Stoffe, von denen die Menschen sich nähren. Die Landwirthschaft treibenden Classen und ihre Tagelöhner widmen sich dem Säen, Pflanzen und Ein-

ernten von Hafer und anderen Getreidearten, der viehzüchtende Bauer beschäftigt sich mit der Aufzucht von Rindvieh und Schafen für die Erhaltung der Bevölkerung im Großen und Ganzen. Alle diese Gegenstände — Getreide, Rindfleisch, Hammelfleisch und dergleichen Dinge mehr — werden der weiblichen Hälfte der menschlichen Gattung übergeben, um in Nahrung für die Erhaltung ihrer selbst, ihrer Gatten und ihrer Kinder verwandelt zu werden. Wie gebrauchen sie ihre Gewalt? Können sie kochen? Hat man sie im Kochen unterrichtet? Ist es nicht eine Thatsache, daß in diesem unsern Lande das Kochen eine der verlorengegangenen oder noch nicht entdeckten Künste ist?

Tausende von Handwerkern und Tagelöhnern sehen sich der Hälfte des wirklich in ihren Speisen enthaltenen Nahrungsstoffes beraubt und leben in halbem Verhungern dahin, weil ihre Weiber mit der Kochkunst völlig unbekannt sind. Sie befinden sich noch in gänzlicher Dunkelheit darüber, wie die Nahrung haushälterisch zu verwenden ist, und über die Mittel, mit denen sie schmackhaft und verdaulich zu machen ist. Selbst die Mittelclassen werden in dieser Hinsicht schlecht bedient. „Wenn wir mit Hülfe eines Asmodi sehen könnten", sagt ein Schriftsteller, „wie es in der Stunde des Mittagsessens bei den bescheidneren Leuten der Mittelclasse zugeht — was für ein Schauspiel des Mißbehagens, der Vergeudung, des Verdrusses und

37*

infolge dessen des schlechten Betragens würde es geben! Der Mann zankt sich mit seiner Frau, weil es nichts giebt, was er essen kann, und gewöhnlich gleicht er die Mängel auf dem Gebiete der Ernährung durch Genuß geistiger Getränke aus. So haben wir hier nicht blos eine unmittelbare Vergeudung von Nahrung und Schaden für die Gesundheit, sondern die weitere Folge ist, daß mit geistigen Getränken Geld verschwendet und den guten Sitten und der Gesundheit mit denselben geschadet wird."

Dagegen sehen wir, daß Leute, welche gut essen, nur mäßig trinken; denn die Befriedigung des Appetits läßt von der Nothwendigkeit absehen, seine Zuflucht zu Reizmitteln zu nehmen. Ferner folgen auf eine gute Mahlzeit gute Laune und gute Gesundheit, und unter einer guten Mahlzeit verstehen wir Alles, was in seiner Art gut zubereitet ist, gleichviel wie einfach es sei. Ein reicher Mann kann sehr kostspielig und doch sehr schlecht leben, und ein armer Mann kann sehr einfach und doch sehr gut leben, wenn er das Glück hat, in seiner Frau oder seiner Magd eine gute Köchin zu besitzen.

Das werthloseste Glied in einer Familie ist eine Hausfrau, die schlecht wirthschaftet, oder ein träges Frauenzimmer irgend welcher Art. Das schöne Geschlecht hat bisweilen in Betreff dessen, was sie selbst angeht, sehr scharfe Augen. Sie

können es uns bis auf Fadenbreite sagen, wenn eine Falbel zu schmal ist, oder eine Falte zu tief sitzt. Aber wenn ihr Wissen sich nur auf ihren Putz erstreckt, so sind sie nicht Lebensgefährtinnen, sondern Belästigungen. Wenn sie nichts von ihrer Küche verstehen und sich auf die Köchin verlassen müssen, so wird ihr Tisch bald unerträglich werden. Schlechte Suppe, weicher und schlabberiger Fisch, Braten, auswendig verbrannt und inwendig noch roh, sind verdrießliche Gaben. Der Mann wird bald von dem Barmeciden-Schmause fliehen und seine Zuflucht zu seinem Club nehmen, wo er nicht nur Speisen, die er verdauen kann, finden, sondern auch zugleich dem häuslichen Unfrieden entgehen kann, der daheim die gewöhnliche Begleitung schlecht gekochter Lebensmittel ist.

Herr Smee sagt, daß „die Anzahl der Fälle von Krankheiten der Verdauungsorgane, die in England vorkommen, die Anzahl ähnlicher Fälle, die sich in anderen Ländern finden, erheblich übersteigt". Die Ursache liegt darin, daß in keinem andern Lande die Menschen so viel schlecht zubereitete Nahrung essen. Selbst ein sehr oberflächlich beobachtender Reisender muß mit Ueberraschung und Bewunderung bemerkt haben, mit welcher Raschheit ein Diner von acht oder zehn Gängen verschiedener Speisen in ausländischen Gasthöfen auf dem Tische erscheint, vorzüglich wenn er sich erinnerte, wie es an den englischen Straßen immer

und ewig nur Hammelcoteletten und Kartoffelbrei gab. Der Verfasser gedenkt seines Eintreffens in einem Wirthshause an der Landstraße in einer entlegenen Gegend der Dauphiné, unmittelbar am Fuße des Pic du Midi. Indem er einen Blick auf den Lehmfußboden der Stube und den vom Alter und Gebrauch stark mitgenommnen Zustand des Hausgeräthes that, bemerkte er gegen seinen Freund: „Wahrhaftig, hier werden wir kein Mittagsessen bekommen können". — „Warte, bis Du's siehst", war dessen Antwort. In ungefähr einer halben Stunde wurde über den Tisch (obwohl er gestützt war) ein reines Tischtuch gebreitet, und nacheinander erschienen verschiedene Gerichte: Suppe, Geflügel, „Rosbif", gebratene Kartoffeln, französische Bohnen und Brot nebst vortefflicher Butter. In den vornehmsten Gasthöfen der meisten Provinzialstädte Englands würde es nicht möglich gewesen sein, ein solches Mittagsessen zu bekommen.

Groß würde der Gewinn für das Allgemeine sein, wenn die Kochkunst zu einem nothwendigen Zweige der weiblichen Erziehung gemacht würde. Für die Armen würde dieser Gewinn unberechenbar sein. „Unter den Preisen", sagt der „Examiner", „welche die Wohlthäter beider Geschlechter auf dem Lande auszutheilen lieben, würden wir uns freuen einen zu sehen, der für die am besten gekochte Kartoffel, für das am besten gebratene Hammelcotelet und das bestgewürzte Allerlei, die beste Suppe

oder Fleischbrühe ausgesetzt wäre. Indem wir von einer gutgekochten Kartoffel schreiben, sind wir uns bewußt, daß wir uns die Geringschätzung Vieler zuziehen werden, die der Meinung sind, daß wir einer so gewöhnlichen Sache Wichtigkeit beilegen. Aber ihre Geringschätzung entspringt, wie das oft der Ursprung von Geringschätzung ist, aus ihrer Unwissenheit; denn es giebt unter hundert Menschen nicht einen, der jemals jene große Seltenheit: eine gutgekochte Kartoffel gesehen und gekostet hat."

Kurz und gut, es mangelt uns in der Küche wie in den meisten anderen Dingen an gesundem Menschenverstande. Die Nahrung sollte gebraucht und nicht gemißbraucht werden. Viel davon wird jetzt vergeudet, und zwar aus Mangel an ein wenig Geschick im Kochen desselben vergeudet. Und es wird nicht blos durch schlechtes Kochen Nahrung verschwendet, sondern es wird auch viel davon weggeworfen, was französische Frauen in etwas Wohlschmeckendes und Verdauliches verwandeln würden. Die Gesundheit, die Moral, das Familienglück, Alles ist mit der Küchenfrage verknüpft. Vor Allem ist das rechte Kochen die Dienerin der Sparsamkeit. Es benutzt die Gaben Gottes so viel und so gut sie sich irgend ausnutzen lassen. Es vergeudet nichts, sondern weiß für Alles Verwendung. Jedes englische Weib, gleichviel, ob vornehmen oder geringen Standes, sollte in einer

Kunst erfahren sein, die so viel zum Behagen, zur Gesundheit und zum Reichthum der Glieder ihres Hauswesens beiträgt.

„Es kommt mir vor“, sagt Frau Margaretha Grey, „als ob mit dem Anwachsen ungleich vertheilten Reichthums und dem Zusammendrängen der Bevölkerung unter uns eine Verfeinerung Mode geworden wäre, welche die Energie der Frauen in den oberen Classen der Gesellschaft lähmt und ihre Befähigung zu nützen beschränkt. Eine Dame muß, um eine solche zu sein, eine Dame und nichts weiter sein. . . . Damen aus der Milchwirthschaft, der Backstube, dem Vorrathszimmer, der Destillirstube, dem Hühnerhofe, dem Küchengarten und dem Obstgarten (sie hätte auch hinzufügen können: vom Spinnrad) weggeschickt, haben kaum schon für sich eine gleich nützliche und wichtige Sphäre in den Bestrebungen von Gewerbe und Kunst gefunden, der sie ihre überreiche Muße zuwenden könnten.

Zu welcher Zeit wohl hat die Gesellschaft auf der einen Seite eine so große Reihe achtbar erzogene Einzelne in Verlegenheit wegen Mangel an einem gehörigen Beruf und auf der andern eine so wuchtige Masse ungebildeter, vernachlässigter Armen aufzuweisen gehabt, die ohne Hülfe sich aus ihrem Elend und ihrer Erniedrigung nicht zu erheben vermögen? Welch ein Hinderniß für nützliche Thätigkeit und jede Erhebung des Charakters liegt darin,

daß man zu reich ist oder zu vornehme Verbindungen hat, um an irgend Etwas zu arbeiten."

Viele intelligente hochgesinnte Damen, welche die Unthätigkeit anekelt, zu welcher die „Gesellschaft" sie verurtheilt, haben in den letzten Jahren das Werk unternommen, die Armen zu besuchen und zu pflegen — ein edles Werk. Aber es steht ihnen noch eine andere Schule offen, in der sie nützlich sein lernen können. Mögen sie Hausmannskost kochen lernen und ihre Kenntniß davon unter dem Volke verbreiten. Sie werden auf diese Weise unermeßlich viel Gutes stiften und viele halbverhungerte Gatten Gottes Segen auf ihre wohlwollenden Häupter herabflehen sehen. Frauen der ärmeren Classen bedürfen viel Beistand von Denen, die besser erzogen sind, oder in bessere Verhältnisse gestellt sind als sie selbst. Die größere Hälfte derselben heirathen jung und treten plötzlich in ein Leben ein, auf das sie nicht im Geringsten vorbereitet sind. Sie wissen nichts vom Kochen, nichts vom Nähen oder Kleiderausbessern, nichts von der Kunst, das Geld ihres Mannes haushälterisch zu verwenden. Daher schlumpige und unsaubere Gewohnheiten und unbehagliche Häuslichkeiten, aus denen der Gatte oft froh ist, sich in das nächste beste Wirthshaus flüchten zu können.

Die folgende Geschichte von Joseph Corbett, einem Arbeiter aus Birmingham, vor einem Par-

laments-Comité erzählt, gilt von vielen Arbeitern in den Fabrikdistricten. „Meine Mutter", sagte er, „arbeitete von frühester Jugend auf in einer Fabrik. Sie war geschickt und fleißig, und sie stand überdies im Rufe, tugendhaft zu sein. Sie wurde für eine vortreffliche Partie für einen Arbeiter angesehen. Sie heirathete frühzeitig. Sie wurde Mutter von elf Kindern, von denen ich das älteste bin. Sie kam nach ihren besten Kräften ihren Pflichten als Frau und Mutter nach. Aber sie litt an einem beklagenswerthen Mangel an Verständniß für häusliche Dinge. In jener wichtigsten aller menschlichen Lehren, der, wie zu bewirken ist, daß der häusliche Herd einen Zauber für den Mann und die Kinder besitzt, hatte sie nie auch nur die geringste Unterweisung gehabt. Die Kinder folgten bei ihr rasch hintereinander. Wenn sie sich von ihrem Wochenbette erholt, ging sie wieder auf Arbeit, und der Säugling wurde ihr zu festgesetzten Zeiten gebracht, um seine Nahrung in Empfang zu nehmen. In dem Maße, als die Familie wuchs, verschwand Alles, was wie Behagen aussah. Nie besaß sie die Gabe, das Haus froh und behaglich zu machen. Sie kannte den Werth nicht, den es gehabt haben würde, wenn sie im Gemüthe meines Vaters Liebe zur Häuslichkeit gepflegt hätte. Nicht einen Augenblick Glück sah ich jemals unter dem Dache meines Vaters. Diesen ganzen traurigen Stand der Dinge kann ich

deutlich auf den vollständigen Mangel an Erziehung und Unterweisung bei meiner Mutter zurückverfolgen. Mein Vater ergab sich dem Trunke und seine Unmäßigkeit machte sie zänkisch. Sie machte mannigfache Anstrengungen, sich von der Fabrikarbeit zurückzuziehen, aber ihre Geldverlegenheiten trieben sie in die Fabrik zurück. Die Familie war stark, und jeder Augenblick zu Hause war nothwendig. Ich habe sie nach harter Tagesarbeit mehrere Nächte nacheinander fast die ganze Nacht aufbleiben und Wäsche waschen und ausbessern sehen. Mein Vater konnte dort sich nicht behaglich fühlen. Diese häuslichen Verpflichtungen, welche in einem wohlgeregelten Hause (selbst dem eines Arbeiters, wo Vorsicht und gute Wirthschaft herrschen) so besorgt worden sein würden, daß sie den Hausherrn nicht ärgerten, waren meinem Vater eine Art Verdrießlichkeit, und er suchte, in seiner Unwissenheit und seinem Unverstande fehlgreifend, Trost im Bierhause. Die Unbekanntschaft meiner Mutter mit den Pflichten des Haushalts, die daraus folgende Reizbarkeit und Unmäßigkeit meines Vaters, die entsetzliche Armuth, der unaufhörliche Zank, das verderbliche Beispiel für meine Brüder und Schwestern, die schlimme Wirkung auf die zukünftige Aufführung meiner Brüder — wir alle mit einander gezwungen, so jung schon auf die Arbeit zu gehen, daß unser schwacher Verdienst nur einen Schilling die Woche betrug, Kälte und

Hunger und die unzählbaren Leiden meiner Kinderjahre, das Alles drängt sich in meinem Gemüthe zusammen und überwältigt mich. Diese Erinnerungen halten eine tiefe Sehnsucht nach der Erlösung Tausender von Familien in dieser großen Stadt (Birmingham) und deren Umgebung wach, welche sich in einem ähnlichen Zustande gräßlichen Elends befinden. Meine eigene Erfahrung sagt mir, daß die Unterweisung der Frauen im Haushalte, die Belehrung derselben darüber, wie man bewirkt, daß am häuslichen Herde Frohsinn und Behagen herrschen, viel Elend und Verbrechen verhüten würde. Es würde weniger betrunkene Gatten und ungehorsame Kinder geben. Als Arbeiter sage ich nach meiner eigenen Beobachtung, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts schändlich vernachlässigt ist. Ich lege derselben mehr Wichtigkeit bei als irgend einem andern Gegenstande; denn die Frau theilt dem jungen empfänglichen Gemüthe die ersten Eindrücke mit, sie bildet das Kind, aus dem der zukünftige Mann geformt wird."

Sechzehntes Kapitel.

Die Lebenskunst.

„Niemand sei dir edel, weil
Ihm ein Stammbaum ward zu Theil.
Wenn er auch nicht hochentstammt;
Ist er edel, wenn er thut,
Was sich ziemt dem Edelmann.“

Chaucer.

„Jedermann ist der Sohn seiner eigenen Arbeit.“ Cervantes.

„Diene einer edlen Neigung; die Zeit kommt, die Dich dafür bezahlen wird.“

George Herbert.

„Obwohl man gegen die Menschen die Anklage erhebt, sie kännten ihre eigene Schwäche nicht, so kennen doch vielleicht ebenso wenige ihre eigene Stärke. Es ist mit dem Menschen wie mit den Bodenarten, wo sich häufig eine Goldader findet, von welcher der Besitzer nichts weiß.“

Swift.

„Nicht störe meinen heitern Sinn,
Was ich nicht haben mag.“ Cibber.

Die Lebenskunst verdient einen Platz unter den schönen Künsten. Wie die Literatur kann sie unter die Humaniora gerechnet werden. Sie ist die

Kunst, aus dem Leben seinen höchsten Genuß zu ziehen und durch dasselbe die höchsten Ergebnisse zu erzielen.

Um glücklich zu leben, bedarf es eines nicht kleinen Grades von Kunst. Wie die Malerei und die Poesie kommt die Lebenskunst hauptsächlich von der Natur, aber Alle können sie pflegen und entwickeln. Sie kann durch Eltern und Lehrer gefördert und durch Selbstpflege vervollkommnet werden. Ohne Intelligenz kann sie nicht bestehen.

Das Glück ist nicht wie ein großes und schönes Juwel, so ungewöhnlich und selten, daß alles Suchen nach ihm vergeblich ist, daß alle Anstrengungen, es zu erlangen, hoffnungslos sind, sondern es besteht aus einer Reihe kleinerer Juwelen, die, gruppirt und zusammengestellt, ein gefälliges und anmuthiges Ganzes bilden. Das Glück besteht im Genusse kleiner, über den Lebenspfad verstreuter Freuden, welche wir im eifrigen Suchen nach einem großen und aufregenden Vergnügen leicht übersehen. Es findet seine Freude in der Ausübung gewöhnlicher Pflichten, die getreu und ehrenvoll erfüllt werden.

Die Lebenskunst wird uns im wirklichen Leben in zahlreichen Beispielen vor die Augen geführt. Nehme man zwei Menschen mit gleichen Mitteln, von denen der eine die Lebenskunst kennt, der andere nicht. Der Eine hat das sehende Auge und

den intelligenten Geist. Die Natur ist ihm immer neu und voll von Schönheit. Er kann in der Gegenwart leben, sich das Vergangene zurückrufen und die Herrlichkeit der Zukunft vorausgenießen. Für ihn hat das Leben tiefe Bedeutung und erfordert die Erfüllung von Pflichten, die sein Gewissen befriedigen und deshalb voll Freuden sind. Er bessert an sich selbst, wirkt auf sein Zeitalter, hilft bei der Hebung der niedergedrückten Classen und ist bei jedem guten Werke thätig. Seine Hand wird nie müde, sein Geist nie matt. Er geht freudig durch das Leben und hilft Andern, sich desselben zu erfreuen. Seine sich immer weiter ausbreitende Intelligenz giebt ihm jeden Tag neue Einsicht in Menschen und Dinge. Er scheidet aus dem Leben voll Ehre und Segen, und sein größtes Denkmal sind die guten Thaten, die er verrichtet, und das wohlthätige Beispiel, das er seinen Mitmenschen gegeben hat.

Der Andere findet vergleichsweise wenig Vergnügen im Leben. Er hat das Mannesalter kaum erreicht und schon hat er die Freuden desselben ausgekostet. Das Geld hat für ihn Alles gethan, was es konnte. Und doch kommt ihm das Leben leer und freudlos vor. Das Reisen nutzt ihm nichts; denn für ihn hat die Geschichte keine Bedeutung. Er hat nur Sinn für die Betrügereien der Gastwirthe und Reisediener und die Unannehmlichkeiten, die es hat, wenn man in einem

engen Wagen eingepfercht tagelang durch große Gebirge und zwischen Bauern und Schafen hinreisen muß. Bildergalerien langweilen ihn, und er blickt in sie nur deshalb hinein, weil andere Leute das thun. Diese „Vergnügungen" werden ihm bald zum Ueberdruß, und er wird blasirt. Wenn er alt wird und alle modischen Ausschweifungen in der Runde durchgemacht hat, und es nichts mehr giebt, was ihn ergötzen könnte, so wird das Leben ihm eine Maskerade, in der er nur Schurken, Heuchler und Schmeichler erkennt. Obwohl er vom Leben keinen Genuß hat, erschreckt ihn doch der Gedanke, es verlassen zu müssen. Endlich fällt der Vorhang. Bei all seinem Reichthum ist das Leben für ihn ein Mißlingen gewesen; denn er hat die Lebenskunst nicht verstanden, ohne welche man sich des Lebens nicht freuen kann.

Nicht der Reichthum ist es, was dem Leben den rechten Zug giebt, sondern das Nachdenken, das Gefallen an Etwas, der Geschmack, die Bildung. Vor Allem sind es das sehende Auge und das fühlende Herz — sie sind unumgänglich nothwendig. Hat man diese, so kann das bescheidenste Loos gesegnet sein. Mühe und Arbeit können mit den höchsten Gedanken und dem reinsten Geschmacke verbunden sein. Das Loos des Arbeiters kann auf diesem Wege gehoben und veredelt werden. Montaigne bemerkt, daß „alle Moralphilosophie auf ein niederes und geringes Leben ebenso An=

wendung leidet wie auf das glänzendste. Jedermann trägt die ganze Form des menschlichen Zustandes in sich".

Selbst in Betreff des materiellen Behagens ist guter Geschmack ein wirklich guter Haushalter und ebenso ein Mehrer des Vergnügens. Kaum hat man die Stufen zur Thür seines Freundes überschritten, so kann man schon entdecken, ob Geschmack im Hause waltet oder nicht. Es herrscht da ein sauberes, ordentliches, wohl eingerichtetes, anmuthiges Wesen, welches uns mit Freude durchschauert, obwohl wir es uns nicht deutlich machen oder uns erklären können, wie es kommt. Es steht eine Blume im Fenster oder es hängt ein Bild an der Wand, welches zeigt, daß hier Geschmack wohnt, ein Vogel singt auf dem Fenstersims, Bücher liegen herum, und das Hausgeräth, obwohl geringer Art, ist sauber gehalten, zweckmäßig und vielleicht sogar geschmackvoll.

Die Lebenskunst erstreckt sich auf alle wirthschaftlichen Beziehungen des Hauswesens. Sie wählt gesunde Nahrung und trägt sie mit Geschmack auf; es herrscht keine Ueberfülle, der Speisezettel mag sehr bescheiden sein, aber es hat Wohlgeschmack, Alles ist so reinlich und nett, das Wasser perlt so im Glase, daß wir keine besseren Speisen und kein aufregenderes Getränk begehren.

Blicken wir in ein anderes Haus, und wir werden Fülle genug sehen, aber ohne Geschmack

und Ordnung. Der Aufwand ist größer, und doch fühlen wir uns hier nicht zu Hause. Die Atmosphäre scheint voll Unbehagen zu sein. Bücher, Hüte, Tücher und Strümpfe, die gestopft werden sollen, sind umhergestreut. Zwei oder drei Stühle sind mit eingekauften Waaren beladen. Die Stuben sind liederlich gehalten. Gleichviel, wie viel Geld darauf verwendet worden ist, es macht die Sache nicht besser. Es fehlt an Geschmack; denn die Leiterin des Hauswesens hat die Lebenskunst nicht gelernt.

Wir sehen denselben Contrast im Leben der Bewohner armer Hütten. Das Loos der Armuth wird durch Geschmack versüßt. Sie wählt die gesündeste, offenste Gegend, wo die Luft rein ist und die Straßen sauber sind. Man sieht auf den ersten Blick an den mit Sand bestreuten Stufen vor der Thür und den fleckenlosen Fensterscheiben, durch welche vielleicht blühende Rosen oder Geranien herausblicken, daß der Insasse des Hauses, wie arm er auch sei, sein Loos so gut wie möglich zu gestalten versteht. Wie verschieden ist diese Wohnung von den übeleingerichteten Hütten anderwärts, wo die schmutzigen Kinder im Rinnstein spielen, die schlumpigen Weiber an den Thürpfosten lehnen und den ganzen Ort die Luft dumpfer, mürrischer Armuth zu durchwehen scheint. Und doch kann das wöchentliche Einkommen in der andern Häuslichkeit nicht größer, vielleicht sogar geringer sein als in dieser.

Wie kommt es, daß von zwei Männern, die auf demselben Felde oder in derselben Werkstatt arbeiten, der eine so lustig wie eine Lerche, immer vergnügt, immer gut gekleidet und so rein, als seine Arbeit ihm zu sein erlauben will, ist, daß er am Morgen des Sonntags in seinem besten Anzug herauskommt, um mit seiner Familie in die Kirche zu gehen, nie ohne einen Penny in seiner Tasche ist und außerdem etwas in der Sparcasse hat, daß er ferner ein Leser von Büchern und Abonnent auf eine Zeitung ist und überdies noch ein literarisches Journal zur Lectüre für seine Familie hält, wogegen der andere Mann bei gleichem oder höherem Wochenlohn sauertöpfisch und traurig am Morgen an die Arbeit geht, immer murrt und brummt, schlecht bekleidet und schlecht beschuht ist, des Sonntags nie eher außerhalb des Hauses zu sehen ist, als gegen Mittag, wo er in Hemdsärmeln mit ungewaschenem Gesicht und ungekämmten Haaren, stieren und blutunterlaufenen Augen erscheint, während man seine Kinder, wie es scheint, ohne alle Aufsicht, um die Rinnsteine herumlaufen läßt, während ferner dieser Andere immer bei seinem letzten Heller steht, ausgenommen am Samstag-Abend, wo er aber eine lange Reihe von Schulden abzuzahlen hat — zu keinem Club gehört, nichts gespart hat, sondern buchstäblich von der Hand in den Mund lebt, nichts liest, nichts denkt, sondern sich nur plackt, ißt und trinkt und schläft — wie kommt es, daß

zwischen den beiden Leuten ein so merkwürdiger Unterschied herrscht?

Einfach aus dem Grunde, weil der Eine den Verstand und die Kunst besitzt, aus dem Leben Freude und Glück zu ziehen, selbst glücklich zu sein und Die um ihn sind glücklich zu machen, wogegen der Andere seinen Verstand nicht gepflegt hat und ganz und gar nichts von der Kunst versteht, sich oder seine Familie glücklich zu machen. Bei dem Einen ist das Leben ein Schauplatz des Liebens, Helfens und Theilnehmens, der Sorgsamkeit, des Vorbedachts und der Berechnung, des Ueberlegens, Handelns und der Pflichterfüllung; bei dem Andern ist es nur eine rauhe Hetzerei nach Essen und Trinken, an die Pflicht wird nicht gedacht, die Ueberlegung ist verbannt, niemals kommt es auch nur für einen Augenblick zu klugem Nachdenken über die Zukunft. Aber werfe man einen Blick auf die Folgen. Jener wird von seinen Mitarbeitern geachtet und von seiner Familie geliebt, er ist ein Beispiel von Wohlbefinden und von Wohlthun in Betreff Aller, die im Bereiche seines Einflusses sind, wogegen der Andere so unüberlegt und so elend ist, als es ihm die Natur erlaubt; gute Menschen gehen ihm aus dem Wege, seine Familie erschrickt, wenn sie das Geräusch seiner Fußtritte hört, seine Frau zittert vielleicht bei seiner Annäherung, er stirbt, ohne irgendwelches Bedauern hinter sich zu lassen, ausgenommen vielleicht in seiner

Familie, die er zurückläßt, indem er auf Erhaltung derselben durch die öffentliche Barmherzigkeit oder durch das von den Aufsehern ausgetheilte Almosen hofft.

Aus diesen Gründen ist es für Jedermann der Mühe werth, die wichtige Kunst, wie man glücklich lebt, zu studiren. Auch der ärmste Mann kann hiermit einen größeren Betrag von Freude und Segen aus dem Leben ziehen. Die Welt braucht kein „Thal der Thränen" zu sein, wenn wir nicht selbst wollen, daß es eins ist. Wir haben in großem Maße Gewalt über unser eigenes Geschick. Jedenfalls ist unser Gemüth unser Eigenthum, wir können hier beglückende Gedanken pflegen, wir können unsere Temperamente und Neigungen in beträchtlicher Ausdehnung regeln und beherrschen, wir können uns selbst erziehen und den besseren Theil unseres Wesens heraustreten lassen, der bei den meisten Menschen einen tiefen Schlaf thun darf; wir können gute Bücher lesen, reine Gedanken hegen und ein Leben voll Friede, Mäßigkeit und Tugend führen, so daß wir uns die Achtung guter Menschen erwerben und unseren Nachkommen den Segen eines frommen Beispiels hinterlassen.

Die Lebenskunst zeigt sich am Besten in der Häuslichkeit. Die erste Bedingung einer glücklichen Häuslichkeit, wo gute Einflüsse die schlechten überwiegen, ist Comfort. Wo sich nagende Sor-

gen, Nörgelei, Unsauberkeit, Schlumpigkeit und Schmutz finden, da kann für Mann und Weib nur wenig Comfort sein. Der Gatte, welcher den ganzen Tag über gearbeitet hat, erwartet eine Entschädigung für seine Plackerei. Das Wenigste, was seine Frau für ihn thun kann, ist, daß sie sein Haus schmuck, nett und rein macht, wenn er am Abend nach Hause kommen will. Das ist die echteste Wirthschaftlichkeit, das beste Haushalten, die würdigste Leitung des Hauswesens, wo die Frau die Häuslichkeit so freundlich und angenehm gestaltet, daß es einem Manne, wenn er sich ihr nähert, zu Muthe ist, wie wenn er im Begriff wäre, in ein Heiligthum zu treten, und daß, wenn er dort ist, keine Anziehungskraft eines Bierhauses ihn von da wegzuziehen im Stande ist.

Einige sagen, wir hielten zu viel vom Comfort. Das Wort ist wesentlich englisch, und es heißt, daß es sich seiner vollen Bedeutung nach in keiner fremden Sprache wiedergeben lasse. Es ist innig verbunden mit dem Kaminfeuer. In wärmeren Klimaten richten es die Menschen so ein, daß sie draußen im Freien leben. Sie sonnen sich in den Straßen. Die Hälfte ihres Lebens vergeht unter freiem Himmel. Die milde Luft lockt sie heraus und hält sie draußen fest. Sie betreten ihre Häuser lediglich, um zu essen und zu schlafen. Man kann kaum sagen, daß sie da leben.

Wie verschieden davon verhält sich's mit uns.

Die rauhe Luft draußen während so vieler Monate des Jahres treibt uns in das Haus hinein. Daher pflegen wir alle Arten häuslicher Freuden. Daher die Schaar von angenehmen Vorstellungen, die im Gemüthe aufsteigen, wenn das Wort Daheim genannt wird. Daher ist Comfort der Gott unserer Häuslichkeit.

Wir sind nicht damit zufrieden, ein Heim zu haben. Es muß behaglich sein. Die Unglücklichsten sind in der That Diejenigen, welche kein Heim besitzen — die Heimathslosen. Aber nicht weniger elend sind Die, deren Häuslichkeit kein Behagen hat, Die, von welchen Charles Lamb einst gesagt hat: „Die Heimstätten der sehr Armen sind keine Heimath". Das trauliche Behagen also ist die Seele der Häuslichkeit, ihr wesentliches Princip, ihr Lebenselement.

Comfort, Behaglichkeit bedeutet nicht blos eine warme Stube, gute Möbel, gutes Essen und Trinken, sondern es bedeutet etwas Höheres als dies, es bedeutet Reinlichkeit, reine Luft, Ordnung, Genügsamkeit — mit einem Worte Wirthschaftlichkeit im Hause und ein gutes Regiment. Behagen ist der Boden, in welchem das Menschenwesen emporwächst und gedeiht — nicht blos physisch, sondern moralisch. Das Behagen ist in der That die Wurzelerde vieler Tugenden.

Reichthum ist nicht nöthig zum Behagen. Der Luxus verlangt Reichthum, nicht aber das Be-

hagen. Die Häuslichkeit eines armen Mannes kann, wenn sie nur mäßig mit der Nothdurft des Lebens versehen ist, ihr aber eine saubere, genügsame Hausfrau vorsteht, alle Elemente eines behaglichen Lebens enthalten. Unbehaglichkeit wird größtentheils nicht sowohl durch den Mangel an hinreichenden Mitteln, als durch den Mangel an der erforderlichen Kenntniß von der Haushaltungskunst verursacht.

Die Behaglichkeit ist, wie zugestanden werden muß, in großem Maße relativ. Was dem Einen zum Behagen genügt, würde einem Andern als Elend erscheinen. Selbst der geringste Arbeiter würde es als ein Elend betrachten, wenn er leben sollte, wie der Adel noch vor ein paar Jahrhunderten lebte, wenn er auf Stroh schlafen und in Zimmern wohnen sollte, die mit Binsen bestreut wären. Wilhelm der Eroberer hatte weder ein Hemd auf dem Leibe noch eine Glasscheibe an seinen Fenstern. Die Königin Elisabeth war die erste, welche Strümpfe trug; alle Königinnen vor ihr waren strumpflos.

Das Behagen hängt ebenso sehr von den Personen als von den Dingen ab. Aus dem Charakter und Temperament Derjenigen, welche die Häuslichkeit regieren, geht das Gefühl des Behagens viel mehr hervor als aus hübschem Hausgeräth, gewärmten Zimmern oder Luxusgegenständen und Bequemlichkeiten des Haushalts.

Behagliche Leute sind stets von freundlicher Gemüthsart. Gute Laune kann als unumgängliche Bedingung des Behagens hingestellt werden. Es muß Friede herrschen, gegenseitiges Ertragen, gegenseitige Neigung, sich zu helfen, und Neigung, Alles zum Besten zu wenden. „Besser ein Mittagsbrot von Kraut mit Liebe als ein gemästeter Ochse mit Haß."

Behagliche Leute sind Personen von gesundem Menschenverstand, rücksichtsvollem Wesen, Klugheit und Sparsamkeit. Sie haben eine natürliche Verwandtschaft mit Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, mit Güte und Wahrhaftigkeit. Sie machen keine Schulden; denn dies ist eine Abart von Unehrlichkeit. Sie leben nach ihren Mitteln und legen Etwas für Zeiten der Noth zurück. Sie sorgen für die Angelegenheiten ihres Hauswesens, und doch fehlt es ihnen für passende Gelegenheiten nicht an Gastlichkeit und Wohlwollen. Und was sie thun, wird ohne Aufsehen zu machen gethan.

Behagliche Leute thun Alles nach der Ordnung. Sie sind systematisch, stetig, nüchtern, fleißig. Sie kleiden sich behaglich. Sie passen sich der Jahreszeit an, so daß sie weder im Winter frösteln noch im Sommer schwitzen. Sie quälen sich nicht ab, um „modisch zu erscheinen". Sie geben mehr für warme Strümpfe als für goldene Ringe aus und ziehen gesundes gutes Bettzeug prunkvollen Fenstervorhängen vor. Ihre Stühle sind

gediegen, keine Kinkerlitzchen. Man kann sich getrost auf sie setzen, obwohl sie gerade keine Zierde des Zimmers sein mögen.

Die Einrichtung der Häuslichkeit hängt größtentheils von der Frau ab. Sie ist nothwendigerweise die Leiterin jeder Familie und jedes Haushalts. Wie viel muß daher von ihrer intelligenten Mitwirkung abhängen! Das Leben des Mannes dreht sich um die Frau. Sie ist die Sonne seines socialen Systems. Sie ist die Königin seines häuslichen Lebens. Das Behagen jedes Hauses hängt hauptsächlich von ihr ab — von ihrem Charakter, ihrem Temperament, ihrer Organisationsgabe und ihrer Art, die Geschäfte zu leiten. Ein Mann kann haushälterisch sein, aber wenn zu Hause keine Wirthschaftlichkeit herrscht, wird seine Genügsamkeit vergleichsweise nutzlos sein. „Ein Mann kann nicht sparen", sagt das Sprichwort, „ausgenommen wenn seine Frau es zuläßt."

Sparsamkeit im Hauswesen ist eine einfache, aber eine wohlthätige Tugend. Obwohl ungesehen von der Welt macht sie viele Leute glücklich. Sie wirkt auf die Einzelnen, und indem sie dieselben hebt, hebt sie auch die ganze Gesellschaft. Sie ist in der That ein Recept von unfehlbarer Wirksamkeit, welches der größtmöglichen Zahl Menschen das größtmögliche Glück verschafft. Ohne sie sind die Gesetzgebung, die Wohlthätigkeit und die Menschenliebe bloße Palliativmittel, die häufig schlimmer

als nutzlos sind, weil sie Hoffnungen zeigen, die größtentheils getäuscht werden.

Wie glücklich geht ein Mann an seine Arbeit oder sein Geschäft, und wie doppelt glücklich kehrt er von da zurück, wenn er weiß, daß mit seinen Mitteln sorgfältig gewirthschaftet wird, und daß sie von einer verständigen und haushälterischen Frau klug verwendet werden. Eine solche Frau ist nicht nur eine Macht in ihrem eigenen Hause, sondern ihr Beispiel wirkt fort auf ihre Nachbarn, und sie steht unter ihnen als ein Muster und Exempel da. Die Gewohnheiten ihrer Kinder bilden sich nach ihren Gewohnheiten, ihr thatsächliches Leben wird das Modell, nach dem sie sich unbewußt gestalten; denn das Beispiel spricht stets mehr als Worte, es ist Belehrung durch Handeln — Weisheit an der Arbeit.

Den ersten Rang unter den Eigenschaften des Weibes nimmt der intelligente Gebrauch ihrer Hände und Finger ein. Jedermann weiß, wie nützlich, wie unumgänglich für das Behagen eines Hauswesens eine saubere, wirthschaftlich waltende, fingergewandte Frau ist. Pestalozzi hat mit seinem gewöhnlichen Scharfblick bemerkt, daß die halbe Erziehung eines Weibes durch ihre Finger geht. Klugheit und Tüchtigkeit sitzen an ihren Fingerspitzen. Aber mit der Sparsamkeit muß auch Verstand verbunden sein, sie müssen Hand in Hand gehen. Eine Frau muß nicht blos geschickt mit

ihren Fingern sein, sondern auch die Gabe besitzen, die Arbeit des Hauswesens zu organisiren.

Die Sache muß Methode haben. Der verstorbene Sir Arthur Helps bemerkte, „daß die Frauen, wie sie gegenwärtig erzogen werden, meistentheils keine Methode haben. Doch dies könnte gewiß durch Anleitung gebessert werden. Nehmen wir ein ganz einfaches und bescheidenes Beispiel. Wie kommt es, daß ein Koch stets besser als eine Köchin ist? Einfach deshalb, weil ein Mann in seinen Einrichtungen methodischer verfährt und sich mehr auf seine Gewichte und Maße verläßt. Ein ausgezeichneter Arzt sagte mir, daß es den Frauen unbedingt an der Werthschätzung der Zeit mangele. Aber ich halte dies nur für ein Beispiel ihres allgemeinen Mangels an Genauigkeit, wofür es leicht helfende Heilmittel giebt, das heißt, wenn man genügend frühzeitig damit beginnt".

Es bedarf folglich zu erfolgreicher Leitung eines Haushalts der Methode. Ohne diese geht die Arbeit weder in Amtsstuben oder Werkstätten, noch in der Häuslichkeit zufriedenstellend von statten. Durch gehörige Anordnung der Arbeit, dadurch, daß Alles zu rechter Zeit geschieht, mit Hinblick auf Ersparniß an Arbeit kann ein großer Betrag von Geschäften besorgt werden. Vor der Methode flieht die Verwirrung und verschwindet die Liederlichkeit. Es giebt auch eine Methode im Ausgeben,

in der Verwendung von Geld, die für die Hausfrauen ebenso werthvoll ist als die Methode in der Verrichtung ihrer Arbeit. Das Geld schlüpft manchen Leuten wie Quecksilber durch die Finger. Wir haben bereits gesehen, daß viele Männer Verschwender sind. Aber viele Frauen sind ebenso. Wenigstens wissen sie nicht, wie sie den Verdienst ihres Mannes auf das vortheilhafteste verwenden können. Man findet die Dinge nicht an ihrer rechten Stelle — Krausen und Manschetten und schlecht gestopfte Strümpfe — feine Hüte und benagelte Schuhe — Seidenkleider und schmutzige Unterröcke liegen durcheinander, während der Hausherr zerfetzt und mit zerlumpt und kaum etwas Reinem an sich herumgeht.

Fleiß ist natürlich von wesentlicher Bedeutung. Er ist die Seele des Geschäfts, aber ohne Methode wird der Fleiß weniger leisten. Der Fleiß kann manchmal wie Verwirrung aussehen. Aber die methodische und fleißige Frau besorgt ihre Arbeit in ruhiger, stetiger Weise — ohne Lärm oder Geräusch oder Staubwolken.

Klugheit ist eine andere für die Führung eines Hauswesens wichtige Eigenschaft. Die Klugheit entsteht aus gebildetem Verstande, sie bedeutet praktische Weisheit. Sie steht in Beziehung zum Passenden, zum Gehörigen, sie giebt ihr Urtheil ab, was in jedem Falle, wo etwas zu thun, das Rechte und was der rechte Weg, es zu thun, ist.

Sie berechnet die Mittel, die Reihenfolge, die Zeit und die Methode dessen, was zu geschehen hat. Die Klugheit lernt viel von der durch Wissen beschleunigten Erfahrung.

Pünktlichkeit ist eine weitere hochwichtige Eigenschaft für das Haushalten. Wie viel Murren würde im häuslichen Leben vermieden werden, wenn dieser Tugend ein wenig mehr Aufmerksamkeit geschenkt würde! Späte Frühstücke und späte Mittagsmahlzeiten, „zu spät“ für Kirche und Markt, „Scheuerfeste“ außer der Zeit, „Waschfeste“, die sich bis Mitternacht ausdehnen, Rechnungen, die mit „Kommt morgen wieder“ zurückgewiesen werden, unerfüllte Zusagen und Versprechungen — was für ein Heer kleiner Ungehörigkeiten fallen Einem bei dem Gedanken an eine unpünktliche Hausfrau ein! Die unpünktliche Frau wird wie der unpünktliche Mann verhaßt, weil sie unsere Zeit verzehrt, unseren Plänen in den Weg tritt, unbehagliche Gefühle verursacht und uns thatsächlich sagt, daß wir nicht bedeutend genug sind, um sie zu größerer Pünktlichkeit zu veranlassen. Für den Geschäftsmann ist Zeit Geld, und für die Geschäftsfrau ist sie noch mehr, ist sie Friede, Behagen und häusliches Gedeihen.

Ausdauer ist wieder eine gute Gewohnheit beim Haushalten. Man entwerfe einen guten Plan und halte dann an ihm fest. Lasse man sich von ihm nicht ohne genügenden Grund abwendig

machen. Folge man ihm fleißig und getreu, und er wird zu rechter Zeit schon Früchte tragen. Ist der Plan ein kluger, auf praktische Weisheit begründeter, so werden alle Dinge nach ihm hingravitiren, und es wird sich eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen allen Theilen des häuslichen Systems herstellen.

Wir könnten zahlreiche, dem Leben entnommene Beispiele für die Wahrheit dieser Bemerkungen anführen, aber der uns zugemessene Raum ist nahezu ausgefüllt, und wir müssen dem Leser überlassen, sich dieselben aus seiner eigenen Erfahrung zu nehmen.

Es giebt eine Menge anderer Beispiele für die Kunst, sich das Leben glücklich zu gestalten, welche herangezogen werden könnten. Die Herrschaft über unser Temperament ist eine Kunst, die voll von wohlthätigen Folgen ist. Durch Güte, Heiterkeit und Langmuth können wir beinahe so viel und so oft, als wir nur wollen, glücklich sein und zu derselben Zeit Glück nach allen Richtungen um uns verbreiten. Wir können glückliche Gedanken in uns und Anderen pflegen. Wir können von nüchternen Gewohnheiten sein. Was soll eine Frau mit ihren Kindern von einem dem Trunk ergebenen Gatten und Vater denken? Wir können sauber in unserer Sprache sein und das Fluchen und Lästern fliehen — die nichtsnutzigste, bedeutungsloseste und roheste aller Gemeinheiten. Nichts

kann so albern und bedeutungslos, um nicht zu sagen so entsetzlich, sündhaft und widerlich sein als die im Munde gemeiner Fluchhelden so gewöhnlichen Flüche und Schwüre. Sie sind zwecklose Entheiligungen erhabener Personen und Gegenstände, Gottlosigkeit ohne Anlaß, Blasphemie ohne Entschuldigung.

Dies bringt uns auf die Bemerkung, daß wir in unserm Lande nicht genügend in der Kunst guter Manieren unterrichtet sind. Wir sind ziemlich barsch und bisweilen unnahbar. Manieren machen allerdings nicht den Mann, wie das Sprichwort behauptet, aber Manieren machen den Menschen viel angenehmer. Man kann edlen Herzens, rechtschaffen in seinem Thun, tugendhaft in seiner Aufführung sein und doch ein unmanierlicher Gesell. Milde Denkart und sanftes Benehmen erst machen den vollendeten Gentleman.

Mit guten Manieren meinen wir nicht Etiquette. Diese ist nur eine herkömmliche Reihe von Regeln, welche die sogenannte „gute Gesellschaft" angenommen hat, und viele von den Regeln der Etiquette sind ihrem Wesen nach roh. Die Etiquette erlaubt gentilen Leuten nicht, einen Mann auf der Straße zu kennen, der einen abgeschabten Rock trägt, und wenn er ihr Bruder wäre. Die Etiquette lügt mit ihrem „Nicht zu Hause" — was man Dienstboten Denen melden läßt, die zu unbequemer Zeit ihren Besuch machen.

Gute Manieren umfassen mancherlei Erfordernisse, aber sie bestehen hauptsächlich in Höflichkeit, Artigkeit und Freundlichkeit. Sie lassen sich nicht durch Regeln lehren, wohl aber durch Beispiel. Man hat gesagt, Höflichkeit sei die Kunst, den Menschen durch äußere Zeichen die innere Hochachtung zu bezeugen, die wir vor ihnen hegen. Aber man kann vollkommen höflich gegen Jemand sein, ohne nothwendig Achtung vor ihm zu empfinden. Gute Manieren sind nicht mehr und nicht weniger als ein schönes Benehmen. Man hat mit Recht gesagt, daß „eine schöne Gestalt besser als ein schönes Gesicht und ein schönes Betragen besser als eine schöne Gestalt ist; es erweckt höhere Freude als Statuen und Gemälde, es ist die schönste der schönen Künste".

Die Art und Weise, wie man handelt, ist der Schmuck der Handlung. In der That, eine gute Handlung, die nicht auf gute Art gethan wird, verliert die Hälfte ihres Werthes. Ein armer Teufel geräth in Verlegenheit und erbittet sich Hülfe von einem Freunde. Er erlangt sie, aber sie wird mit einem: „Da, nimm, aber ich borge nicht gern" gewährt. Die Hülfe wird mit einer Art Fußtritt geleistet und kaum als Gefallen hingenommen. Die Manier des Gebens bohrt und nagt noch lange Zeit im Gemüthe des Empfängers. So bedeuten denn gute Manieren gütige Manieren; denn das Wohlwollen ist das vorwiegende Element

in allen Arten angenehmen Verkehrs unter menschlichen Wesen.

Man erzählt eine Geschichte von einem armen Soldaten, der eines Tags im Laden eines Haarkünstlers, der gerade mit seinen Kunden beschäftigt war, vorsprach und um eine Gabe bat, indem er angab, er habe sich über seinen Urlaub hinaus verspätet, und wenn man ihm nicht auf die Postkutsche hälfe, erwarteten ihn Strapatzen und schwere Strafe. Der Haarkünstler horchte seiner Geschichte achtungsvoll zu und gab ihm dann eine Guinee. „Gott segne Sie, mein Herr", rief der Soldat aus, erstaunt über den Betrag. „Wie kann ich das Ihnen wiederbezahlen. Ich habe ja nichts in der Welt als dies" — womit er ein schmutziges Stück Papier aus der Tasche zog — „es ist ein Recept zur Verfertigung von Schuhwichse, es ist die beste, die je gesehen wurde, manche halbe Guinee hat sie mir von den Offizieren eingetragen, und manche Flasche habe ich davon verkauft, mögen Sie im Stande sein etwas dafür zu bekommen, was Sie für Ihre Güte gegen den armen Soldaten bezahlt." Wunderlich genug erwies sich dieses schmutzige Papier für den Haarkünstler eine halbe Million werth. Es war nichts weniger als das Recept zu der berühmten Glanzwichse von Day und Martin, indem der Haarkünstler der verstorbene reiche Herr Day war, dessen Fabrik eine der Sehenswürdigkeiten der Metropole ist.

Man hat angenommen, daß gute Manieren ein besonderes Merkmal der Vornehmheit seien, und daß der Einzelne, der sie zeige, durch seine Geburt einer der obern Classen der Gesellschaft angehören müsse. Aber die ärmsten Classen können gegen einander gute Manieren zeigen wie die reichen. Man kann höflich und freundlich gegen Andere sein, ohne einen Penny in der Tasche zu haben. Die Höflichkeit geht sehr weit, und doch kostet sie nichts. Es ist die wohlfeilste aller Waaren. Aber es bedarf bei guten Manieren für uns der Lehre gerade so wie bei anderen Dingen. Gewissen glücklichen Naturen ist ein artiges Benehmen angeboren. Aber der Masse der Menschen muß es anerzogen werden, und dies kann erfolgreich nur in der Jugend geschehen.

Wir haben gesagt, daß Arbeiter mit Vortheil gute Manieren studiren könnten. Warum sollten sie nicht Achtung vor sich selbst und vor einander haben? Durch ihr Verhalten gegen einander — mit anderen Worten, durch ihre Manieren — drückt sich ja ihre Selbstachtung und ihre gegenseitige Achtung vor einander aus. Wir sind erstaunt über die Artigkeit, die selbst bei den ärmsten Classen auf dem Festlande herkömmlich ist. Der Arbeiter grüßt beim Vorübergehen seinen Kameraden bei der Arbeit achtungsvoll durch Abnehmen der Mütze. Es liegt hierin kein Opfer der Manneswürde, sondern vielmehr Anmuth und Selbstgefühl. Der

Arbeiter achtet, indem er seinen Kameraden achtet, sich selbst und seinen ganzen Stand. Es liegt in der Art, mit der man ausdrückt, daß man sich kennt, wie in der Weise, in der man dies äußert, ein freundlicher Sinn.

Wir könnten in dieser Sache viel von dem französischen Volke lernen. Die Franzosen sind nicht blos höflich gegen einander, sondern sie haben auch größere Achtung vor dem Eigenthum. Der Eine und der Andere mag geneigt sein, dies nach der vor Kurzem erfolgten Zerstörung von Gebäuden in Paris in Zweifel zu ziehen. Aber die Communisten müssen durchaus als Leute betrachtet werden, die eine Ausnahme bilden, und um den französischen Charakter zu verstehen, müssen wir auf das Ganze der Bevölkerung blicken, die über Frankreich zerstreut lebt. Da finden wir das Eigenthum viel mehr geachtet als unter uns selbst. Selbst der Bettler vergreift sich nicht an den Obstbäumen an der Landstraße, obwohl Niemand zu deren Schutze da ist. Die Ursache davon ist, daß Frankreich ein Land voll kleiner Grundbesitzer ist, daß das Grundeigenthum viel allgemeiner verbreitet und Angriffen ausgesetzt ist, und daß selbst Eltern der niedrigsten Classe ihre Kinder in sorgfältigem Umgehen mit dem Eigenthum Anderer und treuer Achtung vor demselben erziehen.

Diese Achtung vor dem Eigenthum ist ferner begleitet von der Achtung vor den Gefühlen Anderer,

was eben Das ausmacht, was wir gute Manieren nennen. Dies wird den Kindern aller Stände in Frankreich sorgfältig eingeprägt. Sie sind sehr selten grob. Sie sind artig gegen Fremde. Sie sind artig gegen einander. Samuel Laing macht in seinen „Aufzeichnungen eines Reisenden" folgende Bemerkungen: „Diese Rücksicht auf die Gefühle Anderer in Allem, was wir thun, ist eine sittliche Gewohnheit von großem Werthe, wenn sie allgemein verbreitet ist und in die häusliche Unterweisung jeder Familie eindringt. Es ist eine Erziehung in der Moral für Eltern und Kinder, die durch das Medium äußerer Manieren bewirkt wird. . . . Es ist eine schöne Auszeichnung des Nationalcharakters und der gesellschaftlichen Oekonomie Frankreichs, daß hier die praktische Sittlichkeit allgemeiner durch das Benehmen der Leute unter einander gelehrt wird, als in irgend einem andern Lande Europas".

Dasselbe freundliche Wesen könnte in dem ganzen gesellschaftlichen Verkehr der Arbeiter miteinander obwalten. Es giebt keinen Augenblick in ihrem Leben, wo sie nicht Gelegenheit fänden, gute Manieren an den Tag zu legen — in der Werkstatt, auf der Straße und daheim. Wofern nur der Wunsch vorhanden ist, Anderen durch freundliche Blicke und Geberden wohlzuthun, wird sich die Gewohnheit mit jedem Thun gute Manieren zu verbinden bald herausbilden. Es ist nicht blos

die Freude, die man Anderen durch freundliches Auftreten ihnen gegenüber bereitet, man hat davon selbst zehnmal mehr Freude. Der Mann, welcher aufsteht und seinen Stuhl einer Frau oder einem alten Manne anbietet, wird — so gewöhnlich die Handlung auch scheinen mag — durch sein eigenes Herz belohnt, und ein Freudenschauer überläuft ihn in dem Augenblicke, wo er den Betreffenden diese Freundlichkeit erwiesen hat.

Arbeiter sollten gegen einander umsomehr guter Manieren sich befleißigen, weil sie genöthigt sind, fortwährend mit und unter einander zu leben. Sie stehen in steter Berührung mit ihren Kameraden, während die reicheren Classen sich nicht unter die Menschen zu mischen brauchen, wenn es ihnen nicht beliebt, und sie dann sich Diejenigen heraussuchen können, die ihnen gefallen. Das Glück des Arbeiters hängt viel mehr von den freundlichen Blicken, Worten und Handlungen seiner unmittelbaren Umgebung ab, als das des reichen Mannes. So verhält sich's in der Werkstatt, und ebenso ist's zu Hause. Hier kann der Arbeiter sich nicht in seine Studirstube zurückziehen, sondern muß unter seiner Familie, neben seiner Frau, in der Umgebung seiner Kinder sitzen bleiben. Und er muß entweder freundlich mit ihnen leben, indem er sich gütig und liebreich gegen seine Familie beträgt, oder das unerträgliche Elend gegenseitiger Unfreundlichkeit sehen, leiden und dulden.

Zugegeben, daß Arbeiter Schwierigkeiten auf ihrem Wege finden, wenn sie die Kunst guter Manieren pflegen, daß ihre Verhältnisse oft sehr beschränkt sind und ihre Lage eine ungünstige ist, so ist doch kein Mensch so arm, daß er, wenn er nur will, nicht höflich und freundlich sein könnte, und Höflichkeit und Freundlichkeit ist das innerste Wesen guter Manieren. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen kann man versuchen, sein Bestes zu thun. Wenn man das thut, wenn man mit Allen artig und freundlich spricht, so wird das Ergebniß so befriedigend sein, sich so sehr selbst belohnen, daß man dadurch nur angeregt werden kann, auf diesem Wege zu beharren. Man wird daheim Freude um sich verbreiten, sich seine Kameraden zu Freunden machen und mit gesteigertem Wohlwollen und Respect von jedem wohlgesinnten Arbeitgeber betrachtet werden. Der höfliche Arbeiter wird eine gesteigerte Macht unter seiner Classe ausüben und sie allmählich dahin bringen, ihn nach seiner ausdauernden Stetigkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit nachzuahmen. So reformirte Benjamin Franklin, als er Arbeiter war, die Gewohnheiten einer ganzen Werkstatt.

Sodann ist neben der allgemeinen Freude, die aus der Ausübung guter Manieren entspringt, viel gesunder und unschuldiger Genuß aus Vergnügungen verschiedener Art zu schöpfen. Man kann nicht immer arbeiten, essen und schlafen. Es

muß Zeit zur Erholung gegeben sein — Zeit zu geistigen Freuden — Zeit zu körperlicher Bewegung.

Es liegt ein tiefer Sinn in dem Worte Vergnügung, ein viel tieferer als die meisten Menschen zuzugeben geneigt sind. In der That, die Kunst, sich recht zu vergnügen, ist ein wichtiger Theil der Erziehung. Es ist ein Irrthum, wenn man meint, daß Der, welcher ein Spiel im Freien spielt, seine Zeit verschwendet. Sich irgendwie vergnügen, heißt nicht, Zeit verschwenden, sondern Leben sparen.

Man erhole sich häufig, mache sich oft Bewegung, wenn man sich einer guten Gesundheit erfreuen will. Erholt man sich nicht, macht man sich keine Bewegung, so werden die Folgen sich bald in körperlichem Unwohlsein zeigen, welches stets sitzende Gewohnheiten begleitet. „Die Studirenden", sagt Lord Derby, „die sich einbilden, keine Zeit zu körperlicher Bewegung zu haben, werden früher oder später Zeit zum Kranksein finden."

Es giebt Leute in der Welt, welche, wenn sie die Macht besäßen, den Himmel mit Flor behängen, ein Leichentuch über den schönen, lebenspendenden Busen unseres Planeten breiten, die hellen Sterne vom Himmel abreißen, die Sonne mit Wolken verschleiern, den Silbermond von seiner Stelle am Firmament abpflücken, unsere Gärten und Felder und alle Blumen, mit denen sie geschmückt sind,

zuschließen und die Welt zu einer Atmosphäre voll Düsterkeit und Freudlosigkeit verdammen würden. Hierin liegt weder Vernunft noch Moralität und noch weniger Religion.

Ein gütiger Schöpfer hat den Menschen mit einer außerordentlichen Befähigung zum Genusse begabt, hat ihn in eine schöne und liebliche Welt gesetzt, ihn mit guten und schönen Dingen umgeben und ihm die Gabe verliehen, zu lieben, theil zu nehmen, zu erzeugen, zu genießen und so ein ehrenvolles glückliches Wesen zu werden, welches Gottes Werk zur Vollkommenheit erhebt und sich der göttlichen Schöpfung erfreut, in deren Mitte es lebt.

Mache man einen Menschen glücklich, und seine Handlungen werden ebenfalls Glück hervorrufen. Verurtheile man ihn zu düsteren Gedanken und elenden Verhältnissen, und man wird ihn finster, unzufrieden, mürrisch und wahrscheinlich lasterhaft machen. Daher finden wir fast ohne Unterschied Rohheit und Verbrechen unter Denen, welche nie gewohnt gewesen sind, heiter zu sein, deren Herzen verschlossen gewesen sind gegen die reinigenden Einflüsse eines frohen Verkehrs mit der Natur oder eines erleuchteten und heiteren Zusammenseins mit Menschen.

Der Mensch hat einen starken angeborenen Trieb nach Erholung und Vergnügen, und derselbe ist ihm wie alle anderen natürlichen Triebe zu einem weisen Zwecke eingepflanzt worden. Er

läßt sich nicht zurückdrängen, sondern wird in der oder jener Gestalt ausbrechen. Jeder wohlgezielte Versuch, ein harmloses Vergnügen zu fördern, ist so viel werth wie ein Dutzend Predigten gegen verderbliche. Wenn wir nicht für die Gelegenheit zum Genusse gesunder Freuden sorgen, so werden die Menschen sicher für sich selbst lasterhafte auffinden. Sydney Smith sagte ganz richtig: „Um das Laster mit Erfolg angreifen zu können, müssen wir etwas Besseres an seine Stelle setzen".

Reformatoren auf dem Gebiete der Mäßigkeitssache haben sich nicht genug überlegt, wie sehr die Gewohnheit in unserm Lande, viel zu trinken, die Folge von grobem Geschmack und von den zu beschränkten Gelegenheiten ist, welche bei uns existiren, Zutritt zu Vergnügungen von harmloser und bessernder Tendenz zu erlangen. Der Geschmack des Arbeiters hat unausgebildet bleiben können, die gegenwärtigen Bedürfnisse nehmen seine Gedanken ein, die Befriedigung seiner Triebe ist sein höchstes Vergnügen, und wenn er ausspannt, überläßt er sich maßlosem Genusse von Bier oder Whisky. Die Deutschen waren zu einer gewissen Zeit das trunksüchtigste aller Völker, sie gehören jetzt zu den nüchternsten. „So betrunken wie ein deutscher Bauernlümmel", war eine landläufige Redensart. Wie hat man ihnen den Trunk abgewöhnt? vorzüglich durch Erziehung und Musik.

Die Musik hat eine höchst humanisirende Wirkung. Die Pflege dieser Kunst hat einen sehr günstigen Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit. Sie schafft eine Quelle von Freuden in jeder Familie. Sie giebt der Häuslichkeit einen neuen Reiz. Sie macht den gesellschaftlichen Verkehr heiterer. Vater Matthew ließ auf seine Bewegung für die Mäßigkeitssache eine Bewegung für den Gesang folgen. Er förderte das Entstehen von Gesangvereinen über ganz Irland, denn er fühlte, daß er, nachdem er dem Volke seinen Whisky genommen, ihm an dessen Stelle ein gesundes Reizmittel geben mußte. Er gab ihnen die Musik. Sängergesellschaften wurden errichtet, um den Geschmack des irischen Volkes zu verfeinern, seine Sitten zu mildern und die große Masse menschlicher zu machen. Aber wir fürchten, daß das von Vater Matthew gegebene Beispiel bereits wieder vergessen ist.

„Was für eine Fülle von Freuden", sagt Channing, „hat unser Schöpfer in unser Bereich gestellt, indem er uns mit einer Atmosphäre umgab, die man zu holden Tönen gestalten kann! Und doch geht seine Güte an uns fast verloren, indem wir es an der Pflege des Organs mangeln lassen, durch welches diese Einrichtung genossen wird."

Wie sehr würde die allgemein verbreitete Pflege der Gabe der Musik uns als Volk heben! Die Kinder sollten sie in den Schulen lernen wie in Deutschland. Die Stimme der Musik würde dann

in jeder Familie gehört werden. Unsere alten englischen Volkslieder würden dann nicht mehr vergessen bleiben. Männer und Frauen könnten in den Pausen ihrer Arbeit singen, wie es die Deutschen machen, wenn sie in den Krieg ziehen oder daraus zurückkehren. Die Arbeit würde nicht schlechter gethan werden, weil sie inmitten von Musik und Frohsinn gethan würde. Der Hauch der Gesellschaft würde versüßt und die Freude würde mit der Arbeit verknüpft werden.

Warum sollte nicht in der bescheidensten Häuslichkeit einige Eleganz herrschen? Wir müssen natürlich Reinlichkeit haben, welche die Eleganz der Armen ist. Aber warum sollte man nicht auch auf angenehme und hübsche Dinge zu blicken haben? Es giebt keinen Grund, weshalb die geringeren Classen sich nicht mit Beispielen des Schönen und Wohlthuenden in allen Gestalten umgeben und so zu gleicher Zeit den Gaben Gottes und den Arbeiten des Menschen ihre Verehrung darbringen sollten. Der Geschmack am Schönen ist eine der besten und nützlichsten Gaben. Er ist einer der Gehülfen der Gesittung. Schönheit und Eleganz gehören nicht mit Nothwendigkeit zu den Wohnstätten der Reichen. Sie durchdringen Alles oder sollten das wenigstens. Schönheit ist in allen Dingen — in der Natur, in der Kunst, in der Wissenschaft, der Literatur, im gesellschaftlichen und häuslichen Leben.

Wie schön und doch wie wohlfeil sind Blumen. Nicht die exotischen, sondern was man gemeine Blumen nennt. Eine Rose zum Beispiel gehört zu dem Schönsten, womit uns die Natur anlächelt. „Die lachenden Blumen!“ ruft der Dichter aus. Aber es liegt mehr als Heiterkeit in blühenden Blumen, obwohl es einen weisen Mann erfordert, die Schönheit, die Liebe, die Zweckmäßigkeit zu sehen, von welchen sie voll sind.

Was sollten wir von einem Menschen denken, der die Blumen erfunden hätte, wobei wir also annehmen, daß vor ihm die Blumen unbekannt gewesen wären? Würde er nicht als der Eröffner eines neuen Paradieses voll Entzücken betrachtet werden? Würden wir nicht den Erfinder als Genius, als Gott begrüßen? Und doch haben diese lieblichen Sprößlinge der Erde zu dem Menschen von der ersten Morgendämmerung seines Daseins bis jetzt gesprochen und ihm von der Güte und Weisheit der Schöpfermacht erzählt, die der Erde nicht blos Das, was zur Nahrung gut war, sondern auch Blumen hervorzubringen gebot, um sie in Schönheit und Freude zu kleiden.

Bringe man eine der gemeinsten Feldblumen in ein Zimmer, stelle man sie auf einen Tisch oder Kaminsims, und man scheint einen Strahl Sonnenschein in den Raum gebracht zu haben. Es liegt eine gewisse Heiterkeit in den Blumen. Was für eine Wonne sind sie für den welken Kranken!

Sie sind wie ein süßer Freudentrunk, sie kommen wie Boten vom Lande draußen, die zu sagen scheinen: „Komm und sieh den Ort, wo wir wachsen, und laß Dein Herz sich freuen in unserer Gegenwart".

Was kann unschuldiger sein als Blumen! Sie sind wie die Kinder, die noch unverdunkelt durch die Sünde sind. Sie sind Embleme der Reinheit und Wahrheit, eine Quelle neuer Wonne für den Reinen und Unschuldigen. Das Herz, welches Blumen oder die Stimme eines spielenden Kindes nicht liebt, kann nicht sanft und freundlich sein. Es war eine schöne Täuschung, wenn man eine Blumensprache erfand, durch welche Liebende in den Stand gesetzt wurden, die Gefühle auszusprechen, die sie nicht offen zu sagen wagten. Aber die Blumen haben eine Sprache für — Alt und Jung, Reich und Arm. „Mir", sagt Wordsworth,

„Kann die geringste Blume hier Gedanken
Erwecken, die zu tief für Thränen liegen."

Stelle man sich doch ja eine Blume in die Stube! Sie wird nur einen Penny kosten, wenn unser Ehrgeiz mäßig ist, und die Freude, die sie gewährt, wird über jeden Preis hinausgehen. Kann man eine Blume für sein Fenster haben, um so besser. Was kann köstlicher sein als das Sonnenlicht, das durch Blumen strömt — mitten

durch dunkelrothe Fuchsien und scharlachrothe Geranien? Durch Blumen in das Licht hinauszublicken — ist das nicht Poesie? Und die Kraft der Sonnenstrahlen durch den zarten Widerstand grüner Blätter zu brechen? Wenn man ein Nasturtium um das Fenster ziehen kann oder eine Weinranke, so wird man den schönsten Rahmen für das Bild draußen haben, ob es nun die geschäftige Menge oder eine fernliegende Landschaft oder Bäume mit ihren Lichtern und Schatten oder die vorüberschwebenden Wolken zeigt. Jedermann kann auf diese Weise für einen Pappenstiel die Freude haben, durch Blumen hindurchzublicken. Und welchen reinen Geschmack und welchen Feinsinn zeigt es nicht auf Seiten Dessen, der sie pflegt!

Eine Blume im Fenster würzt die Luft, läßt das Zimmer anmuthig erscheinen, giebt dem Sonnenlicht einen neuen Zauber, erfreut das Auge und verknüpft die Natur mit der Schönheit. Die Blume ist eine Stubengenossin, die Niemandem ein rauhes Wort sagen, aber stets schön und lächelnd aussehen wird. Man achte sie nicht gering, weil sie billig sind, und sich Jedermann diesen Luxus ebensogut verschaffen kann als wir selbst. Gewöhnliche Dinge sind billig, aber die gewöhnlichen Dinge sind stets die werthvollsten. Könnten wir frische Luft und Sonnenschein nur für Geld haben, als wie große Luxusgegenstände würde man sie

betrachten; aber sie stehen Allen frei, und so denken wir wenig daran, was für ein Segen sie sind.

Es giebt in der That Vieles in der Natur, dessen wir uns bis jetzt nur halb erfreuen, weil wir unsere Zugänge für die Empfindung und das Gefühl derselben verschlossen halten. Wir sind zufrieden mit der materiellen Thatsache und sehen uns nicht nach dem Geiste der Thatsache um, der höher steht. Wenn wir unsere Seelen dem Genusse öffneten, so könnten wir stille Freuden überall um uns ausgestreut finden. Wir könnten mit den Engeln leben, die uns auf jedem Sonnenstrahle besuchen, und mit den Elfen verkehren, die auf jeder Blume auf uns warten. Wir sollten mehr liebreiches Wissen haben, das uns in den Stand setzen würde, das Leben zu genießen, und wir bedürfen der Pflege der Kunst, welche die gewöhnlichen Mittel und Wege zum Genusse am besten ausnutzt, die auf jeder Seite um uns herumliegen.

Eine nette und saubere Häuslichkeit, gleichviel wie klein sie sein mag, wenn sie nur gesund ist, Fenster, in welche Sonnenschein hineinscheinen kann, ein paar gute Bücher (und wer müßte denn ohne ein paar gute Bücher sein in diesen Tagen allgemeiner Wohlfeilheit?) — keine mahnenden Schuldner an der Thür, der Brotschrank gut versehen und eine Blume in der Stube — Niemand

ist so arm, daß er diese Elemente des Wohlbefindens nicht um sich haben könnte.

Aber weshalb neben den Schönheiten der Natur nicht auch Geschmack finden an den Schönheiten der Kunst? Warum nicht ein Bild in der Stube aufhängen? Erfinderische Methoden sind — einige erst in den allerletzten Tagen — entdeckt worden, um Werke der Kunst mit Hülfe des Holzschnitts, des Steindrucks, der Photographie und des Selbstdrucks fast bis ins Unendliche zu vervielfältigen, was Jedermann in den Stand setzt, seine Zimmer mit schönen Bildern zu schmücken. Geschick und Wissen haben auf diese Weise die Kunst auch dem Aermsten zugänglich gemacht.

Jedes Bild, jedes Kupfer, jeder Stich, der einen edlen Gedanken darstellt, der eine heldenmüthige That schildert oder ein wenig Natur von den Feldern oder Straßen in unser Zimmer bringt, ist ein Lehrer, ein Erziehungsmittel und ein Gehülfe zur Selbstbildung. Es dient dazu, die Häuslichkeit angenehmer und anziehender zu machen. Es versüßt das häusliche Leben und umgiebt es mit Anmuth und Schönheit. Es zieht den Beschauer ab von bloßen Rücksichten auf sich selbst und bereichert seinen Schatz angenehmer Verbindungen mit der Außenwelt wie mit der Welt in seinem Innern.

Das Porträt eines großen Mannes zum Beispiel hilft uns sein Leben lesen. Es verleiht ihm ein persönliches Interesse. Indem wir auf seine

Züge blicken, ist uns, als ob wir ihn besser kennen lernten und näher mit ihm verwandt wären. Ein solches Porträt, das täglich vor uns hängt, das uns bei unseren Mahlzeiten und während unserer Mußestunden anblickt, dient, ohne daß wir es merken, zu unserer Hebung und Stützung. Es ist ein Glied, welches uns gewissermaßen mit einer höheren und edleren Natur verknüpft.

Man erzählt von einem römisch-katholischen Geldverleiher, daß er, im Begriff zu betrügen, einen Schleier über das Gesicht seines Lieblingsheiligen gezogen habe. So ist die Abbildung eines großen und tugendhaften Mannes gewissermaßen die Stubengenossenschaft von etwas Besserem als wir selbst, und obwohl wir den Höhenstand des Helden nicht erreichen mögen, können wir doch bis zu einem gewissen Grade von seinem Bilde an unserer Wand beeinflußt werden.

Es ist nicht nothwendig, daß ein Bild einen hohen Preis hat, wenn es schön und gut sein soll. Wir haben Dinge gesehen, für welche Hunderte von Guineen bezahlt worden waren, und die nicht den hundertsten Theil der Bedeutung oder Schönheit hatten, der in Linton's Holzschnitt von Rafael's Sixtinischer Madonna zu finden ist, welchen man für zwei Pence haben kann. Der Kopf erinnert Einen an die Bemerkung Hazlitt's über ein Bild, daß es scheine, als ob eine unschöne Handlung in seiner Gegenwart unmöglich sein würde. Es verkörpert

die Ideen der Mutterliebe, der weiblichen Schönheit und der innigen Frömmigkeit. Wie Jemand von dem Bilde sagte: „Es sieht aus, als ob ein Stück Himmel im Zimmer wäre".

Bilderliebhaber bezahlen nicht so viel für den künstlerischen Werth als für das Alter und die Seltenheit ihrer Gemälde. Der Aermste kann das sehende Auge für die Schönheit haben, während der Reiche blind dafür sein kann. Der wohlfeilste Stich oder Schnitt kann dem Handwerker die Idee der Schönheit mittheilen, während das Gemälde für tausend Guineen vielleicht nicht im Stande ist, dem Millionär irgend etwas mitzutheilen — ausgenommen möglicherweise den Gedanken, daß er ein Werk besitzt, welches Andere sich mit ihren Mitteln nicht erschwingen können.

Macht das Bild uns Freude, wenn wir es betrachten? Das ist ein guter Beweis für seinen Werth. Man kann seiner überdrüssig werden, unser Geschmack kann über dasselbe hinauswachsen und etwas Besseres verlangen, gerade wie der Freund von Lectüre über Montgomery's Gedichte hinauswachsen und nach Milton greifen kann. Dann wird man das geringe Bild herunternehmen und an seine Stelle eins hängen, das eine höhere Idee verkörpert. So kann an den Zimmerwänden sich ein steter Fortschritt in der Kunst vollziehen. Wenn die Bilder eingerahmt werden können, um so besser; wo nicht, einerlei, nur immer hinauf mit

ihnen! Wir wissen, daß Owen Jones sagt, es sei kein guter Geschmack, gedruckte Bilder an die Wände zu hängen, er würde nur Tapeten drankleben. Aber Owen Jones ist möglicherweise nicht unfehlbar und hier hat er unserer Meinung nach Unrecht. In unseren Augen sieht ein Zimmer, gleichviel, wie kostbar und zahlreich die Tische, Stühle und Ottomanen darin sein mögen, unmöblirt aus, wenn keine Bilder an den Wänden sind.

Es sollte ein großer Antrieb für die Künstler sein und ist ohne Zweifel auch einer, zu wissen, daß ihre Werke jetzt in Drucken und Stichen vertheilt sind, um die Heimstätten des Volkes zu schmücken und zu verschönern. Der Holzschneider, der Lithograph und der Stahlstecher sind die Uebersetzer des großen Künstlers ins Volksthümliche. So beschränken sich Turner's Gemälde nicht auf die reichen Besitzer der Originale, sondern können durch die Millar, die Brandard und Wilmott, die sie in Stahl gestochen haben, über alle Häuslichkeiten verbreitet werden. So findet Landseer durch Holzschnitte und Lithographien Eingang in jede Wohnung. So predigt Cruikshank Enthaltsamkeit und Ary Scheffer Reinheit und Frömmigkeit. Der Holzschneider und Stahlstecher ist der Vermittler, durch welchen die Kunst im Palaste in die bescheidenste Häuslichkeit im Reiche getragen wird.

Die Lebenskunst kann sich in vielfacher Weise äußern. Sie kann in die Worte zusammengefaßt

werden: Wende Alles zum Besten. Nichts ist so gering, daß sie sich darum nicht kümmern dürfte, selbst aus gemeinen und kleinen Dingen weiß sie Nutzen zu ziehen. Sie giebt der Häuslichkeit Glanz und Anmuth und verleiht der Natur neue Reize. Durch sie erfreuen wir uns der Parks und Wälder des Reichen, als ob sie unser Eigenthum wären. Wir athmen die Allen gemeinsame Luft und sonnen uns unter der Alle bescheinenden Sonne. Wir schwelgen im Anblicke des Grases, der vorüberziehenden Wolken und der Blumen. Wir lieben die Allmutter Erde und hören in der ganzen Natur freudenvolle Stimmen. Sie erstreckt sich auf jede Art des geselligen Verkehrs. Sie erzeugt heiteres Wohlsein und liebreiche Aufrichtigkeit. Mit ihrer Hülfe machen wir Andere glücklich und uns gesegnet. Wir erhöhen unser Wesen und veredeln unser Loos. Wir erheben uns über die auf dem Boden hinkriechenden Geschöpfe aus Erde und streben zum Unendlichen empor. Und so verknüpfen wir das Zeitliche mit dem Ewigen, wo die wahre Lebenskunst ihre schließliche Vollendung gewinnt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Galle